

# Geschichten

aus

**Kirche und Welt**

zu

**Dr. M. Luthers Kleinem Katechismus.**



Für Kirche, Schule und Haus gesammelt

von

**Germann Fick.**

CONCORDIA THEOLOGICAL SEMINARY

— LIBRARY —

SPRINGFIELD, ILLINOIS

St. Louis, Mo.

CONCORDIA PUBLISHING HOUSE.

1906.



## Vorwort.

---

Zwar ist der Verfasser dieses Büchleins gerade als Historienschreiber unter allen wahren Lutheranern Americas so bekannt und so beliebt und so belobt, daß ein neues Geschichtsbuch von ihm keiner Einführung und Empfehlung bedarf, am wenigsten von dem Unterzeichneten. Schon sein „Lutherbuch“, welches bereits mehrere Auflagen erlebt hat und auch in die englische Sprache übersetzt worden ist, hat den Namen Fick mit der Geschichte der americanisch-lutherischen Kirche dieses Jahrhunderts so untrennbar verbunden, daß dieser Name als ein gesegneter so lange unvergessen sein wird, so lange es eine reine lutherische Kirche in diesem Abendlande geben wird.

Nachdem aber Herr Pastor Fick, mein langjähriger herzinniggeliebter Freund und Bruder, in seiner großen Demuth in mich gedrungen hat, die „Geschichten aus Kirche und Welt zu Dr. Martin Luthers kleinem Katechismus“ zu bevormworten, wenn auch nur mit einigen Zeilen: so konnte ich ihm dieses unmöglich abschlagen. Wollen denn daher die lieben Leser dies nicht zu unseren Ungunsten deuten und die paar Worte, die ich dem Büchlein voranzustellen mich habe bewegen lassen, gütigst mit in den Kauf nehmen.

Luther schreibt in einer Vorrede zu einem Geschichtsbuche: „Es spricht der hochberühmte Römer Varro, daß die allerbeste Weise zu lehren sei, wenn man zu dem Wort Exempel oder Beispiele gibt. Denn dieselben machen, daß man die Rede klärlicher versteht, auch viel leichter behält; sonst, wo die Rede ohne Exempel gehört wird, wie gerecht und gut sie immer ist, beweget sie doch das Herz nicht so sehr, ist auch nicht so klar, und nicht so fest zu behalten; darum ist's ein sehr köstlich Ding um die Historien.“

Hiermit ist alles gesagt, was zum Lobe der gegenwärtigen Sammlung von Geschichten gesagt werden mag. Von besonderem Werthe aber ist diese Sammlung für Lutheraner darum, weil sie zu jedem Stücke unseres kleinen lutherischen Katechismus Exempel gibt. Lehrern, welche den Katechismus in ihrer Schule, und Eltern, welche denselben in ihren Häusern zu treiben haben, kann daher das Büchlein nicht dringend genug empfohlen werden. Bei dem Gebrauche desselben werden sie bald finden, welche gute Dienste zu recht anschaulicher, lebendiger, praktischer und eindringlicher Behandlung unserer „Kinderbibel“ es ihnen leisten wird. Von echt lutherischem Geiste durchdrungen und in auch Kindern verständlicher Sprache geschrieben, können diese Erzählungen auch getrost den Schulkindern selbst in die Hände gegeben und denselben zu dem Zwecke zum Durchlesen übergeben werden, daß sie nach Absolvirung jedes Stückes des Katechismus die dazu gehörigen Beispiele selbst wiedererzählen. Aber auch Erwachsene werden daraus für sich selbst reiche Belehrung und Erbauung schöpfen.

Möge denn Gott auch auf dieses Büchlein um Jesu Christi, des Heilandes aller Menschen, willen einen reichen, überschwenglichen Segen zur Förderung seines Gnadenreiches auf Erden legen und der theure Verfasser in diesem Segen den Gnadenlohn finden für diese seine treue und mühsame Arbeit, und alle Lutheraner, die sich dieser seiner Arbeit bedienen, ihn dafür segnen; denn mit Recht schreibt Luther in der oben bereits angeführten Vorrede:

„Die Historienschreiber sind die allernützlichsten Leute und besten Lehrer, daß man sie nimmermehr genug kann ehren, loben oder dankfagen.“

St. Louis, Mo., am Reformationsteste 1881.

C. F. W. Walther.



## Namenregister.

---

- |  |  |
|--|--|
| <p>             Abdijon 493.<br/>             Adrian 482.<br/>             Afra 451.<br/>             Aham 545.<br/>             Alberus 535.<br/>             Albrecht 198.<br/>             Aleth 141.<br/>             Alexander d. Gr. 154. 158. 246.<br/>                 311. 331. 444.<br/>             Alexander, Kaiser 508.<br/>             Alfred 208.<br/>             Al Montaser 167.<br/>             Algier 257.<br/>             Alphons 247.<br/>             Alphons X. 31.<br/>             Altpius 229.<br/>             Ambrosius 595.<br/>             Amphilocheus 413.<br/>             Antmann 97.<br/>             Ananda 409.<br/>             Anna 255.<br/>             Anstedt 423.<br/>             Aquila 582.<br/>             Arabini 361.<br/>             Archias 358.<br/>             Archippa 250.<br/>             Arius 307.<br/>             Armenisches Kind 162.<br/>             Arnd 489.<br/>             Arnheim 84.<br/>             Arundel 348.<br/>             Aspasia 248.<br/>             Athanasius 320. 381.<br/>             Augustinus 359. 365.<br/>             Augustus 190.<br/>             Aurelius 541.<br/>             Ausrwanderer 402.<br/>             Bader 391.<br/>             Banguier 283.<br/>             Barbarossa 586.         </p> | <p>             Barlaam 40.<br/>             Barmen 564.<br/>             Basilus 18. 382. 512.<br/>             Bauer 525.<br/>             Bengel 574.<br/>             Verbice 122.<br/>             Bergschotten 12.<br/>             Berlin 457.<br/>             Bertlin 469.<br/>             Bichlingen 383.<br/>             Birkholz 475.<br/>             Bischof 90.<br/>             Bithynien 197.<br/>             Blanca 142.<br/>             Blinde 46.<br/>             Bogislav 600.<br/>             Bogoris 443.<br/>             Boleslaus 170.<br/>             Borgia 43.<br/>             Borchave 334.<br/>             Brainerd 436.<br/>             Brandenburg 298.<br/>             Brenz 113. 384. 425. 446.<br/>             Brochmand 325. 329.<br/>             Brune 194.<br/>             Bürger 26.<br/>             Büßerin 337.<br/>             Caliphus 417.<br/>             Carlstadt 602.<br/>             Carpentarius 42.<br/>             Carpyov 452.<br/>             Cäsar 178.<br/>             Cäsars Freund 309.<br/>             Cäsander 92.<br/>             Casimir II. 219.<br/>             Cassius 178.<br/>             Catharina 39.<br/>             Catharina, Herzogin 477.<br/>             Charlotte 240.<br/>             Chateauf 319.         </p> |
|--|--|

- Chaumette 53.  
 Chlodwig 416.  
 Christ 227.  
 Christian 478.  
 Christian III. 488. 530.  
 Christian IV. 159.  
 Christoph 491.  
 Chrysostomus 33. 86.  
 Simon 150.  
 Coligny 124.  
 Colowrat 349.  
 Constans 169.  
 Constantia 552.  
 Constantin 37. 310.  
 Copernicus 435.  
 Cronwell 171.  
 Crösus 151.  
 Cupido 460.  
 Cyprian 130. 608.  
 D. in Ohio 304.  
 Däne 206.  
 Demerara 290.  
 De Bai 6.  
 Dietrich, Gothenkönig 172. 303.  
 Dietrich von Bern 342.  
 Dionysia 589.  
 Dionysius 213.  
 Dobry 563.  
 Doctor 30.  
 Doctor in R. 604.  
 Domitianus 45.  
 Dompfaffen 64.  
 Drei Männer 345.  
 Dulas 561.  
 Duncan 536.  
 Dyhern 156.  
 Ed 605.  
 Edbrecht 67.  
 Edelknaab 165.  
 Edelmann 54. 217. 346. 529.  
 Edeffa 110.  
 Ehemann 256.  
 Ehrabtschneider 301.  
 Eimbeck 212.  
 Eimeo 268 a.  
 Einsiedler 188.  
 Eisenach 267.  
 Elsa 587.  
 Emser 63.  
 Ennia 251.  
 Ephrem 207.  
 Epiphanius 299.  
 Ernst, Erzbischof 430.  
 Ernst, der Fromme 83. 464. 476.  
 Ernst, Herzog von Lüneburg 128. 601.  
 Ethelwod 210.  
 Eunomius 18.  
 Evagrius 414.  
 Executor 204.  
 Fabrikant 99.  
 Farmer 393.  
 Ferdinand, Herzog 479.  
 Ferdinand I. Kaiser 439.  
 Firmus 322.  
 Flattich 145. 203. 209. 398. 515.  
 Florentius 318.  
 Florenz 140.  
 Francisco San Roman 449.  
 Franke 282. 548. 559.  
 Frankreich 343.  
 Frau 292.  
 Freiberg 149.  
 Fresenius 377. 453. 520.  
 Friedrich II. 506.  
 Friedrich, Bischof 226.  
 Friedrich, der Schöne 327.  
 Friedrich III. Kaiser 354. 553.  
 Friedrich II. Kurfürst 192.  
 Friedrich Wilhelm III. 116. 568.  
 Frundsberg 48.  
 Galenus 187.  
 Galizin 362.  
 Gastwirth 458.  
 Garde 471.  
 Gärtner 426.  
 Gemeindeglied 522.  
 Genesius 583.  
 Georg, Herzog 23.  
 Georg, Markgraf 467.  
 Georg Hans 613.  
 Gerber 56.  
 Gerhard, Joh. 281. 528. 569.  
 Gerson 11.  
 Gezer 27.  
 Gibraltar 429.  
 Gilpin 401.  
 Gobat 52. 412.  
 Gordius 487.  
 Göde 102.

Gouverneur 115.  
 Graf 61. 411. 455. 472.  
 Graf von Ribba 244.  
 Gregor I. 7.  
 Gregor von Razianz 557.  
 Grebendorff 223.  
 Grimm 432.  
 Gripp 473.  
 Großvater 355.  
 Grönländer 123. 367.  
 Gurland 424.  
 Gustav Adolf 36. 87. 262. 363.  
 505. 570.  
 Gustav Adolf 184.  
 Hadrian VI. 29.  
 Hadrian, Kaiser 483.  
 Hall 271.  
 Handwerker 374.  
 Harnis, Claus 268 b.  
 Häuser 269.  
 Heermann 146.  
 Heinrich III. 174.  
 Heinrich VIII. 182. 344.  
 Heinrich, Herzog 403.  
 Helene 51.  
 Henker 183.  
 Herdige 98.  
 Herzog 336.  
 Herzogin 285.  
 Heß 214.  
 Heßius 483.  
 Hiero 364.  
 Hindu 437.  
 Hirt 371.  
 Holstein 386.  
 Hornisbass 38.  
 Horst 215.  
 Hugo Grotius 599.  
 Hume 20.  
 Hunerich 41.  
 Hunnius, Aeg. 461.  
 Hunniades 610.  
 Husar 179.  
 Hutton 252 b.  
 Indianer 427.  
 Innocenz 566.  
 Iselin 73.  
 Italiener 454.  
 Jakobson 576.  
 Johannes, Apostel 147.

Johannes, Bischof 193. 549.  
 Johann Albrecht, Herzog 127.  
 Johann, der Beständige 143. 470.  
 Johann Friedrich, Kurfürst 278.  
 474.  
 Johann Georg I. 144.  
 Johannes Paulus 287.  
 Jonas 379.  
 Jüdin 434.  
 Jugend 494.  
 Julianus 341.  
 Julitta 511.  
 Junge Leute 93.  
 Junger Mensch 296.  
 Jüngling 237.  
 Junius 10.  
 Jurischiz 573.  
 Justinian 302.  
 Justinus 4.  
 Kabi 314.  
 Kajarnat 422.  
 Kanut 35.  
 Karl I. 555.  
 Karl IV. 558.  
 Karl V. 1. 257. 264. 611.  
 Karl VIII. 225.  
 Karl IX. 173.  
 Karl, der Große 275. 609.  
 Karlmann 218.  
 Kaufmann 25. 166. 286.  
 Kiefling 526.  
 Kind 399.  
 Kircher 368.  
 Kischinew 433.  
 Kleist 168.  
 Knäblein 148.  
 Knopfmacher 49.  
 Konrad, Kaiser 253.  
 Konrad, König 347.  
 Kosroes 415.  
 Kott 89.  
 König 360.  
 Kraft 407.  
 Kranter 106.  
 Krämer 24.  
 Kreuzenach 431.  
 Krieger 428.  
 Kriegsoberster 507.  
 Kunewalde 60.  
 Kunnuf 189.

Rurzhagen 153.  
 Sandarzt 335.  
 Sandrath 462.  
 Landsknecht 492.  
 Lange 324.  
 Latomus 351.  
 Laurentius 195.  
 Laurentius Justinianus 440.  
 Lausacius 584.  
 Leifsenberg 211.  
 Leopold 241.  
 Leyfer 114.  
 Lode 295.  
 London 293.  
 Lorenz 397.  
 Löst 538.  
 Ludwig XII. 554.  
 Ludwig, der Fromme 585.  
 Luther 48. 75. 88. 107. 243. 277.  
     294. 369. 370. 405. 419. 498.  
     510. 524. 533. 542. 567. 579.  
     580.  
 Lüder 531.  
 Lysimachus 357.  
 Madagascar 44.  
 Magdeburg 137.  
 Malabar 577.  
 Maler 216.  
 Marcion 126.  
 Marinus 16.  
 Marokko 480.  
 Martin 202.  
 Massenbach 568.  
 Matthesius 607.  
 Matthew 288.  
 Maximilian 163. 394. 581.  
 Maximilian II. 465.  
 Mechtilde 258.  
 Mecklenburg 55.  
 Medici 284.  
 Mehlhändlerin 201.  
 Meisner 612.  
 Meister R. 69.  
 Melancthon 372. 500.  
 Merlau 238.  
 Metzger 265.  
 Metzger, ein 323.  
 Meyendorff 120.  
 Missethäter 420.  
 Molsdorff 236.

Monika 252 a. 513.  
 Monte Mirabile 532.  
 Morington 291.  
 Moscherosch 279. 447.  
 Moser 560.  
 Mönch 74.  
 Mörlin 380.  
 Mutter 259.  
 Myconius 438. 501.  
 Nachtwächter 378.  
 Napier 328.  
 Napoleon I. 3. 32. 508.  
 Narr 356.  
 Naumburg 149.  
 Neger 122.  
 Negergemeinde 289.  
 Negerfnabe 509.  
 Neithardt 353.  
 Neugländer 523.  
 Neuseeland 196.  
 Newton 408.  
 Niederlande 109.  
 Nordstern 390.  
 Nordstrand 101.  
 Nott 421.  
 Numia 518.  
 Nürnberg 66.  
 Offizier 375. 577.  
 Oldcastle 606.  
 Olympia 441.  
 Oranienbaum 272.  
 Origenes 130.  
 Orleans 22.  
 Osnabrück 519.  
 Offemer 94.  
 Oswio 105.  
 Otto I. 47. 313. 551.  
 Otto, Markgraf 591.  
 Otto von Wittelsbach 138.  
 Ogenstierna 14.  
 Pachomius 205.  
 Pantelik 266.  
 Papinianus 315.  
 Paris 108.  
 Pelouquin 2.  
 Perseval 376.  
 Peter, der Große 326.  
 Peter, der Kleine 400.  
 Peterson 385.  
 Pfäuser 113.

Philipp II. 191. 239.  
 Philipp, Landgraf 468.  
 Philipp von Macedonien 28.  
 Philosophen 450.  
 Pietsch 104.  
 Pobritz 96.  
 Polycarpus 80. 126.  
 Pontanus 596.  
 Potthius 17.  
 Prediger 308. 527.  
 Predigerjohn 463.  
 Price 571.  
 Prinz 338.  
 Britchard 544.  
 Bromniz 442.  
 Quensel 111.  
 Quistorp 599.  
 Rabbod 103.  
 Raleigh 185.  
 Randolph 496.  
 Ragenberger 590.  
 Räuber 177.  
 Reinhard 575.  
 Reisender 13.  
 Remusat 155.  
 Rendsburg 387.  
 Rhodus 504.  
 Richter 93.  
 Roland 484.  
 Rosenquist 70.  
 Roktäuscher 330.  
 Rostod 112. 598.  
 Rousseau 230.  
 Rösner 445.  
 Rudolf, Herzog 68.  
 Rudolf II. Kaiser 490.  
 Rußland 456.  
 Ruyter 270. 572.  
 Saamy 21.  
 Sabinus 547.  
 Salem 119.  
 Salvinus 366.  
 Salzburger 34.  
 Sapricius 546.  
 Satorus 41.  
 Schappliz 481.  
 Schauspielerei 232.  
 Schlestien 395.  
 Schleswig 389.  
 Schlied 316.

Schmettau 373.  
 Schölting 499.  
 Schönborn 95.  
 Schöner 339.  
 Schreinermeister 260.  
 Schröder 57.  
 Schubert 231.  
 Schuhmacher 121. 516.  
 Schurf 79.  
 Schwarzenburg 58.  
 Schuyler 199.  
 Seelsorger 125.  
 Segensprecher 71.  
 Selben 220.  
 Sempach 503.  
 Sham 517.  
 Shakespeare 495.  
 Sibylla 539.  
 Sibylla, Prinzessin 254.  
 Sigismund, Kaiser 263. 300.  
 Sigismund, König 485.  
 Simonides 364.  
 Sobridge 305.  
 Soldat 176. 565.  
 Solymann 180.  
 Sonntagsschulsuperintendent 233.  
 Spanien 175.  
 Spartaner 157.  
 Spener 234. 514.  
 Speratus 588.  
 Spiera 352.  
 Stadler 562.  
 Stainville 274.  
 Stäheli 118.  
 Steinberg 578.  
 Steiner 186.  
 Steinmetz 235.  
 Stephan von Berry 332.  
 Stephanus, König 200.  
 St. Louis 100.  
 St. Paul 59.  
 Student 222. 261. 466.  
 Studenten 134. 392.  
 Sturm 594.  
 Sultan 181.  
 Superintendent 537.  
 Symphorianus 486.  
 Tagiles 280.  
 Teßel 592.  
 Thebäer 160.

Themistokles 242. 418.  
 Theodosius 502. 550.  
 Theodosius II. 297.  
 Theologe 498.  
 Theoteknus 16.  
 Thomas 521.  
 Tiberius II. 276.  
 Liebe 76.  
 Tieffstätt 152.  
 Tigranes 249.  
 Tischlermeister 497.  
 Titus 129.  
 Tönningen 50.  
 Treithofer 65.  
 Trompeter 396.  
 Tschoop 410.  
 Turonius 77.  
 Türcke 62.  
 Tyrann 540.  
 Ulrich 224.  
 Urbanus Rhegius 128.  
 Ursperger 317.  
 Ursula 75.  
 Ustthazan 459.  
 Valens 414.  
 Valentintianus 161.  
 Van der Ende 593.  
 Vater 131. 132. 243.  
 Vaternörder 135. 136.  
 Velten 321.

Bergerius 9.  
 Victoria 15.  
 Victorinus 117.  
 Volksvertreter 139.  
 Voltaire 19. 91.  
 Wartenberg 350.  
 Washington 164.  
 Weber 340.  
 Weise 5.  
 Weller 81.  
 Weller, Hieronymus 597.  
 Wellington 273.  
 Wenzeslaus 404.  
 Wieland 3.  
 Wigand 127.  
 Wilhelm 82.  
 Winshemius 448.  
 Wittenberg 245.  
 Woltersdorf 543.  
 Württemberg 306.  
 Zauberin 72.  
 Zeit 221.  
 Zeleutus 312.  
 Zeno 228.  
 Ziegenbalg's Mutter 8.  
 Ziegler 534.  
 Zietzen 85. 388. 614.  
 Zinzendorf 406.  
 Zuhörer 333.  
 Zwingli 603.

# Sachregister.

---

Abendmahl, Wesen 606. 607. —  
 Nutzen 608—613. — vertheidigt  
 614. — Irrlehre davon 602—605.  
 — unwürdig genossen 104.  
 Abfall 37. 342.  
 Abgötterei 21. 22. — läßt ein Christ  
 nicht mit sich treiben 36.  
 Ablaß 392.  
 Absolution 112. 595. 596. — pri-  
 vate 593. 594. 597.  
 Advokat 315. 316.  
 Aferreden 301.  
 Allgemeine Gnadenverheißungen  
 473.  
 Allmacht 369.  
 Alter geehrt 157. 158.  
 Anfechtung 531.  
 Anrufen, den Namen Gottes 83—85.  
 Antichrist 449. 606.  
 Arbeiten am Sonntag aus Noth  
 und Liebe 122.  
 Argwohn 287. 288.  
 Auferstehung 184. 185. 612.  
 Aussteuer 243. 244.  
 Bann, rechtmäßiger 591.  
 Barmherzigkeit 202. 204. 208. 209.  
 214. — vergolten 199.  
 Beamter, gewissenhafter 317.  
 Behalten . . . dienstlich sein 318.  
 Beichte 599. 600. — private 598.  
 Befehung 411. 421—424. 432. 437.  
 452. 453. 455. 457. 458. 462. —  
 eines Abtrünnigen 459.  
 Belügen 299.  
 Berufung 450—458.  
 Beständigkeit 468—471. 588.  
 Bestechung 263.  
 Bibel, fleißig zu lesen 1. 7. 8. —  
 Liebe zur 12. 15. — Segen 13.  
 — Freude an der 14. — Hoch-  
 schätzung der Bibel 16. — Ver-  
 folgung der Bibel 109.

Bild des Gekreuzigten 442. — vom  
 jüngsten Gericht 443.  
 Bilderdienst 22.  
 Blutschande 226.  
 Bruderliebe 130. — Mörder 169.  
 170.  
 Buße 451—453. 459. 466. 559. —  
 aufschieben 347. — unterlassen  
 356.  
 Bücher, ungläubige, verkaufen 108.  
 Catechismus : Unterricht befördern  
 120.  
 Christus, wahrer Gott 414—417. —  
 allweise 480. — gleicher Ehren  
 mit dem Vater 413. — der rechte  
 Messias 423. 424. — der Heiland  
 434—438. — der Mittler 407.  
 418. — Vorbild 444. 445.  
 Danken, Gott 87.  
 Dasein Gottes 367. 368.  
 Demuth 363.  
 Diebstahl 260. 263. 268 b.  
 Diener, treuer 156.  
 Dienstfertigkeit 207. 211.  
 Dreieinigkeit, unbegreiflich 365. —  
 Märtyrer dafür 366.  
 Duell 184. — verweigert 185.  
 Ehe, gottselige 255.  
 Ehefrau, erste, wieder angenommen  
 257.  
 Eheverbot 224.  
 Ehre, Gott genommen 29.  
 Eid, gehalten 81.  
 Eigenlob 309.  
 Eigenthum, bleibendes 286. 287.  
 Einigkeit unter Eheleuten 247.  
 Engelschuh 394—397. — über Kin-  
 der 398. 399.  
 Entführung 225.  
 Entheiligung des Feiertags 94—98.  
 100.  
 Entsagen, dem Teufel 588.

- Entschuldigen 325.  
 Ergebung in den Willen Gottes 43.  
 Erkenntniß Gottes 17.  
 Erleuchtung 9—11. 460—463. 480.  
 483.  
 Erlösung 409. 439—441.  
 Evangelium allein hilft 410. 411.  
 — süß 412. — Macht 421—424.  
 433. 458.  
 Ewiges Leben 448. 454. 465. 466.  
 473. 475. 479—495. 598. 606.  
 Fest 291.  
 Fluchen 54. 56. 57.  
 Freigebigkeit gegen Arme 203.  
 277. 278. — gegen die Kirche  
 288—290.  
 Freundlichkeit 252. 256.  
 Friede ernährt 192. — stiften 200.  
 Friedfertigkeit 195.  
 Fürbitte, für die Eltern 521. — für  
 die Mitbürger 569.  
 Geben bringt Segen 276. 279. 283.  
 284.  
 Gebet, der Kinder 500. — eigenfin-  
 niges 78. — selbstgefälliges 559.  
 demüthiges 530. — gemeinsames  
 115. — nicht zu vernachlässigen  
 79. — um den Abschied 565. —  
 Betreuung 568. 578. — Befehlung  
 des Nächsten 513—516. — Brod  
 533—538. — Frieden 579. — Ge-  
 duld 528. — Geld 537. 538. —  
 fromm Gemahl 539. — Genesung  
 526. 527. 566. — ein versöhnliches  
 Herz 548. — um Kraft 509. 511. —  
 Lebensverlängerung 512. — Meh-  
 rung des Glaubens 370. — Muth  
 572. — um Rettung vom Tode  
 501. 567. 576. 577. — von den  
 Feinden 571. 573. — von Feuers-  
 gefahr 575. — um Schutz 510.  
 — Sieg 502—508. 570. — um  
 gut Wetter 541. 542. 574.  
 Gefundenes zurückgeben 272.  
 Gehorchen, Gott mehr, als den El-  
 tern 161. 162. — als der Obrig-  
 keit 160. 183.  
 Gehorsam einer Ehefrau 250. 258.  
 Geiz 24—26.  
 Gelassenheit 52. 329.  
 Genügsamkeit 340.  
 Geschwisterliebe 155.  
 Geheh, Macht 456. — Zuchtmeister  
 360. — Niegel 359.  
 Gewissen 171—173. — Macht 359.  
 — Angst 343.  
 Gewißheit des Gnadenstandes 442.  
 474—481.  
 Glaube macht fröhlich 374. — furcht-  
 los 375. — selig 405. — erlangt  
 das tägliche Brod 378. — Schutz  
 389. — das Nöthige 377.  
 Gnadenzeit versäumen 358.  
 Gotteslästerer 53. — befehrt 31.  
 Gottesleugnung 19.  
 Götzendienst 21.  
 Grenzen verrücken 265.  
 Großmuth 558.  
 Hartberzigkeit 220. — bereit 201.  
 Hausgottesdienst 124.  
 Haushalten 292.  
 Heiden über die Vorsehung 45.  
 Heiligen-Anrufung 22. 23.  
 Heiligung 189. 236—238. 268. 323.  
 335. 460. 561.  
 Heirathsantrag abgelehnt 240. 241.  
 Heirathsgut 242.  
 Heuchelei bereit 34.  
 Hochmuth 28. 30. 32.  
 Hölle 355. 361. 362.  
 Irrlehrer, Ernst gegen 126.  
 Jesus nimmt die Sünder an 432.  
 433.  
 Jubel, papistischer, bestraft 64.  
 Kaufen, zu billig 273.  
 Kennzeichen der rechten Lehre 5.  
 Keuschheit 237—239. — in Ge-  
 berden 249.  
 Kinderzucht, nachlässige 136. 259.  
 — tyrannische 137. — christliche  
 141. 143. 145.  
 Kirche, die rechte 446. — lutherische  
 447.  
 Kirchenbuße 595.  
 Kirchengefäße zum Besten der Ar-  
 men verkauft 210.  
 Kirchengenossen, eifriges 110. — ist  
 ein Bekenntniß 117. — ein gutes  
 Vorbild 118. — bringt Segen  
 116.



Königsmord 138. 139.  
 Kornwucherer 266.  
 Lästerung der heiligen Schrift 77.  
 Lehre, lutherische 448.  
 Lehrer geehrt 154.  
 Leiden Christi 419. 422.  
 Liebe Gottes in Christo 420. 421.  
 Liebe eines Bräutigams 246. —  
 Ehemannes 249. — einer Ehe-  
 frau 248. 251. 253. 254.  
 Lieben, Gott über alles 41. 42. 44.  
 Lieben, die Feinde 197. 198. 206.  
 545. — Fremde 205. — Kranke  
 213. — Waisen 212.  
 Lieblingswort 406.  
 Loben, den Namen Gottes 86. —  
 in Trübsal 529.  
 Lust, böse 333—336.  
 Mammons knecht 26.  
 Märtyrer 2. 16. 17. 38. 39. 40. 41.  
 80. 160. 162. 366. 414. 449. 451.  
 459. 480. 482. 487. 509. 511.  
 562. 583. 588. 589. 606.  
 Meineid 67—70. 307.  
 Menschenfreundlichkeit 129.  
 Mission, eine Christenpflicht 517. —  
 Feist 519. — Eifer 520. — Segen  
 523. — einer Christin 518.  
 Mitgift 245.  
 Mörder seiner Kinder 180. — sei-  
 ner Mutter 168.  
 Mutter, geehrt 144. — Liebe 140. 142.  
 Nachbar 267.  
 Obrigkeit, gute 159. — tyrannische  
 181. — zu nachsichtige 182.  
 Prediger, Botschafter an Christi  
 Statt 601. — geliebt 127. 128.  
 Predigt hören gesegnet 112. — eif-  
 riges 119. — auch die geringste  
 nicht zu verachten 114.  
 Prophezeiung, abergläubische 82.  
 Prozeß 321.  
 Rachlust besiegt 189.  
 Rauben 262.  
 Rechtfertigung 425—428. 430. 431.  
 448. 464—467. 477.  
 Reben, leichtfertiges 308. — ärger-  
 liches 324. — Gutes vom Nach-  
 sten 326.

Reich werden wollen 330. — thö-  
 richt 331.  
 Reliquien 73. 74.  
 Rettung, eines Eisenbahnzuges 393.  
 — Schiffbrüchigen 376. — von  
 Drängern 387. — Feinden 388.  
 — Krankheit 380. — Mördern  
 390—392. — Pest 379. — Ver-  
 folgung 381. 382. 384—386.  
 Richtschnur ist die Bibel 2.  
 Romane 106.  
 Ruhen am Feiertage 107.  
 Sacramente, Nutzen 481.  
 Sanftmuth 196. — einer Ehefrau  
 252 a. b. 256.  
 Schatz im Himmel 285.  
 Schauspiel 229—235.  
 Schmeichler 35. 310.  
 Schöpfung 371. 372.  
 Schrift, siehe: Bibel.  
 Schulden bezahlen 271.  
 Segen Gottes über fromme Kinder  
 264—266.  
 Selbstgerechtigkeit 337. 338.  
 Selbstverleugnung 27. 274.  
 Sorge für die Nachkommen 163.  
 Sparsamkeit 293.  
 Spielen 97. 261. — Karten 295. 296.  
 Spötter 55. 59. — über das Vater  
 Unser 66. — über das Predigt-  
 amt 101. — über Luthers Lehre  
 60—63. 65. — befehrt 111.  
 Sünde, hassen 33. — wider den  
 Heiligen Geist 461.  
 Tanzen 94. 95. 234. 235. — bessere  
 Freude, als Tanzen 123.  
 Tausch, Mißbrauch 582. — Verach-  
 tung 103. — Theater-tausch 583. —  
 Nutzen 586. 587. — Hochschätzung  
 der Tausch 584. 585. — Verpflich-  
 tung 589. 590.  
 Testament, schreckliches 25.  
 Thierquälerei 186.  
 Tod, der Gläubigen 448. 454. 465.  
 466. 473. 475. 479—495. 598.  
 606. — der Gottlosen 345. 346.  
 348—353. 414.  
 Trachten am ersten nach dem Reiche  
 Gottes 121.

- Treue 237. 328.  
 Trost 431. 437. 440. 441. 455. 463.  
 464. 480. 586. 608.  
 Trunkenheit 227. 228. — überwun-  
 den 236. 335.  
 Umgang mit Gebannten 105.  
 Ungläubiger beschämt 20.  
 Unsterblichkeit 354.  
 Unverföhnlichkeit 546.  
 Unzüchtige Worte 215. — Bilder 216.  
 Vater Unser, Segen 496. 497. 499.  
 — Luthers Auslegung 498.  
 Verachtung der Predigt und des  
 Wortes Gottes 88—93. 99. 102.  
 113. — eines Vaters 131—134.  
 148. — eines treuen Seelsorgers  
 125.  
 Verdienst Christi 425—431.  
 Vergeben, den Feinden 547. 549.  
 550. 554. 555. — Mördern 556.  
 557.  
 Vergebung der Sünden 423. 426.  
 428. 429. 439. 451. 452. 586.  
 592. 611.  
 Vergeltung, gerechte 174. 176—199.  
 219.  
 Verkaufen zum Marktpreis 270.  
 Verleugnung, auch den Schein da-  
 von gemieben 40.  
 Verleumden 303.  
 Verlöbnißbruch 222. 223.  
 Verlust um kurzes Genußes willen  
 357.  
 Verrathen 300.  
 Versöhnlich 541. 552. 553. 556.  
 Versuchung 560—564.  
 Vertrauen auf Gott 46—51.  
 Vorausgeben 294.  
 Vorherbestimmung 472.  
 Vorschlägen im Handel 269.  
 Vorsehung 373. 400—403. 454.  
 Wahrheitsliebe 322. 323.  
 Weissagungen 3. — von Christo  
 423. 424.  
 Wiederaufnahme Gebannter 595.  
 Wiedererstattung 268.  
 Wiedergeburt 446.  
 Wiederherstellung des Tempels 341.  
 Wille Gottes, der beste 524.  
 Wohlthätigkeit 275. 281. 282.  
 Wunder 4. — lügenhafte 75. 76.  
 Wünschen, sich Böses 58.  
 Zaubern 71. 72.  
 Zeuge, falscher 305. 306. 320. —  
 redlicher 319.  
 Zeugniß des Heiligen Geistes 2. 10.  
 420. 452. 455.  
 Zufriedenheit 332.



## Angabe der Quellen.

---

- Abendschule. Die Nummern: 10. 13. 15. 70. 87. 363. 388. 408. 435. 495.
- Burd, M. J. Ch. F. Evangelische Pastoral-Theologie in Beispielen. 1839. Nr.: 52. 101. 104. 176. 231. 235. 240. 277. 324. 372. 377. 401. 458. 371.
- Burd. Beispiele des Guten. 1844. Nr. 12. 21. 81. 143. 155. 157. 158. 241. 254. 256. 269. 270. 274. 312. 319. 321. 323. 338. 339. 414. 437. 459. 499. 513. 517. 520. 534. 548. 559. 566. 569. 572. 590.
- Burd. Spiegel edler Pfarrfrauen. Eine Sammlung christlicher Charakterbilder. 1865. Nr. 238. 469. 500. 594.
- Caspari, Ch. F. Geistliches und Weltliches zu einer volksthümlichen Auslegung des kleinen Catechismus Lutheri in Kirche, Schule und Haus. 1872. Nr.: 29. 42. 46. 57. 61. 71. 82. 88. 90. 92. 93. 97. 128. 134. 135. 139. 152. 154. 169. 174. 175. 188. 244. 259. 298. 301. 322. 325. 340. 344. 364. 365. 368. 378. 392. 400. 402. 403. 404. 405. 411. 418. 419. 468. 483. 484. 492. 505. 516. 529. 531. 543. 553. 570. 598. 612.
- Dithmar, G. Th. Historienbuch. Bilder und Denkmäler der vaterländischen Vorzeit. 1851. Nr.: 1. 62. 67. 73. 74. 102. 103. 111. 163. 172. 182. 225. 226. 264. 267. 316. 330. 342. 383. 425. 477. 586. 591.
- Eusebius von Cäsarea. Kirchengeschichte, übersetzt von F. W. Stroth. Nr.: 147. 541.
- Evangelische Glaube, Der, dargestellt und vertheidigt in Briefen. 1868. Verein im nördlichen Deutschland. Nr.: 362.
- Fliebnier, Th. Buch der Märtyrer. Nr.: 16. 38. 80. 126. 160. 202. 207. 237. 252 a. 300. 348. 349. 382. 414. 451. 486. 487. 511. 518. 546. 557. 588. 589. 606.
- Fresenius, J. Ph. Pastoralsammlungen. 1752. Nr.: 453.
- Fuchs, G. D. Bibliothek der Kirchenversammlungen des vierten und fünften Jahrhunderts. 1780. Nr.: 450.
- Blüthen aus dem Garten Gottes. Eine Sammlung von Erzählungen aus dem Reiche Gottes. Herausgegeben vom christlichen Verein im nördlichen Deutschland. 1875. Nr.: 55. 69. 282. 377. 426. 457.
- Glafer, Ch. M. G. E. Erzählungen aus dem Reiche Gottes. Zum Gebrauche bei dem Religionsunterrichte in Kirche, Schule und Haus. 1855. Nr.: 14. 74—77. 56. 57. 108. 113. 156. 168. 183. 205. 209. 307. 335. 345. 367. 373. 375. 391. 395. 397. 398. 399. 407. 421. 422. 427. 434. 454. 455. 470. 476. 480. 515. 542. 549. 552. 565.

- Goldförner, Bilder und Beispiele; ein Hilfsbuch zur illustrirenden Lehrmethode für Prediger und Schullehrer. Cleveland, O. Nr.: 32. 49. 76. 79. 230. 232. 237. 287. 331. 332. 333. 355. 390. 428. 493. 496. 523. 543. 574. 577.
- Herberger, Val. Epistolische Herzpostille. Nr.: 28. 37. 60. 190. 280. 302. 360.
- Hondorff, M. Calendarium Sanctorum et Historiarum, das ist: Ein besondere tägliche Hauß und Kirchenhistorie. 1587. Nr. 180. 366. 473.
- Hunger, M. J. Ch. Pentalogus sive Deliciae Catecheticae, das ist: Catechismus-Ergötzlichkeiten über dessen fünf Hauptstücke. 1718. Nr.: 43. 58. 72. 127. 149. 161. 303. 320. 600.
- Jachimus. Biblia in Historiis. 1704. Nr.: 2. 159. 236. 420. 423. 442. 448. 475. 481. 491. 561. 604.
- Josephson, L. Brosamen für theure und wohlfeile Zeit. Nr.: 95.
- Justinus. S. Justinii Philosophi et Martyris Opera, quae feruntur, omnia. Ed. Otto. Nr.: 4.
- Leonhardi, G. Nacht und Morgen. Erzählungen aus der Geschichte der evangelischen Heidenmission. 1866. Nr.: 44. 51. 119. 189. 268. 406. 409. 412. 460. 509. 521. 544.
- Leonhardi, G. Die Missionsgeschichte der christlichen Kirche in Cultur- und Lebensbildern aus dem Heidenthum und Christenthum. 1873. Nr.: 105. 443.
- Liebhart, H. Das Buch der Gleichnisse, nämlich, Biblische Wahrheiten in Sinnbildern und Beispielen. Cincinnati. 1876. Nr.: 19. 86. 99. 115. 167. 177. 185. 195. 234. 238. 252 b. 257. 309. 310. 328. 393. 429. 444. 471. 497. 539.
- Lutheraner. Nr.: 307. 341. 603.
- Luther's Werke. Nr.: 6. 501.
- Meelführer, J. Historisches Spruchbuch. 1682. Nr.: 5. 22. 40. 41. 424. 439.
- Neander, A. Dr. Allgemeine Geschichte der christlichen Religion und Kirche. 1825. Nr.: 17.
- Nissen. Unterredungen über den kleinen Catechismus Lutheri. Nr.: 131. 153. 171. 213. 252. 384. 389. 508. 568. 614.
- Pfeiffer, A. Evangelische Erquickstunden. 1753. Nr.: 25. 33. 47. 68. 178. 190. 192. 193. 219. 228. 345. 346. 347. 350. 354. 371. 376. 394. 413. 417. 430. 431. 465. 490. 532. 558.
- Rabus, L. D. Historien der heiligen auserwählten Gotteszeugen, Bekenner und Märtyrer. 1557. Nr.: 449.
- Redenbacher, W. Lesebuch der Weltgeschichte. 1873. Nr.: 327.
- Rocholl, H. Christophorus. Altes und Neues aus Wald und Haide. 1867. Nr.: 461. 582. 593.
- Schmalenbach. Altes und Neues aus und nach dem kleinen Catechismus Lutheri. 1873. Nr.: 607.

- Scriber, M. Chr. Seelenschaz. 1744. Nr.: 18. 26. 31. 35. 45. 75. 129. 137. 140. 141. 144. 151. 162. 166. 187. 191. 215. 216. 217. 218. 229. 239. 258. 266. 276. 281. 284. 285. 336. 337. 375. 386. 387. 440. 441. 474. 494. 502. 510. 527. 528. 533. 555. 584. 585.
- Seelbach. Tod der Frommen und Gottlosen in geschichtlichen Beispielen aus allen Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung. 1865. Nr.: 106. 173. 233. 241. 344. 353. 432. 445. 452. 485.
- Silberblicke. Eine Reihe hellleuchtender Beweise der Güte und Hülfe Gottes. 1851. Nr.: 199. 526. 535. 536. 578.
- Tholuck, A. Das kirchliche Leben des siebzehnten Jahrhunderts. 1861. Nr.: 27. 587.
- Tholuck, A. Lebenszeugen der lutherischen Kirche aus allen Ständen vor und während der Zeit des dreißigjährigen Krieges. 1859. Nr.: 52. 83. 200. 279. 325. 329. 447. 464. 599.
- Timm, F. Pommerisches Schul- und Hausbuch. 1855. Nr. 197.
- Titius, M. C. Loci Theologici Historici oder Theologisches Exempelbuch. 1684. Nr.: 11. 23. 30. 48. 50. 54. 63. 64. 66. 77. 89. 109. 110. 114. 117. 120. 121. 125. 132. 136. 148. 181. 182. 198. 220. 221. 222. 223. 227. 242. 243. 245. 246. 247. 248. 249. 250. 251. 253. 257. 259. 278. 292. 351. 416. 446. 472. 482. 501. 504. 507. 512. 524. 547. 554. 580. 581. 587. 596. 601. 602. 605. 607. 611.
- Vorsehung und Menschenwidrigkeit. Stuttgart. 1872. Nr.: 24. 50. 196. 208. 298. 326. 356. 410. 424. 433. 455. 456. 463. 489. 519. 538. 560. 562. 563. 576.
- Werner, G. Christliche Erzählungen zum württembergischen Confirmandenbüchlein. 1856. Nr.: 3. 7. 20. 34. 36. 39. 53. 59. 65. 84. 91. 94. 96. 98. 100. 116. 118. 122. 138. 142. 146. 150. 170. 214. 260. 262. 263. 265. 275. 281. 295. 297. 299. 306. 311. 315. 318. 359. 369. 374. 379. 385. 388. 415. 466. 478. 503. 506. 530. 550. 573. 609. 613.
- Wöbling, F. Christliche Geschichten. Zum Unterrichte und zur Erbauung in Schule, Kirche und Haus nach Luthers kleinem Catechismus geordnet. 1850. Nr.: 7. 8. 107. 123. 124. 145. 165. 179. 186. 194. 201. 203. 204. 206. 210. 211. 212. 261. 277. 286. 288. 289. 290. 291. 293. 294. 313. 317. 361. 369. 498. 522. 540.
- Lutheran Standard, 1878. No. 42. Nr.: 304.
- The Pleasing Expositor, or Anecdotes of Select Passages of the New Testament. By John Whitecross. Nr.: 184. 314.
- The World of Moral and Religious Anecdote. By Edwin Paxton Hood. Nr.: 273.

# Inhalt.

---

Von der heiligen Schrift ..... No. 1—17

## Das erste Hauptstück.

### Die zehn Gebote.

Das erste Gebot.....	17—52
Das andere Gebot.....	53—87
Das dritte Gebot.....	88—128
Das vierte Gebot.....	129—166
Das fünfte Gebot.....	167—214
Das sechste Gebot.....	215—258
Das siebente Gebot.....	259—296
Das achte Gebot.....	297—329
Das neunte und zehnte Gebot.....	330—340
Schluß der Gebote.....	341—363

## Das zweite Hauptstück.

### Der Glaube.

Der erste Artikel.....	364—404
Der andere Artikel.....	405—445
Der dritte Artikel.....	446—495

## Das dritte Hauptstück.

### Das Vater Unser.

Die erste Bitte.....	496—509
Die andere Bitte.....	510—523
Die dritte Bitte.....	524—532
Die vierte Bitte.....	533—544
Die fünfte Bitte.....	545—558
Die sechste Bitte.....	559—564
Die siebente Bitte.....	565—579

## Das vierte Hauptstück.

Das Sacrament der heiligen Taufe.....	580—590
---------------------------------------	---------

## Das fünfte Hauptstück.

Das Amt der Schlüssel.....	591—601
----------------------------	---------

## Das sechste Hauptstück.

Das Sacrament des Altars.....	602—614
-------------------------------	---------

## Von der heiligen Schrift.

---

### 1.

Als Karl V. 1500 im Februar zu Gent in Flandern geboren war, und folgendes im Monat März getauft und dabei mit herrlichen Präsenten als gewöhnlichem Bathengelde beschenkt wurde, brachte ihm die Priesterschaft, welche man auch mit zu Gebattern gebeten, die ganze Bibel (welches damals ein Rares und Großes war), die war sehr schön eingebunden, und stunden diese Worte darauf: scrutamini scripturas d. i. forschet in der Schrift, wie Iesus gesagt Joh. 5, 39., womit sie denn unwissend geweissagt, wie Kaiphas, weil unter dieses Kaisers Regierung man wieder angefangen hat, in der Schrift zu forschen, nachdem sie viel hundert Jahr fast ganz vergessen gewesen. Der Kaiser selbst hat bei vielfältigen Gelegenheiten lassen spüren, daß er die Bibel fleißig gelesen; wie er denn auch gut evangelisch gestorben sein soll.

### 2.

Als Dionysius Beloquin von Blois am 16. October 1552 der Religion wegen gefänglich eingezogen wurde, fragte der Ketzermeister ihn unter anderem, was er die heilige Schrift nennete. Beloquin antwortete: „Es ist die unfehlbare, gewisse und vollkommene Wahrheit Gottes, die im alten und neuen Testament begriffen ist, da man weder etwas ab- noch hinzuthun soll, da auch nichts ausgelassen ist, was zu unserer Seligkeit nothwendig gehört. Darum halte ich sie für die einzige Richtschnur der christlichen Religion.“ Hierüber wurde der Ketzermeister sehr zornig und fragte: „Wer hat dir gesagt, daß es die heilige Schrift sei? und wie kannst du es wissen, wenn dich nicht die Kirche deß versichert?“ Beloquin verstand wohl, daß er des Pabstes Kirche meinte, deshalb antwortete er: „Es brauchte mich keine Kirche zu versichern, sondern der Heilige Geist allein versicherte mich und gab mir Zeugniß in meinem Herzen und Gewissen, daß es die ewige Wahrheit sei, welcher ich gehorsam zu sein und wobei ich zu leben und zu

sterben begehrte. Dieselbe darf nicht erst Zeugniß von der alten Kirche nehmen, denn die Kirche ist gegründet auf die Lehre der Propheten und Apostel unseres Herrn Jesu Christi, wie St. Paulus im Briefe an die Epheser bezeugt.“ Da Belouquin bei diesem Bekenntniß beharrte, so wurde er am 4. September 1553 in Villa Franca lebendig verbrannt, wobei er bis zum letzten Athemzuge nicht abließ, Gott um Gnade anzurufen.

## 3.

Der Dichter Wieland hatte einst mit dem Kaiser Napoleon I. eine Unterhaltung über die Wahrheit der christlichen Religion. Wieland vertheidigte gegen den Kaiser die Wahrheit der Weissagungen mit Stellen classischer Schriftsteller. Als aber jener spöttisch dazu lächelte, wurde Wieland immer wärmer und berief sich endlich auf die Weissagungen Christi und seiner Apostel. Und zwar führte er wo möglich alles mit den eigenen, einfach edlen Worten der Apostel an und zeigte, wie bestimmt Christus seinen Tod, ja sogar die Art seines Todes vorhergesagt habe. Napoleon lächelte und sagte leise: „Ich glaube gar nicht, daß jemals ein Herr Christus gelebt hat!“ Darauf erwiderte aber Wieland fest und entschieden: „So glaube ich und wenigstens mit gleichem Rechte in einem Jahre nicht mehr, daß jemals ein Napoleon gelebt hat.“ Da mußte der Kaiser die Wahrheit anerkennen, indem er laut ausrief: „Gut, recht gut!“

## 4.

Der Kirchenlehrer Flavius Justinus war anfangs ein Heide und glaubte, sein Verlangen nach Wahrheit in der heidnischen Philosophie befriedigen zu können. Allein vergebens besuchte er die verschiedenen Schulen der Weltweisheit. Da trieb ihn seine innere Unruhe, es mit den Platonikern zu versuchen. In kurzer Zeit glaubte er schon, ein Weiser geworden zu sein, und war unverständig genug zu hoffen, nun bald Gott zu schauen, denn das will die platonische Philosophie erreichen. Voll dieser Hoffnung zog er sich einst in die Einsamkeit zurück, um sich seinen Betrachtungen ungestört hingeben zu können. Er wählte die Nähe des Meeres. Hier begegnete er einem Greise, aus dessen Gestalt Milde und Würde hervorleuchtete. In dem Gespräche, welches sich nun zwischen ihnen entspann, zeigte ihm der Greis, daß auch die platonische Philosophie die



Sehnsucht des menschlichen Geistes nicht stillen könne. Als nun Justinus fragte, welche Lehrer er denn hören solle, wenn auch darin keine Wahrheit sei, antwortete der Greis: „Es gab in alten Zeiten heilige, gerechte und gottgeliebte Männer, die durch den Heiligen Geist geredet und zukünftige Dinge geweissagt haben, welche jetzt geschehen: das sind die Propheten. Sie allein haben die Wahrheit geschaut und den Menschen verkündigt; und nicht aus Ehrgeiz, sondern vom Heiligen Geiste erfüllt, haben sie geredet, was sie gehört und gesehen haben. Ihre Schriften aber existiren auch noch jetzt, und gewähren dem, der sie liest und glaubt, den höchsten Gewinn und Aufschluß über die Ursachen und Zwecke und alles, was ein Liebhaber der Weisheit wissen muß. Denn sie bedienen sich nicht weitläufiger Beweisführungen, weil sie, über alle Beweisführungen erhaben, die glaubwürdigsten Zeugen der Wahrheit sind. Was aber bereits eingetroffen ist und noch eintrifft, zwingt uns, ihren Worten Beifall zu geben. Wiewohl sie auch wegen der Wunder, die sie gethan haben, werth sind, daß wir ihnen glauben, da sie Gott den Schöpfer und Vater priesen und die Sendung Christi, seines Sohnes, verkündigten, was die falschen Propheten nicht thun. Vor allen Dingen aber bete, daß dir die Pforten des Lichtes geöffnet werden, denn nicht jeder kann es verstehen und erkennen, sondern nur, wem Gott und sein Christus es zu erkennen geben.“ „Nach diesen Worten“, fährt Justinus fort, „schied der Greis und ich sah ihn niemals wieder. Mir aber war plötzlich ein Feuer in meiner Seele entzündet, und es ergriff mich eine herzliche Liebe zu den Propheten und jenen Männern, welche Christi Freunde sind; und als ich seine Reden bei mir selbst überlegte, fand ich, daß dies allein die gewisse und heilsame Weisheit sei. Deshalb ward ich auch ein Liebhaber dieser Weisheit. Ich wollte aber, daß alle Menschen meine Ueberzeugung theilten und von den Worten des Heilandes nicht abweichen; denn sie haben in sich eine gewisse Furcht einflößende Majestät, und vermögen diejenigen zu erschüttern, welche vom rechten Wege abirren; aber denen, welche sie befolgen, wird die süßeste Ruhe zu Theil.“

## 5.

Johann Weise, der in Köln Baccalaureus geworden war, war bis in sein hohes Alter ein heftiger Papist. Da besuchte er einst seinen Sohn in Halle, auf dessen Bitte er dort den

Doctor Justus Jonas predigen hörte. Dieser strafte erstlich die Leichtfertigkeit derjenigen, welche um irdischer Vortheile willen oder andern zu Gefallen jede neue Lehre annähmen. Vielmehr sollte ein jeglicher zuvor eine Lehre gegen die andere halten, beide wohl erwägen und zusehen, welche Lehre Gott dem HErrn, unserem Schöpfer und Erlöser, alle Ehre sein rein und allein gäbe, und sie nicht dem Menschen, noch einiger Creatur beilegte; denn Gott gebühre sie allein, wie im Psalm geschrieben steht: Nicht uns, HErr, nicht uns, sondern deinem Namen gib Ehre um deine Gnade und Wahrheit. Sodann solle man darauf Achtung geben, welche Lehre mit den Worten und Meinungen der heiligen Schrift übereinstimme, und rechten Grund hätte in gewissen hellen Sprüchen und Zeugnissen. Solcher Lehre solle man beipflichten ohne Ansehen der Person und wenn auch noch so viele und große Leute der anderen anhängen; denn ein jeder müsse seines Glaubens in seinem Herzen selbst gewiß sein“ 2c. Durch diese Predigt bewirkte der Heilige Geist, daß der alte Weise an der päpstlichen Religion etwas zu zweifeln anfing. Indeß hörte er den Doctor ferner predigen und besprach sich auch mit ihm. So wurde er endlich bekehrt und ein rechtschaffener Christ, dem die Religion ein großer Ernst war. Immer redete er davon und las darüber, und dankte Gott herzlich dafür, daß er ihn noch in seinem hohen Alter aus der päpstlichen Finsterniß erlöset und zum hellen Licht des Evangeliums gebracht habe. Mit allem Fleiße hörte er die Predigten; ja, er zog noch in seinem hohen Alter zu seiner Tochter nach Eisleben, weil man daselbst alle Tage durch die ganze Woche Predigten hören konnte. Und obwohl er ein alter schwacher Mann war, so versäumte er doch keine Predigt, hielt sich fleißig zu Cyriacus Spangenberg und begehrte oft Bericht aus der heiligen Schrift.

## 6.

Luther hatte in Wittenberg einen Tischgänger, Namens Matthias de Bai, einen Ungarn, der auch längere Zeit in seinem Hause wohnte. Als dieser heim nach Ungarn kam, und daselbst Prediger geworden war, wurde er mit einem papistischen Prediger uneins. Als der Papist ihn nun vor dem Mönch Georg, des Voivoda Bruder, damaligem Statthalter und Regenten zu Ofen, verklagte und in dem Verhör einer den andern hart verdamnte, konnte der Mönch die Partheien nicht

eins machen, denn es wollte ein jeglicher Recht haben. Da sagte der Mönch Georg: „Harre, ich will bald erfahren, welcher Theil Recht habe oder nicht.“ Darauf fährt er zu, setzt zwei Tonnen Pulver auf den Markt zu Ofen und spricht: „Wer seine Lehre vertheidigen will, daß sie recht sei und das wahrhaftige Wort Gottes, der setze sich auf der Tonnen eine, so will ich Feuer unterstoßen: welcher dann lebendig bleibet, wenn das Feuer mit dem Pulver angehet, daß er nicht verbrennet, deß Lehre ist recht.“ Da springt Matthias de Bai flugs auf der Tonnen eine und setzt sich darauf, aber der Papist wollte mit seinem Beistand nicht auf die andere Tonne. Da sagt der Mönch Georg: „Nun sehe ich, daß der Glaube und Lehre des de Bai recht, und euer, der Papisten, Religion falsch ist.“ Darauf straste er den papistischen Pfaffen und seinen Beistand um 4000 ungarische Gulden, dazu mußten sie ihm eine Zeit lang 200 Kriegsleute besolden und unterhalten; aber den Matthias de Bai ließ er öffentlich das Evangelium predigen.

## 7.

Es war ein eifriges Streben des Papstes Gregor I. (gestorben 604), das Lesen der heiligen Schrift nicht bloß den Predigern, sondern auch den Zuhörern zu empfehlen. So machte er dem kaiserlichen Leibarzte Theoborus zu Constantinopel Vorwürfe darüber, daß er wegen der Zerstreuungen der Welt nicht täglich in der Bibel las. „Was anderes ist die heilige Schrift“, schrieb er ihm, „als ein Brief des allmächtigen Gottes an sein Geschöpf? Wahrlich, wenn ihr einen Brief des irdischen Kaisers empfinget, ihr würdet nicht einschlafen, nicht ruhen können, bis ihr erkannt, was der irdische Kaiser euch geschrieben. Nun hat der König des Himmels, der Herr der Menschen und Engel, euch seinen Brief, der euch zum ewigen Leben führen soll, geschickt und doch veräußert ihr es, diesen Brief eifrig zu lesen! Also beeifert euch und sinnet täglich über die Worte eures Schöpfers nach.“

## 8.

Als die Mutter des berühmten ersten ostindischen Missionars Ziegenbalg zu Pulsnitz in der Oberlausitz ihre Kinder an ihr Sterbebette rief, sagte sie: „Liebe Kinder, ich habe euch einen sehr großen Schatz gesammelt.“ Als die älteste Tochter

fragte, wo dieser Schatz liege, antwortete sie: „In der Bibel suchet ihn, meine lieben Kinder, da werdet ihr ihn finden; denn ich habe ein jedes Blatt mit meinen Thränen benetzt.“ Diese Worte blieben den Kindern unvergesslich.

## 9.

Petrus Paul Bergerius, Bischof zu Justinopel, genoß sehr großes Zutrauen beim Papste, der ihm mehrere Gesandtschaften nach Deutschland auftrug, um durch ihn die weitere Ausbreitung der lutherischen Lehre zu hemmen. Schon war ihm der Lohn seiner Treue, die Würde eines Cardinals, verheißen, als seine Neider das Gerücht verbreiteten, er sei ein heimlicher Protestant. Um sich gegen diesen Verdacht zu vertheidigen, beschloß Bergerius, die lutherische Lehre öffentlich zu widerlegen. Zu diesem Zwecke las er eifrigst die heilige Schrift und die Schriften Luthers. Durch Gottes Gnade ging das Licht der Wahrheit in seinem Herzen auf und freimüthig bekannte er sich nun als einen Anhänger Luthers. Deshalb verfolgt, mußte er fliehen und fand endlich eine Zuflucht in Tübingen, wo er eifrig für die Ausbreitung der lutherischen Lehre wirkte.

## 10.

Als Franz Junius, gestorben 1602 als Lehrer der Theologie in Leyden, Holland, in Lyon in Frankreich die Rechte studirte, befreundete er sich innig mit einem gewissen ruchlosen Gottesleugner. So drang das Gift des völligen Unglaubens in sein Herz. Mit tiefem Leidwesen erfuhr Junius' Vater die unglückselige Veränderung, die im Herzen seines Sohnes stattgefunden hatte. Alle Gegenvorstellungen, welche er dem jungen Manne, der so tief im Unglauben versunken war, machte, zeigten sich fruchtlos. Derselbe schien unter das Gericht der Verstockung gefallen und ewig verloren zu sein. Aber der Vater fuhr fort, für die Bekehrung seines Sohnes zu beten. Eines Tages, als der Sohn von Hause abwesend war, nahm er ein Exemplar des Neuen Testaments, welches der unglückselige Sohn schon lange nicht mehr angerührt hatte, und legte es auf sein Schreibpult und zwar so, daß es ihm sogleich in die Augen fallen mußte. Was hierauf erfolgte, erzählt Junius selbst folgendermaßen: „Als ich nach Hause gekommen war, wußte ich nicht, was ich anfangen oder welches Buch ich in die Hand

nehmen sollte. Da bemerkte ich das Neue Testament, welches auf meinem Pulte lag. Ich nahm es, sah hinein und fand gerade das erste Capitel des Evangeliums St. Johannis. Ich lese, und kaum hatte ich die Hälfte des Capitels gelesen, als ich in meinem Innern dermaßen gerührt und bewegt werde, daß ich sogleich die eindringliche göttliche Kraft des Wortes in meinem Herzen fühle. Mit eigenthümlicher Gewalt trifft mich die majestätische Einfachheit der Sprache, die auch den höchsten Grad menschlicher Beredsamkeit weit übertrifft. Mein ganzer Körper zittert, mein Geist ist heftig beunruhigt und während der ganzen übrigen Zeit dieses Tages war ich bestürzt und verwirrt, daß ich kaum beachtete, was ich selbst that, oder was andere sagten oder thaten. Du, HErr, hattest Barmherzigkeit mit mir, und führtest ein irrendes Schaf zu deiner Heerde zurück! Von dieser Zeit an, da mich Gott durch die Kraft seines Geistes so mächtig ergriffen hatte, begann ich alle anderen Dinge mit weniger Eifer und Vergnügen zu lesen und zu verrichten; solche Dinge dagegen, welche die Gottseligkeit zu ihrem unmittelbaren Zweck und Gegenstand haben, begann ich mit glühendem Eifer und Fleiße zu betrachten und mich in denselben zu üben. Und wie wurde das Herz meines liebevollen Vaters mit Freude und Dankbarkeit erfüllt, als er diesen Wechsel in meinem Seelenzustand und diesen veränderten Eifer und Trieb wahrnahm! Sein Frohlocken über meine Rückkehr zur Furcht des HErrn war nicht weniger tief und groß, als sein Gram und Kummer über meinen Unglauben gewesen war.“

## 11.

Im Jahre 1600 wurde in Halberstadt ein Jude, Christian Gerson, getauft, der in einer eigenen Schrift die Geschichte seiner Bekehrung berichtet hat. Einst brachte eine arme Christin, seine Nachbarin, ihm ein deutsches Neues Testament. Gerson ließ ihr darauf acht Schillinge, hauptsächlich aus Geiz, um seinen Wucher davon zu nehmen, zugleich aber aus Neugierde, weil er gerne wissen wollte, was es doch für ein kräftiger Irrthum wäre, wodurch so viele Seelen der Christen verloren und verdammt würden. So las er es denn im Beisein seiner beiden Schwäger mit großer Gotteslästerung durch. Allein beim Lesen wurde sein Herz mächtig ergriffen, weil er sah, daß die Evangelisten und Apostel, wie der HErr Christus

selbst, sich so gewaltig auf das Alte Testament beriefen. Darauf las er es noch einmal, aber heimlich, von Anfang bis zum Ende durch, und schlug fast alle Sprüche, die darin aus dem Alten Testamente angeführt waren, nach. „Da fand ich“, schreibt er, „ein solches Licht, daß ich billig Gott die Tage meines Lebens dafür zu danken habe.“ Doch weil er sich niemand zu offenbaren wagte, so versank er in die größte Traurigkeit. Endlich ging er aus, wie einst Abraham, von seinem Vaterlande und von seiner Freundschaft und begab sich nach Halberstadt, wo er öffentlich zur christlichen Kirche übertrat.

## 12.

Ein Regiment Bergschotten, das im District Sutherland ausgehoben wurde, zeigte gleich beim Eintritt in den Dienst eine gründliche Ueberzeugung von den christlichen Heilswahrheiten. Ohne daß ein Offizier aufforderte, drängten sich, wo es ihnen möglich war, 600 Mann dieses Regiments zum Tische des Herrn. Ein wackerer Unteroffizier, der ein Bein im Feld verloren, war ihr Schulhalter, und versicherte aus langer Erfahrung, daß er nur bei 12 unter diesen 600 an der Aufrichtigkeit ihrer Gesinnungen zweifle. Als dieses Regiment, dessen Soldaten aus dem ärmsten Theil Englands kamen, vom Capland in Südafrika wieder in einen andern Welttheil versetzt wurde, gab es 140 Pfund Sterling (etwa 700 Dollars) zum Abschiedsgeschenk an die dortige Missionsgesellschaft. Und dazu hatte nicht Ein Offizier beigetragen. Ebenso hatte das Regiment für die Erziehung der Soldatenkinder eine Summe zusammengelegt, und eine weitere Kasse für die Wittwen und Waisen. Als dieses Regiment vom Herzog von York war gemustert worden, äußerte ein General an der Tafel, es sei schade, daß man daselbe nicht in kleine Abtheilungen vertheile, und in die übrigen Regimenter einreihe; denn jeder könnte seiner Aufführung nach Unteroffizier sein. Eben diese wackeren Soldaten haben in dem Gefecht bei Neu-Orleans, als ihre Landsleute alle vor dem überlegenen Feinde geflohen waren, so lange Stand gehalten, bis die Offiziere sie mit Gewalt zum Rückzug nöthigten. Zwei Drittheile des Regiments lagen auf dem Kampfplatze; als ihre Brüder abzogen, erhoben die Schwerverwundeten mitten unter den Leichnamen einen Lobgesang. Denen, die noch gehen konnten, war befohlen, alles Gepäck zurückzulassen; die Ranzgen ließen sie zurück, aber

die Taschenbibel nahmen sie unter dem Arme mit, und viele, die unterwegs verbluteten, fand man, wie sie die aufgeschlagene Bibel mit den Händen krampfhast festhielten.

## 13.

Ein christlicher Reisender kam einst an eine einsame Tagelöhnerhütte; es sah Alles verdorben, liederlich und verwahrloßt aus, er hörte auch schon von außen Lärmen, Toben, Fluchen; doch trieb ihn der Durst, um einen Trunk Wasser zu bitten, der ihm in der unreinlichen Stube in einem zerbrochenen Krüge gereicht wurde. Er konnte sich nicht enthalten, den Leuten, die über ihre Armuth seufzten und über einander klagten, zu sagen: „Ihr macht euch selbst das Leben zur Hölle, und es ist kein Wunder, daß ihr arm seid; ihr habt einen Schatz im Hause, wenn ihr den gebrauchen würdet, wäre euch bald geholfen.“ Als er fort war, lachten sie darüber, aber es ging ihnen doch im Kopfe herum. Während der Mann im Wald bei der Arbeit war, schaute die Frau sich überall um; wenn sie draußen war, suchte der Mann das Haus durch, grub sogar den Boden auf, aber sie fanden nichts und der Unfriede wurde immer ärger. Endlich fallen die Augen der Frau einmal auf die Bibel, welche der Fremde auf dem Bücherbrett hatte liegen sehen; sie schlägt sie auf und findet vorn, von der Hand ihrer Mutter geschrieben: Ps. 119, 72. Ihr Herz wird davon ergriffen und erquickt; sie fängt an, die Geschichte des Heilandes zu lesen, ein Strom von Thränen fließt über ihre Wangen und sie seufzt: „Daß Gott erbarm! wären wir so, wie dieses Buch uns lehrt, so stünde es besser mit uns.“ Dann erzählt sie ihren Kindern biblische Geschichten, und findet bald, daß sie ordentlicher, gehorsamer werden. Einmal kommt der Vater wieder mit Fluchen, Schelten und Toben heim. Die Frau, die sonst seine Roheiten zu erwidern pflegte, schweigt, — endlich sagt sie: „Ach! wir haben uns sehr versündigt und unser Elend selbst verschuldet; wir müssen einen ganz anderen Weg einschlagen.“ „Wo hast du das her?“ fragt der Mann. Die Frau antwortet: „Sieh dieses Buch, das ist der Schatz, von dem der Fremde sprach.“ Der Mann läßt sich daraus vorlesen. sein Herz wird gedemüthigt, ergriffen. Nach einem Jahre kommt der Fremde wieder, findet schon äußerlich alles verändert, reinlich, aufgeräumt, einen ganz anderen Ausdruck in den Gesichtern, läßt sich erzählen, wie es gekommen, und erntet reichen Dank.

## 14.

Der schwedische Reichskanzler, Graf von Oxenstierna, welcher aus der Geschichte des dreißigjährigen Krieges bekannt ist, zog sich in den letzten Jahren seines thatenvollen Lebens von den öffentlichen Geschäften zurück. Zu dem englischen Gesandten Whitlock, welcher ihn in seiner Einsamkeit besucht hatte, sprach er beim Abschied: „Ich habe vieles in der Welt erfahren, und manche vergnügte Stunde in derselben gehabt; aber die Kunst, recht froh und glücklich zu leben, habe ich nicht eher verstanden als jetzt. Ich danke meinem Gott, daß er mir Zeit gibt, ihn und mich selbst recht kennen zu lernen. Mein einziges Vergnügen, das ich habe und suche, das mir mehr gilt, als Alles, was die Welt geben kann, ist die Erkenntniß der Liebe Gottes und das Lesen seines herrlichen Wortes. Sie, mein Herr, stehen jetzt in der schönsten Blüthe Ihrer Jahre, in großer Gunst bei Königen und Fürsten, werden zu den wichtigsten Geschäften gebraucht, und verrichten dieselben in voller Gesundheit und Kraft; aber das alles verläßt Sie einmal. Dann werden Sie meine Worte besser verstehen und wahr finden; dann werden Sie erkennen, daß mehr Weisheit, Trost, Wahrheit und Vergnügen in einem stillen, Gott geweihten Leben und im Lesen seines Wortes zu finden sei, als an allen Höfen und in allen Gunstbezeugungen der Fürsten.“

## 15.

Ein afrikanischer Fürst sandte eine Botschaft mit köstlichen Geschenken an die Königin von England, Victoria, und ließ sie bitten, ihm das Geheimniß von Englands Größe und Ruhm mitzutheilen. Da antwortete die Königin, indem sie dem Fürsten eine herrlich gebundene Bibel einhändigen ließ: „Saget dem Fürsten, daß dies das Geheimniß von Englands Größe ist.“

## 16.

Zu Cäsarea Stratonis in Palästina sollte Marinus zum Hauptmann befördert werden. Schon sollte er aus den Händen seines Oberbefehlshabers den Rebenstab, welcher bei den Römern die Hauptmannswürde bezeichnet, erhalten, als ein anderer Soldat mit der Erklärung hervortrat, Marinus dürfe nach den alten Gesetzen gar keine militärische Würde bekleiden, weil er ein Christ sei, und als solcher sich weigere, den Göttern



und dem Kaiser zu opfern. Der Statthalter Cochäus verlangte darauf, Marinus solle sich wegen dieser Anklage vertheidigen; der aber bekannte freimüthig Jesum Christum. Aus Rücksicht auf seine Dienste gab man ihm drei Stunden Bedenkzeit, binnen welcher er sich entscheiden sollte, ob er ein Christ bleiben wolle oder nicht. Theoteknus, der Bischof zu Cäsarea, erfuhr, was vorgefallen war, ging zu Marinus, nahm ihn bei der Hand und führte ihn in die Kirche vor den Altar. Dann schob er den Kriegerock desselben ein wenig zurück, deutete mit der einen Hand auf das Schwert, mit der andern auf das Buch der heiligen Evangelien, welches auf dem Altar lag, und hieß ihn zwischen beiden wählen. Ohne sich zu bedenken, griff Marinus mit seiner Rechten nach dem Buche. Da sprach der Bischof: „So halte fest, o Marinus! an diesem Buche, schöpfe Kraft aus ihm, und dann geschehe dir nach deiner Wahl. Gehe hin in Frieden!“ Kaum war Marinus aus der Kirche getreten, als er vor den Statthalter gerufen und um seinen Entschluß befragt wurde. Mit Freudigkeit erklärte er, als Christ leben und sterben zu wollen, und wurde enthauptet.

---

## Das erste Hauptstück.

### Die zehen Gebote.

---

#### Das erste Gebot.

17.

Der alte neunzigjährige Bischof der Gemeinde zu Lyon, Pothinus, schwach durch das Alter und eine eben überstandene Krankheit, aber mit jugendlicher Kraft erfüllt durch den Eifer für das Glaubenszeugniß, wurde auch vor Gericht geschleppt. Der Legat fragte ihn: „Wer ist der Gott der Christen?“ Er antwortete, wie ein solcher Fragender es verdiente: „Ihr werdet ihn erkennen, wenn ihr euch dessen würdig zeigt.“ Alle, welche das Tribunal umringten, wetteiferten nun, an dem ehrwürdigen Greise ihre Wuth auszulassen. Kaum noch athmend, wurde er in den Kerker geworfen, wo er nach zweien Tagen starb.

## 18.

Ein aufgeblasener keizerischer Mensch, Eunomius, rühmte sich, daß er von Gott und seinem Wesen eine solche Wissenschaft hätte wie von sich selbst, und daß ihm von göttlichen Dingen nichts verborgen wäre. Diesem schrieb Basilius, der Große, einen Brief, worin er ihm zwanzig Fragen von den Ameisen vorlegte. Eunomius war nicht im Stande, auch nur eine einzige derselben gründlich zu beantworten. Darauf hielt ihm Basilius vor: „Wenn du die Natur des geringen Würmleins, der Ameise, nicht genugsam begreifen und erforschen kannst, wie darfst du dich rühmen, daß du des unbegreiflichen Gottes Natur und Wesen gründlich verstehst?“

## 19.

Als eines Tages D'Alembert und Condorcet mit Voltaire zu Mittag speisten, schlugen sie vor, über Atheismus zu reden, aber Voltaire verbot es ihnen sogleich. „Wartet“, sagte er, „bis sich meine Dienerschaft zurückgezogen hat; ich will nicht, daß mir heute Nacht der Hals abgeschnitten wird.“

## 20.

Der berühmte englische Philosoph Dav. Hume, zu Edinburg, speiste eines Tages bei einem seiner vertrautesten Freunde. Nach dem Essen erlaubte sich Hume eine sehr unanständige Aeußerung über die Religion, worauf ihm einer seiner Freunde die Bemerkung machte: „Wenn Sie solche Grundsätze hegen, so thut man Ihnen doch gewiß nicht Unrecht, wenn man Sie allgemein für einen Ungläubigen hält.“ Ein kleines Mädchen, mit dem der Philosoph sonst viel sich abzugeben pflegte und das ihn sehr liebte, weil er nie mit leeren Händen kam, befand sich während dieses Gespräches in einem Nebenzimmer und behorchte, von Allen unbeachtet, nach der Kinder Weise mit großer Aufmerksamkeit das Gespräch der Alten. Nach einigen Tagen besuchte Hume seinen Freund wieder, und als er in das Zimmer trat, fand er seine kleine Freundin allein bei ihrem Spiel; er ging auf sie zu und wollte sie wie gewöhnlich in seine Arme schließen, um sie zu küssen; aber das Kind riß sich los und lief davon. „Aber was hat denn das zu bedeuten, meine Kleine?“ sagte Hume, „habe ich dir denn etwas zu Leide gethan?“ „Nein!“ antwortete sie, „du hast mir

nichts zu Leide gethan; aber du bist ein Ungläubiger.“ „Ein Ungläubiger! und was ist denn das für ein Mensch?“ „Das ist“, antwortete das Kind, von seiner Mutter belehrt, „einer, der weder an Gott noch Christus, weder an Himmel noch Hölle, noch an ein Leben nach dem Tode glaubt.“ „Aber thut dir denn das nicht leid für mich?“ fragte der Philosoph, nicht wenig erstaunt. „Ja freilich, sehr leid“, antwortete die Kleine, und setzte feierlich hinzu: „Ich bete auch für dich zu Gott.“ „Wirklich! und was sagst du denn zu Gott?“ „Ich sage: O mein Gott, zeige doch diesem Menschen, daß du Gott bist!“

## 21.

Ein Engländer, der sich mit seiner Familie in Bombay in Ostindien aufhielt, übergab, als er einst mit den Seinigen auf das Land gezogen war, und spazieren gehen wollte, sein noch nicht drei Jahre altes Töchterlein einem eingeborenen Diener zur Aufsicht auf dem Wege. Dieser Diener, Namens Saamy, war ein Heide. Als der Weg durch einen Wald an einem verfallenen Hindutempel vorbei führte, ging Saamy einen Augenblick zu demselben hin, und betete ein steinernes Gözenbild an, das über der Thüre des Tempels stand. Hierauf kehrte er zu dem Mädchen zurück, welches ihn kindlich fragte: „Warum hast du das gethan?“ „O, das ist mein Gott!“ antwortete Saamy. „Dein Gott?“ sagte das Kind, „dein Gott? Aber dein Gott kann ja nicht sehen, nicht hören, nicht gehen, dein Gott ist ja ein Stein. Mein Gott aber sieht Alles!“ Vier Monate hielt sich jene Familie in dieser Gegend auf, und Saamy unterließ nie, so oft er zu dem Tempel kam, den Götzen anzubeten, welches ihm jedesmal das Mägdelein verwies. Dessenungeachtet wurde es von dem Diener herzlich geliebt, welcher sehr betrübt ausrief, als er meinte, daß dasselbe mit seinen Eltern wieder nach Europa zurückkehren würde: „Was soll der arme Saamy anfangen, wenn Miß nach England geht? Saamy hat keinen Vater, noch Mutter mehr!“ Sogleich erwiderte das Kind: „O Saamy, wenn du meinen Gott liebst, so wird er dein Vater und deine Mutter sein!“ Der alte Mann versprach mit Thränen in den Augen, er wolle ihren Gott lieben. „Dann mußt du meine Gebete lernen!“ fuhr sie fort, und lehrte ihn wirklich das Gebet des Herrn, die Glaubensartikel und ihre Morgen- und Abendgebete. Als

eines Morgens die Familie bei dem Morgengebete versammelt war, trat Saamy herein, nahm seinen Turban vom Haupte, kniete nieder und sprach das Gebet des HErrn mit. Von dieser Zeit an ging eine sichtbare Veränderung in seinem Betragen vor. Er war eifrig bemüht, Englisch zu lernen, um die Bibel lesen zu können. Bald wurde er aus Ueberzeugung ein Christ.

## 22.

Zu Orleans in Frankreich wurde 1550 eine vornehme Jungfrau als Ketzerin verklagt. Da sie Lutherum als ein auserwähltes Rüstzeug Gottes rühmte, fragte sie der Ketzermeister, ob sie denn nicht des Papstes Lehre Beifall gäbe. Sie antwortete: „Christus spricht: Alle Pflanzen, die mein himmlischer Vater nicht gepflanzt, die werden ausgerेतet. Ihr seid nicht von ihm gepflanzt, sondern ihr strebet stracks wider die göttliche Lehre, indem ihr verstorbene Menschen anrufet, Bilder anbetet, euch auf eure Werke verlasset, ja, ob ihr gleich ein schändliches Leben führt, doch andern Leuten die Verdienste eurer überflüssigen Werke verkauft.“ Da ergrimmete der Mönch, und verbannte und verdamnte sie als eine Ketzerin zum Feuer. „Dein Bann“, sagte hierauf die Jungfrau, „und dein Fluch wird mir zum Segen gedeihen, und die Lebensstrafe, die du mir drohest, will ich für nichts anderes halten, als für den Eingang zu der ewigen Gemeinschaft Christi, der lieben Engel, Propheten und Apostel. Denn der Tod seiner Heiligen ist werth gehalten vor dem HErrn, und die heilige Schrift sagt klar, daß wir durch viel Trübsal müssen in das Reich Gottes gehen, und daß alle, die gottselig leben wollen, Verfolgung leiden müssen, auf daß sie gleich werden dem Ebenbilde des Sohnes Gottes. Deshalb ob ihr mich gleich verbrennt, so bin ich doch gewiß, daß Gott meine Seele wird gnädiglich zu sich nehmen, wie der Sohn Gottes zusagt, da er spricht: Das ist der Wille meines himmlischen Vaters, daß ein jeglicher, der an den Sohn glaubt, nicht verloren werde, sondern das ewige Leben habe. Ferner: Wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich bekennen vor meinem Vater im Himmel.“ Da fing der Mönch an zu lachen und sprach: „Was rühmest du dich des ewigen Lebens? Weißt du nicht, daß alle Ketzer der Teufel leibeigen sind?“ „Ja“, sagte das Mägdlein, „das weiß ich wohl. Ich aber bin keine Ketzerin,

sondern ihr, weil ihr verstorbene Menschen anbetet, welches klar wider das erste Gebot ist: Du sollst nicht andere Götter haben. Ja, Gott selber verheut, daß man aus menschlicher Gewalt nicht soll Gottesdienst anrichten, mit den Worten: Ihr sollt nicht thun, was euch gut dünkt, sondern was ich euch gebiete, das thut.“ Da fiel ihr der Mönch in die Rede: „Was sagst du, Gottlose? Alles, was du bisher vorgebracht, ist wider der heiligen Väter Concilia.“ „Was?“ sagte das Mägdlein, „ich widerlege dir deine heiligen Väter und Concilien mit dem einzigen Spruche Jesu, des Sohnes Gottes, der nicht lügen kann: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater, denn durch mich. Mönch! da thue die Ohren auf und höre, daß niemand zum Vater kommt, denn durch Christum. Was ist es denn für eine Thorheit, was für ein gottlos Wesen, daß man diesen Mittler verwirft und andere sucht, durch deren Verdienst wir möchten selig werden? Da doch die Heiligen selbst nicht durch ihre Werke, sondern allein durch das Vertrauen auf die Barmherzigkeit Christi sind selig geworden. Was antwortest du darauf? Ist es denn recht, daß du den Sohn, der da gesagt hat: Niemand kommt zum Vater, denn durch mich, zum Lügner und Reher machst? O welch eine greuliche Abgötterei ist das! Die Schrift sagt: Es ist Ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, der Mensch Christus Jesus. Ihr aber schmiedet Mittler aus allen denen, die eure Päbste zu Heiligen gemacht haben.“ Hierauf übergab der Mönch sie kraft der Gewalt seines Vaters, des Päbstes, dem Teufel und sagte: „Ich zweifle nicht, es werden dich alle Teufel von Stund an in die ewige Pein führen“, wobei er den Spruch mißbrauchte: Was du auf Erden binden wirst, soll auch im Himmel gebunden sein. Doch das Mägdlein antwortete freudig: „Auf dies dein Pöchen und Verfluchen will ich nicht ein Haar geben. Weißt du nicht, daß Christus sagt: Niemand wird mir meine Schäflein aus meiner Hand reißen? Meinst du, der Teufel habe Abel zu sich gerissen, da ihn Cain erschlug?“ Beschämt verstummte der Mönch und wußte gegen die Jungfrau keine anderen Gründe mehr, als Eifen und Feuer. So wurde sie am folgenden Tage zum Tode geführt. Als sie vom Henker bis oben an den Galgen gezogen war, versuchte man noch einmal, sie zum Widerruf zu bewegen. Ein Franciskaner stieg zu ihr hinauf, zeigte ihr ein Crucifix und fragte sie: „Glaubst du nicht, daß man

dieses Crucifix anbeten soll?“ Die Jungfrau antwortete: „Mit nichten! denn solches verheut mir Gott in seinem Gebot: Du sollst Gott, deinen Herrn, anbeten, und ihm allein dienen; und David spricht: Ihre Götzen sind Silber und Gold, von Menschen-Händen gemacht. Sie haben Mäuler, und reden nicht, Augen, und sehen nicht, Ohren, und hören nicht, und reden nicht durch ihren Hals.“ Da wurde der Mönch schamroth, schüttelte den Kopf und stieg wieder herab. Weil die Jungfrau beständig blieb, wurde dem Henker befohlen, sie zu erhängen und darauf zu verbrennen. Sie betete gar andächtig und beschloß endlich ihr Leben mit diesen Worten: „Herr Jesu, du Sohn Gottes, erbarme dich meiner! Herr, nimm meinen Geist zu dir! In deine Hände befehle ich meinen Geist.“ Hiermit neigte sie das Haupt und verschied. Das ganze Volk aber schrie mit lauter Stimme, das fromme Mägdlein wäre wider Gott und Recht umgebracht.

## 23.

Als Herzog Georg von Sachsen am 16. April 1539 auf dem Sterbebette lag, ermahnten ihn die Mönche, er solle Maria und St. Jakob, als seinen Patron, und andere Heilige, als Nothhelfer, anrufen, damit sie bei Christo Fürbitte für ihn einlegten. Allein der Herzog konnte sein Gewissen damit nicht stillen, die Angst ward immer größer. Endlich trat ein Edelmann zu dem Sterbenden und sprach: „Gnädiger Herr, Ew. Gnaden haben sonst in andern Sachen das Sprüchwort gebraucht: Geradezu gibt die besten Kenner. Warum wollen denn Ew. Gn. auf diesem gefährlichen Todeswege so viele Umschweife nehmen? Wendet Euch doch geradezu zu unserm Herrn Jesu Christo, der da spricht: Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken.“ Darauf sagte der Herzog: „Das ist Gottes Wort, das gehet ins Herze.“

## 24.

In einem Landstädtchen unweit Würzburg lebte im Jahre 1797 ein Krämer, der seines Geizes wegen in der ganzen Gegend verrufen war. Er erlaubte sich jeden Betrug, denn er gab zwar auf Credit, wog aber und maß um die Hälfte zu wenig, oder gab schlechte Waaren, und trieb dann nach Ver-

lauf des Termins die Schuld mit der größten Strenge ein. Er ließ Tagelöhnern und andern Armen, die heute nicht wissen, was sie morgen haben werden, ein, zwei bis drei Gulden zu sechs Procent, zog beim Auszahlen die Zinsen gleich ab, und behielt eine andere Summe zurück, wofür der Entlehner schlechte Waaren nehmen mußte, so, daß also der Schurke in der That sein Capital behielt, und es gleichwohl mit fühlloser Härte vom Schweiß des Armen noch einmal nahm. Da drangen die Franzosen ins Land. Um seinen Gözen vor ihnen zu retten, besann er sich, daß einst bei Ausbesserung seines Hauses am entferntesten Ende desselben ein Kellergewölbe entdeckt worden war. Wenige Menschen wußten damals darum, und diese Wenigen hatten den Umstand schon längst vergessen. Dieses unbekannte Gewölbe sollte der dunkle Tempel seines Schatzes werden. Er beredete einen armen Schlosser mit wenig Geld und vielen Versprechungen, eine Wand dieses Gewölbes zu durchbrechen und in der Oeffnung eine gut verwahrte Thür anzubringen. In wenig Nächten war beides gemacht, und eben so bald war auch die Höhle mit den besten Waaren und mit allem Geldvorrath des schlauen Menschen angefüllt. Nur einige gangbare Waarenartikel nebst verschiedenen Lebensmitteln ließ der Schalk für den ersten Andrang der Feinde im Hause zurück, sagte aber keiner Seele, selbst seiner Frau nicht, wo sein Schatz verwahrt sei. Und so erwartete er ruhig die Ankunft der Franzosen. Sie kamen, und was sie an Waaren und Lebensmitteln fanden, wurde weggenommen und nun das ganze Haus durchsucht. Mann und Frau und Kind und Dienstboten — Alles heulte und wehklagte. Am schrecklichsten geberdete sich der Erstere: er erhob ein Zetergeschrei, stellte sich in die Hausthüre und rang die Hände. Und doch hatte im ganzen Städtchen verhältnißmäßig niemand weniger verloren, als der Geizhals. Ja, die französischen Plünderer vermehrten sogar seinen Wohlstand. Er fing nämlich mit den täglich durchziehenden Franzosen, welche reichlich mit Beute aus größeren Städten beladen waren, einen so einträglichen Tauschhandel an, daß ihm nicht nur das Verlorene zehnfach ersetzt wurde, sondern daß sogar dieser schlaue Betrüger zur Zeit des allgemeinen Mangels seine im Keller aufgethürmten Dukatenhausen noch vermehren konnte. Dahin zu seinem Mammon zog er sich oft zurück und labte sich täglich manche Stunde am Betasten, Zählen und Anschauen seines Goldschatzes, wie

alle Geldgeizigen. So schlich er auch eines Abends im November in das stille Gewölbe, drückte, wie er gewohnt war, das Pörtchen hinter sich zu, vergaß aber in seinem Entzücken, den draußen stekenden Schlüssel zu sich zu nehmen. In welchem Wonnetraumel er hier geschwebt, wie er hier seine Goldstücke, seine Preußen, seine Sachsen, seine Braunschweiger, seine Kremlitzer mit Wohlgefallen gemustert, wie er dann, vollgesättigt von Freude, jedes Regiment wieder auf seinen Posten befördert habe, das wird sich nur der denken können, der die kindische Liebe des Geizigen zum Gelde kennt. Aber diesmal kehrte der Geizhals nicht wieder. Vergebens erwartet ihn seine bekümmerte Frau; überall läßt sie ihn suchen, aber nirgends ist eine Spur von ihm zu finden. Unter den fürchterlichsten Besorgnissen ist endlich der neunte Tag verstrichen, da läßt die von den gräßlichsten Ahnungen gemarterte Frau die Ursache ihres Schmerzes in den öffentlichen Blättern bekannt machen. Bald darauf kommt ein Schlosser und erzählt ihr von dem geheimen Gewölbe, wozu er ihrem Manne einst Thür und Schloß gemacht habe. Mit bebenden Lippen bat die Frau den Schlosser, ihr den Eingang zu zeigen. Sie kommen vor die Thür des Gewölbes. Da bemerkt der Führer, daß der Schlüssel auswärts im Schlosse steckt. Er öffnet die Thür, und fährt vor Entsetzen zurück, denn der Krämer lag todt ausgestreckt am Eingang. Er hatte sich die Hände angefressen und das ganze Gesicht war davon mit Blut bedeckt. So war also dieser unselige Sklave seines Geldes mitten unter seinen Schätzen jämmerlich ver schmachtet.

## 25.

Ein Bürger, der anfangs ein Handwerker war, mußte auf Anstiften seines stolzen Weibes sein Handwerk aufgeben und Kaufmannschaft treiben. Dabei wurde er, wiewohl mit bösem Gewissen, durch allerlei Betrug reich, so daß er mit seinem Weibe alle Tage herrlich und in Freuden leben konnte. Als aber nun endlich der Tod bei ihm anpochte, und seine Frau und Freundschaft in Gegenwart des Beichtpaters ihn ermahnte, ein Testament zu machen, fing er an: „Es ist unnöthig, ich habe mein Testament längst fertig gehabt.“ Doch als sie inständig anhielten, willigte er endlich ein, ließ Gerichtschreiber und Zeugen fordern und sprach: „Zum ersten be scheide ich meinen Leib der Erde, die Seele aber dem Teufel in



der Hölle.“ Die Frau erschrak und sprach: „Ei, lieber Mann, wie ist Euch? Denkt doch an den allmächtigen Gott!“ Aber er sagte: „Ich weiß wohl, was ich rede. Wem soll ich mich sonst im Tode befehlen, als dem ich im Leben gebient habe? Mit Gott habe ich nichts zu thun gehabt, der wird mein auch nicht begehren. Und du, mein Weib, mußt auch mit mir zum Teufel, denn du bist mit deinem stolzen Sinne die Ursache gewesen, daß ich mich um Geld und Guts willen dem Teufel ergeben habe. Hat dir nun das eine gefallen, so laß dir auch das andere gefallen.“ Und als sein Weichvater ihm einreden wollte, sprach er: „Und du, verfluchter Pfaffe, mußt auch mit. Denn du bist täglich an meinem Tische gewesen, hast meinen unchristlichen Wandel gesehen und mich doch nie darum gestraft, sondern hast die Fresserei und den Profit höher geachtet, als meine arme Seele, die du wohl in der Zeit aus des Teufels Nothen hättest erretten können. Weil dir meine Gesellschaft so wohl angestanden hat, sollst du in Ewigkeit von meinem Tische ungeschieden bleiben, und mit mir, wie das zeitliche Wohl, also auch das ewige Wehe theilen.“ Darauf fuhr er dahin mit Ach und Weh, nachdem er zuvor noch einige Male nach einander gerufen hatte: „Was hilft mir nun meine große Pracht? Was hilft mir nun mein Reichthum sammt dem Hochmuth?“

## 26.

Ein begüterter Bürger in einer norddeutschen Stadt hatte einen Nachbar, den er sonst lieb und werth hielt. Als derselbe nun einst in Noth gerieth, da er etwas Geld auszahlen sollte, welches er noch nicht zusammen hatte, ging er zu jenem und brachte ihn mit vielen Bitten und Vorstellungen dahin, daß er zu seinem Kasten ging, worin er eine große Baarschaft gefangen hielt, in der Absicht, ihm mit der benöthigten Summe auszuheifen. Als aber der Geizhals den Kasten geöffnet hatte und seine lieben Thaler erblickte, schloß er ihn wieder zu, kam wieder und sagte: „Nachbar, ich kann es nicht thun.“ Der hielt nochmals an und sagte, er wüßte ja gewiß, daß er sein Geld in wenig Tagen wieder haben könnte, daß er das Geld anderswo, wenn er nur danach gehen wollte, leicht bekommen könnte, er hätte es aber bei ihm, als seinem Nachbar, vor anderen suchen wollen &c. Hiermit brachte er ihn zwar zum andern Mal an den Kasten, er kam aber auch diesmal wieder und

sagte: „Ich kann's nicht thun.“ So fest war das Herz verschlossen, und so sehr hatte der Mammon die Herrschaft über diesen elenden Menschen, daß er ihn nicht angreifen durfte.

## 27.

Wie selbstverleugnend der sächsische Oberhofsprediger Martin Geher war, zeigt folgender Vorfall. Der Kurfürst bot ihm ein Landgut von 10,000 Reichsthalern an, allein Geher lehnte es ab, „damit er nicht von häuslichen Sorgen in seinem Amte gestört würde“.

## 28.

Als König Philipp von Macedonien einst einen großen Sieg erhalten hatte, schrieb er einen sehr hochmüthigen Brief an Archidamus. Dieser schrieb ihm aber wieder: „Wenn du vor dem Siege deinen Schatten gemessen hättest, würdest du sehen, daß du jetzt nicht größer geworden bist, als du zuvor gewesen.“ Dies brachte den König Philipp dermaßen zur Selbsterkenntniß, daß ihm hernach täglich ein Edelknabe zurufen mußte: „Philipp, gedenke, daß du ein Mensch bist!“

## 29.

Papst Hadrian VI. ließ zwei Städte auf eine Tafel malen, die eine Utrecht, da er geboren, die andere Löwen, da er auf der hohen Schule gewesen, und ließ darüber schreiben: „Utrecht hat mich gepflanzt, Löwen hat mich begossen.“ Unten darunter aber stand des Kaisers Karl V. Bildniß, dabei: „Und der Kaiser hat das Gedeihen gegeben.“ Da schrieb einer mit Kreide darunter: „Hiebei hat Gott nichts gethan!“

## 30.

Es war ein großer Doctor und Professor, zu welchem seine Schüler einst nach einer Vorlesung sagten: „O Herr Doctor, ihr habt Gott hoch zu danken für die Gabe der Kunst und Wohlfredtheit, die er euch verliehen hat.“ Da hub er aus Undank und Stolz an und sprach: „Was soll ich Gott danken? Kann ich was, so habe ich es aus Geschwindigkeit meines Kopfes, und aus fleißigem Studiren, Lesen, Nachdenken, nicht aus Gottes Gabe.“ Allein bald nach diesen vermessenen Worten ward er mit Wahntwiz geschlagen, daß er so unverständlich

ward, wie ein Thier, und keinen Buchstaben mehr konnte, weshalb Augustin mit Recht sagt: „Was Gott den Dankbaren gibt, das nimmt er den Undankbaren.“

## 31.

Der König Alphons X. von Spanien that einst die gotteslästerliche Aeußerung: „Wenn er im Anfang der Schöpfung bei Gott gewesen wäre, so hätte er viele Dinge anders und besser einrichten wollen.“ Da geschah es, daß der Blitz in den königlichen Palast einschlug, bis in sein Zimmer drang und ihm sein Kleid verzehrte. Hierdurch wurde er von dem gewaltigen Schöpfer und Erhalter aller Dinge dermaßen erschreckt, daß er in sich schlug, seine Sünde herzlich erkannte und Gott demüthig um Gnade bat.

## 32.

Als Napoleon I. im Begriff stand, seinen Eroberungszug nach Rußland zu unternehmen, versuchte eine ihm nahestehende Person seinen Sinn zu ändern, und als sie fand, daß das vergebliche Mühe war, erinnerte sie ihn an das Sprüchwort: „Der Mensch denkt, aber Gott lenkt“, worauf Napoleon ungehalten erwiderte: „Ich lenke sowohl, als ich denke.“ Eine christliche Dame, welcher die gottlose Antwort des Eroberers hinterbracht wurde, sagte: „Ich halte dafür, daß dies der Wendepunkt im Glück Napoleons ist. Gott kann keinem seiner Geschöpfe erlauben, sich ungestraft seine Vorrechte anzumaßen.“ Sie hatte Recht. Napoleons Eroberungszug nach Rußland war der Anfang seines Falles.

## 33.

Chrysostomus, der berühmte Bischof von Constantinopel, wurde von der Kaiserin Eudogia vielfältig verfolgt, weil er sich ihren unbilligen Anschlägen widersetzte. Als nun einst die Abgeordneten der Kaiserin denselben durch Drohungen einzuschüchtern suchten, gab er ihnen eine so glaubensfreudige Antwort, daß sie mit Bestürzung von ihm abließen und zu der Kaiserin sagten: „Du suchest, o Kaiserin, diesen Menschen vergeblich zu schrecken; denn er fürchtet sich überall vor nichts, als vor der Sünde.“

## 34.

Die Salzburger Emigranten wurden auf ihrem Zug durch Schwaben 1732 gefragt, ob sie denn nicht zuweilen schmerzlich an ihr Vaterland gedächten und an das, was sie zurückgelassen? Da fingen sie mit großer Freudigkeit das Lied zu singen an: „Warum sollt' ich mich denn grämen?“ und als sie damit zu Ende waren, sagte einer unter ihnen: „Da habt ihr die Antwort; wir grämen uns über nichts mehr, als daß wir so lange haben heucheln können und die erkannte Wahrheit nicht eher mit dem Munde bekannt, vielmehr uns vor Menschen gefürchtet haben.“

## 35.

Einst pries ein Schmeichler den König Kanut den Großen von Dänemark, was er für ein mächtiger Herr nicht allein auf dem Lande, sondern auch auf dem Meere wäre. Um denselben zu beschämen, ließ Kanut seinen königlichen Stuhl, als eben die Fluth kam, ans Ufer bringen, setzte sich darauf und sprach: „Du weißt, o Meer, daß ich dein Herr bin, und daß das Land, darauf ich sitze, meiner Botmäßigkeit unterworfen ist, und daß sich niemand, wie die Schmeichler vorgeben, meiner Macht widersetzen darf. Deshalb gebiete ich dir, daß du dies mein Land nicht überschwemmest, auch meine Kleider, als deines Beherrschers, nicht benehdest.“ Als aber das Meer seine Gewohnheit hielt, und solches Befehles ungeachtet seine Füße naß machte, stand er auf und sagte: „Da sehet ihr, daß eines irdischen Königes Macht schlecht ist und zur Eitelkeit gehört, und daß niemand den Namen eines großen Herrn oder Königs mit Recht führt, als der, dessen Geboten Himmel, Erde und Meer immerdar gehorsam sind.“ Seit der Zeit hat er auch keine königliche Krone mehr getragen, sondern sie dem Bilde des gekreuzigten Christi aufgesetzt, zu bezeugen, daß er denselben für den König aller Könige und den großmächtigsten Herrn aller Herren halte.

## 36.

Gustav Adolf zog nicht lange vor der für ihn tödlichen Schlacht bei Lützen 1632 in Raumburg ein; das Volk in Raumburg vergötterte ihn fast, wie überall, und drängte sich bei seinem Einzuge herbei, ihm die Stiefel zu küssen. Dies erfüllte sein Gemüth mit einer trüben Ahnung und Stim-

mung. In dieser sagte er in Naumburg zu seinem Hofprediger Fabricius: „Unsere Sachen stehen jetzt auf einem guten Fuße. Allein ich fürchte, daß mich Gott wegen der Thorheit dieses Volkes strafen werde. Hat es nicht das Ansehen, daß diese Leute mich recht zu ihrem Abgotte machen? Wie leicht könnte Gott, der sich den Eifersüchtigen nennt, sie und mich empfinden lassen, daß ich nichts als ein schwacher, sterblicher Mensch sei! Großer Gott, du bist mein Zeuge, wie mir alles dies mißfällt!“

## 37.

Kaiser Constantin wollte einst seine Hofleute probiren, ob es ihnen mit ihrer christlichen Religion auch ein Ernst wäre; darum ließ er ausrufen: wer nicht würde des folgenden Tages den Götzen opfern, der sollte seines Hofdienstes verlustig sein. Bald fanden sich leiderliche Gefellen, die gaben sich an, sie wären verbunden, ihrer Majestät Befehl gehorsamst nachzukommen. Es traten aber auch herzu etliche aufrichtige, gottliebende Herzen, die sprachen: „Allergnädigster Herr und Kaiser! Nächst Gott ist uns unter der Sonne niemand lieber, als eure Majestät. Sollen wir für eurer Majestät Wohlfahrt sterben: willig und gern! Nur dieses wolle uns eure Majestät nicht zumuthen, denn es ist wider Gott und unser Gewissen.“ Da tobte der Kaiser los, und wandte sich zu den unbeständigen Wetterhähnen und sprach: „Ihr treulosen Buben! Wie solltet ihr mir treu sein, weil ihr eurer Seele, eurer Seligkeit, eurem Gott, eurem Gewissen, eurer Religion und eurem eignen Herzen untreu werdet? Trollet euch beim Sonnenschein von meinem kaiserlichen Hofe oder ich will euch lassen Beine machen.“ Die andern aber, die ihrer Religion keine Scheu getragen hatten, erhob er zu großen Ehren und sprach: sie wären ihm lieber als große Kasten voll Goldes.

## 38.

Unter dem persischen Könige Varanes hat Hormisdas den Märtyrertod erlitten. Dieser Christ stammte aus einer der ältesten Familien Persiens. Sein Vater war Statthalter, und sogar aus königlichem Blute. Varanes ließ ihn vor sich fordern, und befahl ihm, Jesum zu verleugnen. Der Christ antwortete: „Wenn ich deinem Befehle gehorchte, würde ich die Gesetze der Gerechtigkeit und Liebe übertreten. Wer aber fähig ist, das Gesetz seines himmlischen Herrn zu übertreten,

der wird auch nicht lange seinem irdischen Fürsten, der doch nur ein sterblicher Mensch ist, treu bleiben. Und wenn schon die Untreue gegen die Majestät des irdischen Königs mit dem Tode bestraft wird, wessen wird der gewärtig sein müssen, der von dem Könige aller Könige abfällt?“ Ueber diese muthige Antwort gerieth Varanes so in Zorn, daß er den Hormisdas aller seiner Güter und Ehrenstellen verlustig erklärte, ihm die Kleider abreißen ließ, so daß ihm bloß ein Gurt um die Hüften blieb, und ihn dann verurtheilte, in solchem Zustande die Kameele des Heeres zu führen. Ruhig und ohne Murren ertrug der Christ die Ausführung des grausamen Urtheils. Lange Zeit war bereits vergangen, da schaute König Varanes einst aus dem Fenster seines Palastes, und erblickte den Hormisdas, wie er, ganz von der Sonnenhitze verbrannt und mit Staub bedeckt, seines beschwerlichen Amtes wartete. Die Erinnerung an das, was jener früher gewesen, und an seines Vaters hohe Würden, schien ihn zu rühren. Er befahl, daß dem Kameeltreiber ein leinenes Gewand verabreicht würde, und ließ ihn dann vor sich führen. Hier setzte er ihm auf's neue zu: „Stehe doch endlich von deiner Hartnäckigkeit ab, und entsage dem Zimmermannssohne!“ Da zerriß Hormisdas in glühendem Eifer das ihm geschenkte Gewand und rief: „Behalte dein Geschenk, das du für den Abfall vom Glauben mir verkaufen willst!“ Jetzt gerieth der König in neue heftigere Wuth, und ließ den Christen sofort hinrichten.

## 39.

Catharina, Tochter des Fürsten Costus von Armenien, gestorben 315, war zur Zeit einer grausamen Christenverfolgung unter Kaiser Maximianus im Kerker. Da redete man ihr zu, es nicht aufs Aeußerste zu treiben, und nicht ihr jugendliches Leben, sowie alle ihre Hoffnungen hienieden preiszugeben durch beharrliche Widerseßlichkeit gegen den Kaiser. Doch Catharina entgegnete: „Es ist besser, daß ich hier eine kleine Zeit leide, als daß ich die ewige Seligkeit verscherze. Lieber wollte ich zehnmal den Tod erdulden, als einmal meinen Gott verleugnen!“

## 40.

Der Märtyrer Barlaam erduldet alle Qualen, die ihm angethan wurden, so standhaft, daß die Henkersknechte endlich

ermüdeten. Da erdachten sie eine List, um ihn zu zwingen, wenigstens dem Scheine nach zu opfern. Sie füllten seine Hände mit Weihrauch und hielten dieselben mit Gewalt über das Feuer. Hätte er nun vor Schmerz im geringsten gezuckt, so wäre etwas von dem Weihrauch ins Feuer gefallen und die Heiden hätten vorgegeben, er habe den Götzen geopfert. Allein der theure Märtyrer wollte auch allen bösen Schein vermeiden. Darum behielt er den Weihrauch fest in seinen Händen und ließ sie, ohne sie zu öffnen, vom Feuer verbrennen. Zugleich gab er Gott die Ehre dafür, daß er ihn stärkte, solche Schmerzen ritterlich zu überwinden, indem er öffentlich sprach: „Gelobet sei der HErr, mein Hort, der meine Hände lehret streiten und meine Fäuste kriegen“, Ps. 144, 1.

## 41.

Hunerich, König der Vandalen, hatte einen Hauspfleger, Saturus, einen vornehmen Mann, welcher der arianischen Ketzerei immer widersprach. Diesem verhiess der König große Ehre und Reichthum, wenn er ein Arianer würde. Als Saturus beständig blieb, drohte der König ihm Marter und den Verlust aller seiner Güter. Aber er ließ sich durch nichts von seinem Glauben abwendig machen. Zuletzt kam sein Weib mit ihren beiden Kindern, jammerte und weinte, fiel auf ihre Kniee und bat ihn um Gottes willen: er wolle doch sie und das kleine Töchterlein, welches sie noch säugte, bedenken, und nicht zugeben, daß ihre Kinder, ihres Adels beraubt, in schmählische Verachtung geriethen, noch daß sie, eine ehrbare Frau, einem elenden Knechte zur Ehe gegeben würde. Denn Gott würde ohne allen Zweifel das ansehen, daß er nicht freiwillig abfiele, sondern es durch große Noth gezwungen thun müßte. Darauf antwortete Saturus: „Du redest, wie die närrischen Weiber reden. Wenn du deinen Mann lieb hättest, so würdest du dich nicht unterstehen, ihn mit deinen Schmeichelworten in den ewigen Tod zu führen. Nehmen sie mir mein Weib, Kinder und Güter, so muß ich doch in meinem Herzen behalten die Worte meines HErrn Jesu Christi: Wer Vater oder Mutter mehr liebt, denn mich, der ist meiner nicht werth; und wer Sohn oder Tochter mehr liebt, denn mich, der ist meiner nicht werth.“ So blieb Saturus beständig und duldete gelassen, daß er aller seiner Güter beraubt und zum Bettler gemacht wurde.

## 42.

Als Georgius Carpentarius 1527 den 8. Februar um des Evangelii willen verbrannt werden sollte, und ein Freund ihm rieth, er solle doch einen Widerruf thun, so könnte er los werden und wieder zu seinem Weib und Kindern gelangen, antwortete er: „Es sind mir zwar mein Weib und Kind also lieb und werth, daß ich sie dem Herzog um all sein Land und Leute, Geld und Gut nicht geben wollte, aber dennoch habe ich Gott noch viel lieber, um welches willen ich sie auch gerne verlassē!“

## 43.

Als dem Franziskus Borgia der Tod seiner Tochter angekündigt wurde, sagte er: „Gott hatte mir ein theures Pfand anvertraut, aber nun hat er es zurück gefordert.“ Als der Marschall dies hörte, verwunderte er sich darüber, trat hinzu und fragte ihn, wie es doch käme, daß er sich über den Tod seiner Tochter nicht betrübte? Da antwortete er: „Seitdem ich die weltlichen Lüste erkannte, und wie es so ein elend jämmerlich Ding sei um aller Menschen Leben, habe ich mein Herz Christo Jesu zu eigen gegeben. Wie er es mit mir schickt, so bin ich es zufrieden. Drum bekümmere ich mich nicht über den Tod meiner Tochter; denn ich weiß, daß ich nur ein geliebtes Gut empfangen; warum sollte ich denn nun sauer sehen, wenn Gott es wieder fordert?“

## 44.

Auf der Insel Madagaskar brach vor einiger Zeit ein Aufstand aus und es wurde ein Heer ausgesandt, um ihn zu dämpfen. Bevor es aber den Marsch antrat, sollte der große Nationalgötze herbeigeschleppt werden, damit er das Volk segne, und die Soldaten sollten besprengt werden mit heiligem Wasser. Nun hatten aber 300 von den Soldaten dem Gögendienst entsagt, und als sie hörten, was geschehen solle, sprach einer zum andern: „Was sollen wir anfangen? Wenn wir uns nicht vor dem Götzen beugen, so wird man uns zu den Rebellen zählen und unfehlbar hinrichten lassen.“ Der Anführer des christlichen Häufleins forderte seine Brüder auf, sich am Abend zu versammeln und zu berathen, was zu thun sei. Sie kamen zusammen. Schon wurden einige schwankend in der Glaubens-treue und riethen, sich vor dem Götzen zu beugen, um ihr Leben sich und den Ihrigen zu retten. Da nahm der Anführer der



Christen sein neues Testament aus der Tasche und las laut: „Wer Vater und Mutter mehr liebt, denn mich, der ist meiner nicht werth. Denn wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren, und wer sein Leben verliert um meinetwillen, der wird's finden.“ Damit war's genug. Der Entschluß war bald gefaßt. Sie wollten ihren Heiland nicht verlassen. Aber eine schwere Prüfung stand ihnen bevor. Sie knieeten nieder, und flehten zum Herrn, er möge sie dabei nicht allein lassen. Hier auf gelobten sie einander, fest bei ihrem Entschlusse zu verharren. Einer jedoch unter ihnen war ein Verräther. Er ging und erzählte alles dem kommandirenden Offizier. „Dreihundert Soldaten“, sagte er, „sind Christen, und haben sich entschlossen, den Nationalgott nicht anzubeten.“ Der Führer des Christenheerleins wurde gefordert und bekannte, darüber befragt, die Wahrheit. Dies machte den Offizier sehr zornig, und er befahl, die dreihundert Christen sollten nicht dabei sein, wenn der Göze herausgebracht werde; „aber“, setzte er hinzu, „der Gott wird sich schon selbst an ihnen rächen.“ Er wollte sie nicht hinarichten lassen, weil er sie im Heere brauchte; aber er beschloß, sie in der Schlacht so zu stellen, daß ihr Untergang sicher sei. Das Heer marschierte den Rebellen entgegen und stieß auf sie in einer Schlucht zwischen zwei hohen Bergen. Hier wurden die Christen in die vordersten Reihen gestellt. Ihre heidnischen Widersacher hielten es für gewiß, daß sie dort fallen müßten; aber eine Hand, höher und mächtiger, als Menschenhand, lenkte die Schlacht so, daß die Christen nie von den Pfeilen getroffen wurden. Als die Sonne unterging, wurde zum Rückzug geblasen; die Namenliste wurde abgelesen, und es zeigte sich, daß, während der heidnische Theil des Heeres großen Verlust erlitten, von den christlichen Soldaten nicht Einer fehlte. Die andern Soldaten konnten sich diese wunderbare Bewahrung der Christen nicht erklären, und argwöhnten, die neuen Testamente in ihren Taschen seien Amulette. Die Christen aber antworteten: „Die sind's nicht, die uns retteten, sondern der Gott, dem wir dienen.“ Darüber waren die Heiden ganz bestürzt, und von dem Tage an warfen Hunderte von ihnen ihre Götzen weg.

Kaiser Domitianus erbaute dem Jupiter Custos, dem höchsten Gott der Römer, dem Hüter oder Bewahrer, einen prächtigen

Tempel zum Dank dafür, daß er wunderbarer Weise erhalten worden sei, als er sich in seinen jungen Jahren wider seinen Vater, den alten Kaiser Vespasianus, empört hatte, und zwar ließ er das Bild des Gottes so in denselben setzen, daß er ihn, den Domitian, im Schooße hatte.

## 46.

Vor alter Zeit stunden zwei Blinde unter einem Thor. Da saß ein König eben in seinem Saal und aß, und konnte auf dasselbige Thor sehen und sahe, wer da aus- und einging. Der eine Blinde stand und schrie: „O, wie ist dem so wohl geholfen, dem König und Kaiser will helfen!“ Der andere Blinde fing auch an seine Stimme zu erheben und schrie: „O, wie ist dem so wohl geholfen, dem Gott, der Herr, will helfen!“ und also schrieten die zween Blinden ohn Unterlaß einer um den andern, dieweil der König aß. Da wollte der König versuchen, welcher von den beiden Recht hätte, und ließ zwei Kuchen backen und in den einen that er viel Gulden, daß er schwer war, in den andern that er nichts, daß er leicht war, und hieß den schweren Kuchen dem Blinden geben, der geschrien hatte: „O, wie ist dem so wohl geholfen, dem König und Kaiser will helfen!“ Da nun ein jeglicher Blinde hatte seinen Kuchen empfangen, gingen sie mit einander hinweg und fragten einander, was ihnen geworden wäre? Da sagte der erste: „Hast du auch einen so schweren Kuchen empfangen, wie ich?“ — „Nein“, erwiderte dieser, „der meine ist gar leicht.“ Der erste aber war ein Schalk und gedachte bei sich selbst: Ich hab’ allwege gehört, man soll Käse nach der Schwere, Brod aber nach der Leichte kaufen. So sagte er zu dem andern: „Der meine ist schwer genug, ich will mit dir tauschen.“ Da tauschten sie mit einander. Am andern Morgen hörte der König nur einen Blinden schreien, der schrie: „O, wie ist dem so wohl geholfen, dem König und Kaiser will helfen!“ Den andern hörte er nicht, der kam nicht mehr, denn er hatte genug. Der König kam und fragte den Blinden, wo er seinen Kuchen hingethan? Der Blinde sagte, er hätte mit dem andern Blinden getauscht, weil dessen Kuchen sei leichter gewesen, denn der seine. Da sprach der König: „Der andere Blinde hat doch recht geschrien, daß dem sei wohl geholfen, dem Gott, der Herr, will helfen. Dir aber ist nichts beschieden, darum so bleib’ du im Elend mit deinem König und Kaiser!“

## 47.

Kaiser Otto I., der Große, erinnerte sich, wenn er Krieg führte, immer daran, daß der Ausgang desselben und der Sieg nicht in der Menschen, sondern in Gottes Macht stehe. Mußte er den kaiserlichen Schmuck zu Hause oder im Felde tragen, so hat er zuvor Gott um ein demüthiges Herz, damit ihn der Glanz dieser Herrlichkeit nicht übermüthig machen möchte. Einst hatte er Breisach belagert. Einige seiner Bundesgenossen verließen ihn. Da entfiel seinem übrigen Volke der Muth. Aber er redete dasselbe also an: „Warum seid ihr so verzagt? Vertrauet auf Gott, der kann und wird helfen! Der Sieg ist in seiner Hand! Ist unsere Stunde gekommen, so wollen wir alle christlich und muthig sterben, und uns die Schande der Flucht nicht zuziehen; denn es ist ja besser, um der Gerechtigkeit willen sterben, als mit Schande und Schaden selbstflüchtig werden. Thut ihr nur das Eure, so wird Gott das Seine auch thun!“ Da wuchs dem Volke der Muth, und der Sieg wurde errungen.

## 48.

Als Luther nach Worms zog, traf er in einer Herberge mit dem berühmten General Frundsberg zusammen, der ihn fragte: „Seid ihr der Mann, der sich unterstanden hat, das Papstthum zu reformiren? wie wollt, wie könnt ihr das ausrichten?“ „Ja“, sagte Luther, „ich bin der Mann, verlasse mich auf den allmächtigen Gott, deß Beruf und Wort ich für mich habe.“ Da erschrickt Frundsberg, dann sieht er ihn freundlich an und spricht: „Lieber Freund, es ist etwas, was ihr sagt. Ich bin Diener eines großen Herrn, Kaiser Karls, und habe auf sein Geheiß manch großen Zug gethan. Nun habt ihr einen größeren Herrn, als Kaiser Karl ist, der wird euch auch helfen und beistehen.“

## 49.

In Frankfurt lebte einst ein Knopfmacher, der durch unverschuldete Unglücksfälle in die tiefste Armuth versunken war, in der er nirgends einen Freund fand, der ihm helfen konnte. Es kam so weit, daß all sein Hab und Gut öffentlich verkauft und, wie man in Frankfurt sagt, die Gantglocke über ihn ge-

läutet werden sollte. Da klagte er seinem frommen Pastor Fresenius seine Noth. Der ermahnte ihn, Glauben und Vertrauen auf Gott nicht zu verlieren; Gott werde gewiß seine Ehre retten, und eins seiner Kinder nicht zu Schanden werden lassen. Der zum Verkaufe bestimmte Tag kam immer näher heran, und noch immer zeigte sich nirgends Hülfe. Am Vorabend des mit Angst erwarteten Tages kam der Unglückliche zu Fresenius und sagte: „Nun, Herr Pastor, morgen wird die Schandglocke über mich geläutet; ich habe noch immer nichts, um meine Schulden zu bezahlen, die vielleicht 800 Gulden mehr betragen, als mein Vermögen.“ Fresenius, ob er gleich selbst nicht wußte, wie und woher Hülfe kommen sollte, blieb doch bei seiner Versicherung, daß es Gott nicht aufs Aeußerste kommen lassen werde. „Es ist ja erst Abend“, sagte er, „noch nicht Morgen!“ Der Knopfmacher ging nach Hause und befohl sein Anliegen dem HErrn. Nachts um 11 Uhr klingelte jemand an der Wohnung des Pastors; es war ein Reisender, der eben erst angekommen war und den andern Morgen vor Tagesanbruch wieder abreisen wollte. Er entschuldigt sich wegen seines späten Besuchs, und übergibt dem Pastor Fresenius ein Capital von 800 Gulden, das er für Hilfsbedürftige bestimmt habe und in die Hände eines treuen Dieners des HErrn niederlegen wolle. Fresenius erzählt dem Fremden die Geschichte des armen Knopfmachers; der Reisende, gerührt von der traurigen Lage des Mannes, legt noch eine namhafte Summe hinzu, damit nicht allein der Verkauf verhindert, sondern auch der Knopfmacher in den Stand gesetzt werde, sein Gewerbe wieder fortzuführen. Noch in der Nacht wird dieser herbeigerufen und empfängt mit dem innigsten Dank gegen Gott das unerwartete Geschenk. Am andern Morgen legte er vor Gericht die zur Bezahlung der dringendsten Forderungen nöthige Summe nieder; und die Gerichtsherrn weinten vor Rührung über die wunderbare Hülfe, die dem wackern Bürger zu Theil geworden war.

Bald nach einem entsetzlichen Nordweststurme lief ein Schiff in den Hafen von Tönningen ein, das ganz entsegelt, entmastet, und alles nöthigen Schiffsgeräthes beraubt war. Der Schiffer, ein Norweger, hatte auf seinem Schiffe eine Frau mit

zwei Knäblein, deren eines sieben, das andere vier Jahre alt waren. Sie wollten nach Holland, wurden aber verschlagen und kamen halb todt und von den Wellen aller ihrer Kleider und Wäsche beraubt in diesem Hafen an. Als der Schiffer mit seinen Reisenden austrat, wies er vor allen Umstehenden auf den siebenjährigen Knaben hin und sagte: „Dieses Kind hat mein Schiff gerettet. Denn als der Sturm heftig und die Gefahr groß ward, sagte ich: Unser Herr Gott ist todt! worauf der Knabe antwortete: ‚Nein, nicht todt, sondern Er schläft nur; Er wird wohl aufwachen!‘ Der Sturm warf darauf das Schiff um, daß es mehr unter als über dem Wasser ging, und ich Alle ermahnte, daß sie sich zum Sterben fertig machen sollten; denn hier sei ihr Grab. Der Knabe antwortete: ‚Nein, so weit ist es noch nicht, der Herr Jesus ist noch im Schiffe.‘ Gleich darauf warf eine Welle das Schiff plötzlich wieder herum, und gerade auf die Höhe ins Wasser, und es ward in die Eider und in den Tönningischen Hafen hineingetrieben.“

## 51.

Als vor mehreren Jahren in Plymouth ein Prediger einen Besuch auf einem an der Küste liegenden Westindienfahrer machte, der einen furchtbaren Seesturm und die drohende Gefahr des Schiffbruchs glücklich überstanden hatte, erzählte ihm eine Dame folgendes Beispiel christlicher Fassung und lebendigen Glaubens. „Ach, mein Herr“, sprach sie, „welch ein unschätzbare Segen ist es doch, ein Kind Gottes zu sein. Davon habe ich nie ein lebendigeres Beispiel gesehen, als an meiner Negerclavin Helene während des letzten Sturmes. Als wir bald himmelhoch emporgehoben, bald in die Tiefe hinuntergeschleudert wurden, und von jeder nächsten Welle glaubten, sie werde uns verschlingen und im Grunde des Meeres begraben, ach! da war ich in einer eufeglichen Gemüthsverfassung. Ich zitterte vor dem Tode. Ich konnte den Gedanken, nun vor Gott erscheinen zu müssen, nicht ertragen. Meine Negerin dagegen kam mit aller möglichen Fassung zu mir und sagte: ‚Nicht traurig, liebe Frau, sieh auf Jesum Christum, der macht die See, der regiert die See, der macht dich bereit, auch zu sterben.‘ Als wir uns später der Küste näherten, ohne zu wissen, wo wir eigentlich seien, und jeden

Augenblick fürchten mußten, in tausend Stücke an den Felsen zerschmettert zu werden, ach! da war meine Seele noch ebenso jämmerlich zerrissen; ich zitterte vor dem Tode. Ich hatte keinen Gott und keine Hoffnung. Aber die arme Helene kam in derselben ruhigen Fassung zu mir und sagte: „Fürchte dich nicht, liebe Frau, sieh auf Jesum Christum, der ist der Fels; an dem Felsen zerbricht kein Schiff; er hilft auch, wenn's mit uns aufs Aeußerste gekommen ist. Fürchte dich nicht, liebe Frau, sieh nur auf Jesum Christum.“ Da nahm ich mir denn festiglich vor, daß, wenn wir je das Ufer glücklich erreichen würden, ich auch den seligen Glauben suchen wolle, der mitten unter diesen Schrecknissen das Herz einer armen Negerclavin also aufrichtete. Helfen Sie mir jetzt“, wandte sie sich bittend an den Prediger, „auch für meine Person jenen Glaubensanker zu finden, der sich im Angesichte des Todes bewährt hat.“

## 52.

Es war im Jahre 1826, als Missionar S. Gobat über Malta nach Egypten zog, um von dort aus im Dienste einer englischen Missionsgesellschaft nach Abyssynien vorzubringen. Während des Aufenthalts in Malta war ein katholischer Malteser durch die Predigt der Missionare erweckt und zum lebendigen Glauben an Christum gebracht worden. Bald darauf starb er. Sein Begräbniß veranlaßte einen großen Tumult, so daß 6000 Malteser sich versammelten, um dasselbe zu verhindern und die Missionare zu beschimpfen und zu mißhandeln. Es wurden viele Steine geworfen, und die ganze englische Besatzung mußte aufgeboten werden, um größere Ausbrüche zu verhindern. Doch geschah den Missionaren kein Leid, obgleich die Erbitterung gegen sie sehr groß war. Unmittelbar darauf sollte Gobat nach Alexandrien abreisen und fand kein anderes Schiff als ein maltesisches, das von etlichen und zwanzig bigotten Maltesern unter Anführung eines Priesters und etlichen demagogischen Offizieren aus Spanien und Italien besetzt war. Der Eigenthümer des Schiffes, ein Kaufmann auf der Insel, sagte dem Missionar, er könne ihm nicht dafür bürgen, daß er auf dem Schiffe mit dem Leben davon komme, und setzte ihn auch erst auf die Liste der Passagiere, nachdem er im Beisein zweier Zeugen feierlich erklärt hatte, daß er für das Leben des

Missionars nicht gut stehen könne, und er ihn gewarnt habe. Als Gobat auf das Schiff trat, empfangen ihn bittere Vorwürfe der Offiziere, daß er noch so dumm sein könne, an so etwas wie das Christenthum zu glauben, und sein Leben an die Ausbreitung desselben zu setzen. Noch gröber machten es die Malteser unter Anführung ihres Priesters. Alle ersinnlichen Schimpfreden gossen sie über ihn aus, und spieen ihn von allen Seiten an. Man ließ ihn gar nicht zu Worte kommen, wenn er sich vertheidigen wollte, sondern schrie gleich über ihn los, so daß er nichts Besseres zu thun wußte, als stille zu sein und zu dulden. In der Nacht von dem siebenten auf den achten Tag der Reise wurde Gobat durch einen großen Lärm auf dem Verdecke des Schiffes aus dem Schlafe geweckt, und als er sich erkundigte, fand er, daß mitten im Schiffe, ganz nahe bei der Pulverkammer, Feuer ausgebrochen war, welches lichterloh brannte, so daß man jeden Augenblick befürchten mußte, mit dem Schiffe in die Luft gesprengt zu werden. Alles war in der größten Bestürzung. Der Priester und die Malteser beteten, schrieten, zitterten; die ungläubigen Offiziere riefen alle Heiligen an; aus allen Gesichtern sprach die Verzweiflung. Als Gobat den Stand der Dinge eingesehen hatte, setzte er sich ruhig hin und übergab sich seinem Gott. Endlich wurde das Feuer unerwarteter Weise gelöscht, und die Reisenden suchten ihre Schlafstätte wieder auf. Am folgenden Morgen erwartete Gobat, wieder wie gewöhnlich auf dem Verdecke mit Spotten, Schelten und Speien empfangen zu werden; als er aber hinaufstieg, fand er, daß sich die Malteser mit ihrem Priester auf eine Seite des Schiffes zurückgezogen hatten, und die Offiziere in einen anderen Winkel, daß sie ihn ehrfurchtsvoll und höflich begrüßten und ungestört ein paarmal auf dem Verdeck auf- und abgehen ließen. Endlich trat schüchtern und zitternd der Priester auf ihn zu, und sagte ihm: „In dieser Nacht, als wir alle verzagt waren und zitterten, sahen wir dich so frisch und ruhig, als ob gar nichts Besonderes vorginge, und daraus schließe ich, daß dein Glaube der rechte sein müsse; ich bitte dich daher, uns zu sagen, auf welchem Grunde dein Glaube ruht?“ Von diesem Augenblicke an konnte Gobat ungehindert das Evangelium predigen, und fand sowohl an den Maltesern, als an den Offizieren die aufmerksamsten Zuhörer. Alle schieden dankbar von ihm, als sie in Alexandrien anlangten, und baten ihn um seine Fürbitte.

## Das andere Gebot.

53.

Als in Frankreich die „Andachten der Vernunft“ Mode waren, sagte Chaumette, Procurator des Pariser Stadtrathes, in einer seiner Reden: „Wenn du vorhanden bist, so beweiße es und schmettere deine Donnerkeule auf mein Haupt herab!“ Vierzehn Tage darauf ward er zur Guillotine geführt. „Die Donnerkeule fällt jetzt auf dein Haupt“, rief eine Stimme aus den Zuschauern; ihn aber durchzuckte sichtbar ein Schreck bei diesem Worte und leichenblaß empfing er den Todesstreich.

54.

Ein Edelmann, welcher der Sünde des Fluchens ergeben war, wollte in den Krieg ziehen. Ein alter gottesfürchtiger Bürger ermahnte ihn mit christlicher Bescheidenheit und erinnerte ihn, er möge sich wohl bedenken; denn er ziehe jetzt in den Krieg, da es Leib und Leben gelte, und er nicht wissen könne, was ihm widerfahren würde. Allein der Edelmann blieb trotzig und vermessen, und antwortete, das Fluchen stehe tapferen Kriegersleuten wohl an, und solche hätten gemeiniglich das meiste Glück. Was geschieht? Als es zum Treffen kommt, wird ihm durch Gottes Verhängniß das Kinn weggeschossen, daß seine gotteslästerliche Zunge auf die Brust herabhing, was einen entsetzlichen Anblick gewährte. Er mußte stets auf dem Rücken liegen, und was er trinken wollte, mußte ihm von seinem Diener eingesößt werden. Doch schon nach wenigen Tagen gab er elendiglich seinen Geist auf.

55.

Aus Mecklenburg wurde bei der Dürre im Jahre 1858 folgende Geschichte berichtet. Ein Mann, der auch bekümmert sein jammervolles Feld angesehen und sein nothreifes Korn mit Schmerzen betrachtet hat, sagt ganz ärgerlich mit zornigen Blicken gen Himmel sehend: „Der da oben schläft wohl und hat das Regnen vergessen! Was ist das für eine Wirthschaft! Erst müssen wir uns fürchterlich abquälen und nun läßt er alles elend verkommen!“ — Seit dieser Zeit hat ihn eine Müdigkeit überfallen, der er nicht Herr werden kann. Alles Schlafen hilft nicht; kaum erwacht, fällt er wieder in den



Schlummer zurück. Fragt man ihn: „Aber was ist denn das? wie geht das zu?“ so antwortet er nur in dumpfem Tone: „Irrt euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten!“

## 56.

Ein Gerber, der am Flusse Zelle austausch, wurde von einem heftigen Platzregen überrascht. Zornig stand er auf, streckte die geballte Faust gen Himmel und rief: „Mußt du immer regnen lassen, du da droben, gerade wenn man's am wenigsten brauchen kann?“ Ein Blitz und ein Donnerschlag war die Antwort. Der fuhr hernieder und lähmte den Arm, der sich gegen den Himmel gehoben. Im Uebrigen blieb der Lasterer unversehrt; denn der Herr wollte noch nicht die Seele verderben. Den lahmen Arm aber mußte er zeitlebens haben zur immerwährenden Erinnerung, daß, wer Gott flucht, der soll seine Sünde tragen“.

## 57.

Bei der Stadt Willisau Anno 1553 haben an einem Sonntag drei Spieler auf dem Platz vor der Mauer gespielt, und einer, mit Namen Ulrich Schröder, hat viel Geld verloren und ohne Unterlaß übel geflucht, und da er endlich eine gute Karte bekommen, sagte er: Wenn er jetzt wieder verliere, so wolle er Gott den Dolch in den Leib werfen. Er verspielt, zieht den Dolch, nimmt ihn bei der Spitze und wirft ihn in die Höhe nach dem Himmel. Der Dolch aber, da er wieder herniederfährt, trifft ihn gerade in's Genick, also daß er mit einem einzigen Seufzer niederstürzt und seine lästerliche Seele aushaucht.

## 58.

Graf Heinrich von Schwarzenburg hatte die üble Gewohnheit, fast bei jedem Gespräch zu wünschen: „Daß ich im Secret versänke!“ Dieses Wunsches wurde er auch endlich gewährt, da er im Jahre 1184 mit dem einstürzenden Zimmer versank, und an dem Orte zu liegen kam, wo aller Unflath zusammenfloß; also mußte er daselbst jämmerlich im Kothe sein Leben enden.

## 59.

Schon hatte die Cholera manchen seiner Nachbarn dahingerafft, als der Richter von St. Paul in Kärnthén noch stark, gesund und übermüthig einherschritt. Weit entfernt, daran

zu denken, wie leicht auch ihn die verheerende Seuche ergreifen könnte, wandert er getrost seinen gewohnten Weg in's Wirthshaus. Dort lacht er der Cholera und vermist sich, daß er es fecklich mit ihr aufnehmen wolle. Zur mehreren Befräftigung fordert er einen Krug mit Bier. Ein kräftiger Zug beweist seine Lebenslust, mit der er fortfährt, der Cholera zu spotten. Da erstarrt plötzlich das Wort in seinem Munde, der Starrkrampf fesselt den Krug in seiner Hand. Nach drei Stunden war er eine Leiche. Das geschah in den ersten Tagen des Septembers 1836, und das Volk erkannte die Hand des Herrn.

## 60.

Zu Luthers Zeiten sagte ein Priester in Runewalde: Wenn die lutherische Lehre recht wäre, so solle ihn der Donner erschlagen. Was geschieht? Nicht lange darauf kommt ein großes Wetter, der Priester erinnert sich seiner Reden, das Gewissen wacht auf, er läuft in die Kirche, läßt Wetterglocken läuten, fällt auf die Kniee und betet vor dem Altar. Da trifft ihn der Blik. Als man ihn aufrichtet, heimföhret und auf den Kirchhof bringt, wird er von neuem getroffen und ganz versengt. Das heißt: Gott läßt sich nicht spotten.

## 61.

Ein vornehmer katholischer Graf, der im Jahre 1547 mit Karl V. nach Deutschland kam, hörte einst den lutherischen Psalm singen: „Ein feste Burg ist unser Gott.“ Darauf sagte er: „Ich will helfen diese Burg zerschießen, oder will nicht leben.“ Aber er ist am dritten Tag nachher unversehens gestorben.

## 62.

Zu Leipzig hat gelebt ein Jurist und arger Papist, Dr. Türcke, der nach der Niederlage des alten löblichen Kurfürsten Johann Friedrich gar spöttisch pflegte zu reden: „Wo ist nun der starke Thurm, darauf die Lutherischen traueten? Wo ist nun die feste Burg, davon sie so freudig sangen? Jetzt liegt ihr Schutzhurm und feste Burg im Rothe und Dreck, und ist nichts, denn Trauern und Heulen bei ihnen.“ Aber diese Spöterei Gottes und seines Wortes nahm ein übel Ende. Denn bald darauf ward Herr Türcke krank, daß ihm kein Arzt helfen konnte. Er schrie überlaut, die Teufel seien an ihm,

man möchte ihm zu Hülfe kommen, fraßte mit seinen Fingern in die Wand, sich vor ihnen festzuhalten. Und da er also mit Griesgramen starb, hing ihm seine Zunge kohlschwarz zum Halse heraus, daß jedermann, so es sah, erschrak und sprach: „O wehe, Dr. Türcke ist zum reichen Mann in der Hölle zu Gaste gezogen.“

## 63.

Weil Alexius Grosner in Dresden das Evangelium lauter und rein verkündigte, wurde er vielfach verfolgt und endlich vertrieben. Als er nun wegziehen wollte, ritt der Papist Emser vorüber und sagte: „Ich habe nun des Ketzers Predigten ein Ende erlebt; er muß dennoch ins Teufels Namen bei Sonnenschein davon und aus der Stadt, ich aber bleibe hier.“ Darauf antwortete Grosner: „In Gottes Namen wäre auch ein Wort, mein Herr Emser. Ich bin in Meissen gewesen, ehe als Ihr, und werde darinnen bleiben, wenn Ihr hinweg seid.“ Noch an demselben Abend war Emser bei einem vornehmen Bürger zu Gaste, darauf setzte er sich auf einen Stuhl und starb unter schrecklichen Worten und Geberden eines plötzlichen Todes.

## 64.

Als der gottselige lutherische Kurfürst von Sachsen, Johann Friedrich, am 24. April 1547 geschlagen und gefangen genommen war, jubilirten darüber am 27. April die Dompfaffen in Meissen, thaten mit großem Gepränge eine Dankjagung und sangen das Te deum laudamus. Allein am Abend desselben Tages sandte Gott ein schreckliches Ungewitter; der Blitz schlug in die Domkirche und zündete sie an, daß sie mit ihren drei Thürmen und allen Gebäuden, Orgeln und Glocken verbrannte. Sonst ist kein Donnerschlag mehr wahrgenommen, noch hernach weiter erfolgt.

## 65.

Ein vornehmer Herr zu Raab in Ungarn hatte am 19. Februar 1753 zu seinen im Comitats Hause zu haltenden Fastnachtslustbarkeiten die Vornehmsten der Stadt, und darunter auch den Kriegskommissär Joseph Treithofer eingeladen, welcher einige Zeit zuvor von der evangelischen Kirche zu der römischen übergegangen war, und nun die evangelische Wahrheit bei jeder Gelegenheit lächerlich zu machen suchte. Dieser

verkleidete sich in einen Habit, der Luthern vorstellen sollte, und ein junger adeliger Herr mußte sich als Luthers Frau, Catharina von Bora, verkleiden. In diesem Anzuge kamen beide in das Haus, wo der Fastnachtsball gehalten wurde. Der verkappte Luther, der ein großes Buch unter dem Arme trug, machte bei seiner Ankunft bekannt, er sei gekommen, Beichte zu hören, und der anwesende Bischof war der erste, der ihm beichtete; diesem Beispiele folgten andere Anwesende. Hierauf hielt der Verkappte eine Rede und Absolution, wodurch die ganze Menge der Zuhörer in großes Gelächter gesetzt wurde, und endlich beschloß er seine Spöttereien mit dem Vaterunser. Als er aber an die Worte kam: „Denn dein ist das Reich und die Kraft“, ward er plötzlich vom Schlage gerührt, stürzte zum Schrecken aller Anwesenden zu Boden, wälzte sich herum und schäumte wie ein toller Hund. Kaum war man noch im Stande, ihm die Kleider vom Leibe zu ziehen und ihn in einem Wagen Nachts um 12 Uhr nach Hause zu bringen. Man versuchte alle dienlichen Mittel, um ihn zu helfen, allein es war umsonst. Nachdem er 11 Tage mit großem Brüllen zugebracht hatte, gab er am 2. März in seinem entsetzlichen Zustande den Geist auf. Bald darauf erkrankte auch jener junge Herr, der sich in Catharina von Bora verkleidet hatte, und starb den 16. März 1753.

## 66.

Als die Kaiserlichen im Jahre 1632 um Nürnberg lagen, sagte ein kaiserlicher Soldat zu einem evangelischen Prediger: er habe in sieben Jahren kein Vaterunser gebetet, es solle auch noch in sieben Jahren nicht geschehen; er wolle aber gleichwohl in Nürnberg das Geld mit Hüten ausmessen. Diesem Spötter ist bald hernach der Kopf mit einer Kanonenkugel abgeschossen worden.

## 67.

Erzbrecht, Markgraf zu Braunschweig, war ein kriegerischer, freudiger Held, ließ sich aber von etlichen Hildebrandschen Bischöfen verleiten, wider Kaiser Heinrich IV. Krieg zu führen; denn sie machten ihm die Hoffnung, sie würden ihn zum römischen Kaiser krönen. Erzbrecht ward also eidbrüchig am Kaiser, überfiel ihn auch mit List bei Gleichen und trieb ihn in die Flucht. Dies geschah im Jahr Christi 1088. Aber seine Strafe blieb nicht aus: denn im folgenden Jahre, als er Hil-

desheim belagerte und hinwegzog, mehr Volks zu holen, kehrte er in der größten Hitze in eine Mühle ein, Eisenbeutel genannt, allda Mittagsruh zu halten. Sie stellten ihre Pferde ein und schickten den Müller ab in den nächsten Flecken, ihnen einen frischen Trunk zu holen. Demselben begegneten etliche kaiserliche Reiter und fragten ihn, wohin er also mit dem Gefäß eilete. Der arme Müller antwortete aus Einsicht: Markgraf Eckbrecht wäre mit etlichen seiner Reiter zu ihm eingekehrt, denen wollte er einen Trunk holen, und wußte der gute Mann nicht, daß sie des Markgrafen Feinde waren. Sie stachen ihre Pferde an, eilten zur Mühle, wo sich ein großes Gefecht erhob, die Kaiserlichen aber behielten die Oberhand und Markgraf Eckbrecht wurde erstochen.

## 68.

Rudolf, dem Herzog von Schwaben, der sich auf Anstiften des Papstes wider Kaiser Heinrich IV. empört hatte, ward durch Gottes Rache die rechte Hand, womit er dem Kaiser Treue geschworen hatte, in der Schlacht abgehauen. Das erkannte er selbst und sprach zu den umstehenden Bischöfen: „Sehet, das ist die Hand, mit der ich meinem Kaiser Heinrich gelobet und geschworen habe!“

## 69.

Im Jahre 1813 sollte Meister N. im Hessischen einen Eid schwören. Er hatte sein Amt als Vormund dazu mißbraucht, um Geld zu unterschlagen. Die Eidesverwarnung war deshalb sehr ernst und eindringlich gewesen. Da spricht N.: „Herr Pastor! ich weiß, was der Herr sagt: Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten; und ich sage, ich kann den Eid rein schwören, oder diese Beine sollen mich nicht wieder in die Neustadt (da wohnte er) tragen.“ Am Abend geht N. zu seinem Schwager Siebert in der Neustadt, stolpert im Hineintreten auf der Diele der Schankstube und bricht beide Beine im Schenkel. Wie beide Beine zugleich brechen konnten, vermochte der Arzt nicht zu begreifen. Der Mann schwur nicht und blieb sehr lahm.

## 70.

Ein deutscher Schneider in Chicago, Namens Rosenquist, der in einem Kosthause an der Burnside-Straße logirte und

gegen den dringender Verdacht vorlag, einem seiner Zimmergenossen Geld gestohlen zu haben, forderte Gott auf, ihn zu tödten, falls er des ihm zur Last gelegten Verbrechens schuldig sei. Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als er auch todt niederfiel. Man fand das vermißte Geld in seinem Besiz.

## 71.

Vor Jahren waren in Steiermark heftige Ungewitter, und die Bauern besorgten sich, der Wein möchte Schaden nehmen, darum erforderten sie einen Segensprediger, daß er das Ungewitter beschwören und abweisen sollte. Der verwegene Mensch that's, und da er sich vermaß, fromm zu sein, dieweil er nicht Teufelswerk, sondern eitel heilige Worte und Namen zu gebrauchen pflegte, trat er hin, stellte sich gegen dem Wetter und hub seine Beschwörung an. Da schlug der Blitz zu ihm ein und zerquetschte ihn dermaßen, daß auch seine nächsten Verwandten ihn nicht mehr zu erkennen vermochten.

## 72.

Als die Kinder einer adeligen Frau krank lagen, ließ sie eine Zauberin kommen. Diese sprach den Segen über die Kinder und verhiess, die Krankheit würde gewiß nachlassen. Zwar geschah dies, allein bald darauf wurden die Kinder dermaßen von unerhörten Schmerzen überfallen, daß sie alle nach einander starben. Die Mutter gerieth darüber in schreckliche Schwermuth und großes Wehklagen. Doch ließ sie sich mit Gottes Wort trösten, und stimmte endlich dem Chrysostomus bei, welcher sagt: „Ein gläubiger Mensch sieht lieber, daß sein Kind stirbt, als daß er es mit abergläubischen Mitteln curiren läßt.“

## 73.

Um's Jahr 1500 lebte ein Meßpfaffe in Schwaben Namens Iselin, der legte zu Altingen seine Heiligthümer und Ablas aus und rühmte, daß er eine Feder aus St. Michaels, des Erzengels, Flügel habe. Indem er aber im Wirthshaus säuft, wird ihm des Nachts dieselbe gestohlen. Da er solches am Morgen gewahr wird, läuft er in den Stall, steckt Heu in die Monstranz und spricht, das solle sein Heiligthum sein. Die Wirthin, da er im Quartier liegt, lacht darüber, er aber versetzt: „Ich will es in der Kirche dahin bringen, daß du das Heiligthum küssen

mußt, du magst es gerne thun oder nicht.“ Sie sagt, das solle nimmermehr geschehen. Er wettete mit ihr um einen guten Schmaus. Wie man nun in die Kirche kommt, fängt der Ablasskrämer an: „Sehet, ihr lieben Christen, das ist das Heu, worauf unser Herr Christus zu Bethlehem gelegen, das hat die Kraft, daß es die Pest von den Menschen abwendet, die jetzt zu Tübingen und hin und wieder im Württembergischen grassirt, es läßt auch keine Ehebrecher und Huren zu sich.“ Da die Leute solche Predigt hörten, kamen viele Männer und Weiber, das Heiligthum zu küssen, welchen sich auch die Wirthin beigefellet. „Siehe da“, sprach der Pfaffe heimlich zu ihr: „Kommst du auch? Ich habe die Wette gewonnen.“ Das war auf solche Art ein Vorläufer von Tegel.

## 74.

Als einst ein Mönch nach Tübingen kam und viel Rühmens machte von dem Heiligthum, so er in einem Glase mitgebracht und den Leuten zu weisen pflegte, und auf der Kanzel unverschämt vorgab, wer dieses Heiligthum küßte und verehrte, den sollte das ganze Jahr keine Krankheit und Pestilenz anrühren, da forderte der fromme Herzog Eberhard von Württemberg, über des Mönches Treiben und Unverschämtheit erzürnt, den falschen Lehrer und Leutebetrüger vor sich, und strafte ihn ernstlich, daß es wider Gott und sein heiliges Wort wäre, durren Gebeinen solche Kraft beizulegen, die allein Gott eignete, in dessen Hand unser Leib, Gesundheit und Leben stehe. „Ei, gnädiger Herr“, sprach der Mönch, „ich habe recht gesagt: wer das Heiligthum küsse, den rühre keine Krankheit; ich gebe aber den Leuten nur das Glas zu küssen, darum hilft auch ihr Küssen nicht mehr, als es kann.“ Dadurch verrieth der Mönch sein und aller papistischen Schreier Lug und Trug, welcher Falschheit also mit bestem Recht der fromme Herzog ernsthaft und kräftig entgegen war.

## 75.

Als Luther auf seiner Reise nach Rom gen Augsburg kam, hörte er von einer Jungfrau Namens Ursula, welche von jedermann für eine lebendige Heilige gehalten wurde, weil sie, wie sie vorgab, seit vielen Jahren keine irdische Speise genossen hätte, sondern unmittelbar durch Gottes Kraft erhalten würde,

und also mit stetigem Fasten, Beten und Gott dienen ihre Zeit zubrächte. Um sich zu erbauen, besuchte Luther diese Jungfrau und fragte sie zuletzt: ob sie auch ein Verlangen hätte, je eher je lieber die Welt zu verlassen und bei Christo zu sein? Worauf sie antwortete: sie fürchte sich billig vor dem Tode, denn was sie hier hätte, das wüßte sie, was ihr aber dort be-  
 gegnen könnte, wüßte sie nicht. Worauf der theure Lehrer warnte, sie solle zusehen, daß es recht zugehe, und daß sie keinen Betrug triebe. Später sagte er zu denen, die um ihn waren: er könnte die für keine Heilige halten, die kein Ver-  
 langen hätte, bald aus der Welt zu scheiden: es wäre ein Be-  
 trug dahinter, der sich bald offenbaren würde. Solches ist auch bald darauf geschehen.

## 76.

J. F. Tiede, zur Zeit des siebenjährigen Krieges preußischer Feldprediger, kam nach B—, wo ein berühmtes Kloster war. Der Prior zeigte ihm die Seltenheiten der Klosterkirche. „Wir kamen“, erzählt er selbst, „in die Kapelle einer gewissen Heiligen. Ich fragte, was die vielen menschlichen Gliedmaßen von Silber oder Wachs bedeuteten, womit die ganze Kapelle behangen war. „Es sind die Abbildungen von den Gliedern, welche die Heilige, die man darum anrief, gesund gemacht hat.“ Hierauf faßte ich ihn bei der Hand und sagte: „Hochwürdiger Herr! Wir stehen hier beide allein vor dem allwissenden Gott, und müssen von dieser Stunde einst die genaueste Rechenschaft geben. Ich frage Sie also auf Ihr Gewissen: Ist das Wahr-  
 heit, was Sie jetzt sagen?“ Anfänglich sagte er: „Warum nicht?“ Als ich aber weiter in ihn drang, sagte er endlich: „Es sind eben Dinge für den gemeinen Mann, der wird dadurch andächtig und dabei kann man es ja lassen!““

## 77.

Simon Turoniuz, ein Professor in Paris, erklärte in einer Vorlesung, man sei an die Worte Moses, der Propheten und auch Christi allein nicht gebunden, man müsse auch den Pabst hören, und ihm als dem Haupte der Christenheit folgen. Wäh-  
 rend er so die heilige Schrift lästerte, entfiel ihm plötzlich die Sprache, er verstummte und nahm ein Ende mit Schrecken.



## 78.

Es war einmal eine Mutter, die hatte ein einziges Kind, ein Söhnlein. Nun geschah es, daß dieses Kind krank wurde, und die Krankheit wurde immer ärger; man konnte wohl sehen, es sei nicht mehr zu helfen, und das Kind müsse sterben. Die Mutter hatte schon anfänglich grimmige Angst; da aber die Krankheit offenbar dem Tode zuing, da wurde sie wie unsinnig vor wüthiger Verzweiflung; denn das Kind war ihr lieber, als die ganze Welt, und als Gott selber. Als das der Prediger hörte, ging auch er in das Haus, um der Mutter Trost und Ergebung beizubringen: aber es war alles umsonst. Da probirte er es auf andere Weise: er stellte sich an das Sterbettlein des todkranken Kindes und betete laut, und unter anderem auch also: „HErr, wenn es dein Wille ist, so schenke diesem Kinde Leben und Gesundheit wieder.“ Die Mutter hörte diese Gebetsworte und schreit wie rasend: „Nicht, wenn es dein Wille ist, das kann ich nicht ausstehen; es muß dein Wille sein. Er darf mir mein Kind nicht sterben lassen.“ Der Pfarrer erschrak über diese Worte und ging wieder nach Hause. Aber siehe, gegen das menschliche Denken und zur unermesslichen Freude seiner Mutter wurde das Kind wieder gesund und wuchs auf. Ja, es ist gewachsen und groß geworden an Leib und — an Bosheit. Und der Bube hat von Jahr zu Jahr der Mutter mehr und ärgern Verdruß, Schande und herzzerreißenden Kummer gemacht. Und endlich hat sie's erlebt, daß der Sohn ein Todesverbrechen beging und vom Scharfrichter gerichtet und getödtet wurde.

## 79.

Als sich einstmals einer wegen Vernachlässigung des Gebets entschuldigen wollte und deshalb zu Dr. Schurf sagte: „Ei, das Herz betet“, antwortete der fromme Mann: „Unser HErr Iesus sagte zu seinen Jüngern: Wenn ihr beten wollt, so sprecht.“ (Lucas 11, 2.)

## 80.

Als Polycarpus, Bischof von Smyrna, vor dem Richter stand, drang dieser in ihn: „Ich gebe dich frei, schwöre nur und fluche Christo!“ Aber der Greis sprach mit tiefer Bewegung: „Sechs und achtzig Jahre habe ich ihm gedienet, und er hat mir nie etwas zu Leide gethan. Wie, sollte ich meinem

Könige fluchen, der mich selig gemacht hat?“ Und als der Richter drohte, wenn er nicht nachgäbe, würde er ihn mit Feuer zähmen, erwiderte der Bekenner Christi gelassen: „Du drohest mir mit einem Feuer, welches nur einen Augenblick brennt und bald erlöschet; aber du weißt nichts von dem ewigen Feuer, das für die Gottlosen aufbehalten ist.“ Nun ließ der Proconsul durch seinen Herold ausrufen: „Polycarpus hat bekannt, daß er ein Christ sei!“ Da schrie das wüthende Volk: „Dieser ist der Lehrer Asiens, der Vater der Christen, der Zerstörer unserer Götter, der Viele verführt hat, nicht mehr zu opfern und anzubeten. Laß ihn lebendig verbrannt werden!“ Nun schleppte das Volk von allen Seiten Holz zusammen, wobei sich die Juden besonders hervorthaten. Als Polycarpus nun an dem Pfahl befestigt werden sollte, sagte er: „Laßt mich, wie ich bin! Der, welcher mir Stärke gibt, dies Feuer auszuhalten, wird mir auch Kraft geben, unbeweglich im Feuer zu stehen, ohne daß ihr mich annagelt.“ So, die Hände auf den Rücken gebunden, betete er: „Herr, allmächtiger Gott, Vater deines geliebten und hochgelobten Sohnes Jesu Christi, du Gott der Engel und Fürstenthümer und aller Creatur und aller Gerechten, die vor deinem Angesichte wandeln, — ich danke dir, daß du mich würdig geachtet hast, an diesem Tage und in dieser Stunde mein Erbtheil unter deinen Blutzeugen zu empfangen zur Auferstehung im ewigen Leben, beides der Seele und des Leibes, und zur Unverweslichkeit durch den Heiligen Geist. Darum preise ich dich, ich lobe dich, ich erhebe dich durch den ewigen Hohenpriester Jesum Christum, deinen geliebten Sohn, durch welchen mit ihm in dem Heiligen Geiste sei dir Ehre jetzt und in Ewigkeit. Amen!“

## 81.

In dem Kriege, welchen Kurfürst Friedrich der Sanftmüthige von Sachsen in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts mit seinem Bruder, Herzog Wilhelm, führte, kam Friedrich eines Tages nach der Stadt Freiberg, welche, weil sie sammt ihren Bergwerken den beiden Brüdern gemeinschaftlich gehörte, auch beiden den Eid der Treue geleistet hatte. Nun verlangte aber der Kurfürst unter ernstlichen Drohungen, daß der Magistrat sammt der Bürgerschaft feierlich sich von dem Eide gegen seinen Bruder lössagen und schwören sollte, ferner ihm allein treu sein zu wollen. Wilhelm aber hatte die Stadt

erinnern lassen, sie möge doch ihres Eides gegen ihn eingedenk bleiben. Hierdurch kamen die Freiburger in die größte Verlegenheit: einestheils wollten sie sich nicht gern der Gefahr aussetzen, mit der Friedrich sie bedrohte, andernteils wollten sie gern ihrem Eide gegen Wilhelm treu bleiben. Der Magistrat versammelte sich daher und berathschlugte, was zu thun sei; aber es hielt schwer, zu einem bestimmten Entschlusse zu kommen. Endlich vereinigten sie sich zu dem, was ihr alter, ehrwürdiger Bürgermeister Nicolaus Weller thun würde. „Wohl-an“, sprach der Greis, „so gehe ein jeder von Euch nach Hause, nehme von Weib und Kind Abschied, und komme dann wieder hierher und bringe sein Sterbekleid mit.“ Die Stadträthe thaten, wie ihnen gesagt ward, und begaben sich dann jeder mit seinem Sterbekleide zu dem Kurfürsten unter Anführung ihres unerschrockenen Bürgermeisters, der denselben mit folgenden Worten anredete: „Euer Kurfürstliche Gnaden sind nun schon mehrere Jahre unser gnädigster Herr, und wir sind derselben jederzeit in Unterthänigkeit gehorsam gewesen. Auch in dem, was Sie uns jetzt befohlen haben, wollten wir gerne gehorchen, wenn wir nur solches um unseres Gewissens willen thun könnten. Aber wir können unsern Eid nicht brechen, wir müssen vermöge desselben dem Herzog Wilhelm ebenso treu und gehorsam sein, als wir zur Treue gegen Eure Kurfürstliche Gnaden verpflichtet sind. Wir sind daher bereit, lieber unser Leben aufzuopfern, als daß wir wollten meineidig werden.“ Durch diese Rede wurde der Kurfürst so gerührt, daß er sogleich von seinem Begehren abstand, den Bürgermeister und den ganzen Magistrat in Gnaden entließ, und sie ermahnete, sie sollten fernerhin solche redliche und getreue Leute bleiben, als sie bisher gewesen.

## 82.

Als dem Landgrafen Wilhelm von Hessen eines Sterndeuters Buch vorgelesen ward, darin der Verfasser auch des Landgrafen Sterbenstag gesetzt und prophezeit hatte, schrieb er mit seiner Hand an den Rand dabei: „Dazu siehe Ps. 31, 19.: „Meine Zeit steht in den Händen des Herrn!““

## 83.

Als in der Schlacht bei Lützen im Jahre 1632 der König Gustav Adolf gefallen war, und von Bappenheim neue Trup-

pen herbeigeführt wurden, war es Herzog Ernst der Fromme, welcher durch seinen tapfern Widerstand dem schwedischen Heere den endlichen Sieg verschaffte. Selbst in das Kriegsgetümmel hatte der junge fürstliche Held seine Gottesfurcht sich begleiten lassen. „Unter dem Lärm der Trommeln und Drommeten“, so bezeugen Zeitgenossen, „unterließ Ernst nicht seine regelmäßigen Andachtsstunden: sein Zelt war wie eine Kirche, wo der Name Gottes angerufen und ihm die schuldige Verehrung gebracht wurde.“

## 84.

Die unter dem Oberbefehl des Generalleutenants Arnheim stehenden sächsischen Truppen standen 1634 bei Liegnitz dem kaiserlichen Kriegsheere gegenüber. Vor dem Beginn der Schlacht aber hatten sie sich vor dem HErrn der Heerschaaren gedemüthigt. Nachdem nämlich die ersten Kanonenschüsse gelöst waren, ertönten auf einmal alle Trompeten, die Reiter stiegen von ihren Pferden, und das ganze sächsische Heer verrichtete ein gemeinsames Gebet. Als sie das gebetet hatten, warfen sie sich Mann für Mann auf die Kniee und sangen wie mit Einer Stimme den 4. und 5. Vers des Liedes: „HErr Gott! dich loben wir 2c. Nun hilf uns, HErr, den Dienern dein“ 2c. Und der HErr hat solchen seinen Dienern geholfen und ihnen den Sieg gegeben.

## 85.

In der traurigsten Zeit des siebenjährigen Krieges ließ der König Friedrich II. dem General Zieten durch seinen Ordinanzzoffizier Schulz die Nachricht von einem abermaligen Unfall melden. Zieten entfernte sich auf der Stelle und ließ den Offizier stehen, ohne ihm eine Silbe zu antworten. Schulz, über dieses ungewöhnliche Benehmen seines bis dahin unerschütterlichen Generals sehr betroffen, konnte nicht umhin, ihm leise nachzugehen. Und siehe! da erblickt er den Vater der Krieger in der Kammer einer Bauernhütte im inbrünstigsten Gebete mit dem HErrn der Heerschaaren redend. Unbemerkt zieht sich der Lauscher wieder zurück, und bald darauf tritt Zieten gestärkt und erheitert zu ihm, ermuntert ihn, Muth zu behalten, und versichert ihn, es werde noch alles gut gehen. Sodann fertigt er ihn mit der Antwort an den König ab: „Zieten gehe der Vorfall herzlich nahe, ersuche aber seinen König, sich zu beruhigen, weil der Feind ungeachtet dieses Glückes doch zu nichts

weiter kommen würde.“ Und Zieihen hat sich nicht getäuscht. Der Ausgang bestätigte, was ihm der Herr auf sein Gebet zugesagt hatte.

## 86.

Der Wahlspruch des frommen Bischofs Chrysostomus in Constantinopel war: „Gott sei gelobt für alles!“ Als er in seinem hohen Alter seines Amtes entsetzt, des Landes verwiesen, ins Elend hinausgestoßen und mißhandelt wurde, im Kriege fliehen, Hungersnoth und Pest erleiden mußte und endlich seiner Auflösung entgegen sah, waren seine letzten Worte noch: „Gott sei gelobt für alles!“

## 87.

Als der König Gustav Adolf von Schweden den bedrängten deutschen Lutheranern zu Hülfe eilte und am 24. Juni 1630 an der pommerschen Küste landete, fiel er auf seine Kniee nieder, dankte Gott für die Erhaltung seiner Person und seiner Armee und flehte ihn um Segen für sein Vorhaben an. Da während seines Gebetes seine Offiziere sich der Thränen nicht erwehren konnten und er ihre Rührung wahrnahm, sagte er: „Weinet nicht, meine Freunde! sondern betet. Je mehr Betens, desto mehr Siegens; denn fleißig gebetet ist halb gesiegt. Der beste Christ ist immer der beste Soldat.“

## Das dritte Gebot.

---

## 88.

Zwischen Doctor Martin Luther und Justus Jonas kam einstmals die Rede auf einen reichen Mann von Adel im Lande zu Meissen, der sich um nichts kümmerte, als wie er Geld und Gut und große Schätze sammelte. Da mit diesem der Kurfürst von Sachsen, Johann Friedrich, viel von der Lehre des Evangeliums reden wollte, habe er zur Antwort gegeben: „Evangelium hin, Evangelium her! Gnädigster Herr, was geht uns das Evangelium an?“ Als Luther dies hörte, sagte er: „Der gute Mann hat Recht, waren auch Kleien da?“ und erzählte eine Fabel, wie der Löwe einmal alle Thiere zu Gast gebeten und ein köstlich, herrlich Mahl zurichten lassen und die

Sau auch dazu geladen habe. Als man die köstlichen Gerichte nun auftrug und den Gästen vorsetzte und ihnen gebot, zuzulangen und sich's wohl schmecken zu lassen, warf die Sau den Rüssel auf und fragte: „Sind auch Kleien da?“ „Also sind“, fuhr Luther fort, „unsre Episkuräer auch. Wir Prediger setzen ihnen in unseren Kirchen die allerbeste und herrlichste Speise vor, als: Vergebung der Sünde, Gottes Gnade und ewige Seligkeit, sie aber werfen die Rüssel auf, scharren und fragen nach Thalern oder sonst was. Da heißt's wohl: Was soll der Ruh Muscate? Sie frist wohl Haberstroh.“

## 89.

Zu Luthers Zeiten veröffentlichte ein papistischer Licentiat in Leipzig, Namens Johann Kott, seine falsche Lehre vom Glauben und guten Werken. Dawider schrieb Urbanus Rhegius und bat ihn freundlich: „Stehe ab, mein Licentiat, und weiche von deiner Gleichnerei zum rechten christlichen Leben; wenn du aber in deinem Irrthum fortfahren willst, so wollen wir dich dem Gerichte Gottes befehlen.“ Doch vergebens. Kott nannte auf der Kanzel Luther den schwarzen Teufel, seine Zuhörer die schwarze Kotte, sein Evangelium das schwarze Evangelium. Als er nun einst aufs bestigste tobte, fiel er auf der Kanzel nieder und konnte nicht mehr reden; darauf wurde er heimgetragen und fuhr mit dem Geschrei der Verzweiflung dahin.

## 90.

Einstmals kommt ein Bischof zu Salzburg in ein Wirthshaus, und da er weiß, daß der Wirth evangelisch ist, läßt er sich mit ihm in einen Streit ein und lästert Luthers Lehre. Der Wirth aber blieb ihm die Antwort nicht schuldig, sondern redete ihm frisch unter die Augen von der Rechtfertigung allein aus Gnaden durch den Glauben. „Wo habt ihr diese Lehre her?“ sagte der Bischof, „ist sie doch wider die Lehre der gesamten Kirche!“ — „Aus diesem Buch“, erwidert jener und deutet auf die Bibel. „Der Bischof greift darnach, und wie er sie aufschlägt, stößt er gerade auf den Spruch St. Pauli Röm. 3, 28.: „So halten wir es nun, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben.“ Da wird er bitter und böse, wirft das Buch im Grimm auf die Bank und spricht: „Siehe da, bist du auch Lutherisch geworden?“ Das erinnert daran, daß Caiphas hat weiffagen müssen.

## 91.

Der durch seine Religionsspötereï bekannte Philosoph Voltaire kam einmal auf den Gedanken, das schöne Bußlied Davids Psalm 51. in Reime zu bringen. Dies ging so ziemlich, bis er zu Vers 11. kam, da es heißt: „Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz und gib mir einen neuen gewissen Geist!“ Sein Hochmuth oder sein wirklicher Haß gegen Gott ließ es ihm nicht zu, mit dem königlichen Büsser um ein reines, aufrichtiges Herz zu Gott zu flehen; vergebens strengte er sich an, dem Vers irgend eine dichterische Wendung zu geben, er ward plötzlich von den Schrecken der Hölle überfallen. Die Feder erstarrte ihm in der Hand, welche so viele Gotteslästerungen und Zoten zum Verderben der Unschuld und Gottesfurcht niedergeschrieben hatte. Er wollte fliehen und konnte nicht. Er fiel halb ohnmächtig auf sein Kanapee, und gestand hernach mehrmals seinen Freunden, daß er nie ohne innere Angst und Zagen an diesen schauderhaften Vorfall denken könne.

## 92.

Der sächsische Hofprediger Jrenäus erzählt von einem Schweizer, Daniel Cäsander, der am Hof sich aufhielt, den Gottesdienst verachtete und über Predigt und Sacrament aufs höhnischste spotten konnte. Jrenäus warnte ihn unter vier Augen, und als dies nicht half, im Beisein mehrerer hoher Personen, zuletzt bedrohte er in einer ernstesten Bußpredigt alle Spötter, die sich nicht bessern wollten, mit dem Gericht Gottes. Einige der Zuhörer, die von seiner Predigt erschüttert waren, fragten den Schweizer, was er sich dabei gedacht habe? Dieser aber erwiderte höhnisch, er habe nichts gehört, denn er habe zuvor sich die Ohren mit Baumwolle zugestopft, und das hatte er wirklich gethan. Nicht lange darnach reitet er mit einem Rath des Herzogs Johann Wilhelm von Sachsen, Namens Lorenz Leng, auf den er einen geheimen Groll hatte, durch einen Wald, und wie er nun nach seinem eigenen Willen in die Gewalt Satans gegeben war, schoß er diesen unversehens und meuchlings durch den Rücken. Der Unglückliche sank mit einem Seufzer vom Pferd und sagte: „Daniel, warum thust du an mir wie ein Schelm, da ich dir doch nie ein Leid gethan?“ Darüber kam den Mörder eine solche Reinsangit an, daß er sein Schwert auszog, um sich auch zu tödten. Weil er

aber ein Koller von dickem Leder anhatte, ging das Schwert nicht durch. Da stieg er vom Pferd, knüpfte den Koller auf, stürzte sich in sein Schwert und wälzte sich mit verzweifelter Stöhnen im Gras, bis ihm die Seele ausfuhr. So geht's den Verächtern!

## 93.

In einer Stadt hatte sich eine Gesellschaft junger Leute zusammengethan, die alles trieben, was nicht taugte. Hauptsächlich aber entweihten sie den Tag des HErrn. Statt den öffentlichen Gottesdienst zu besuchen, trieben sie sich regelmäßig in Wein- und Bierhäusern umher, und wenn der Sonntag zu Ende ging, kamen sie betrunken nach Hause. Nur einem unter ihnen schlug endlich sein Gewissen. Der wollte nicht mehr mitthun, machte sich los von seinen Kameraden, ward ein rechtschaffener, christlicher Mann und erhielt später ein Richteramt. Da geschah es nun eines Tages, daß er einen Mann zum Tode verurtheilen mußte, in dem er einen seiner alten Spießgesellen erkannte. Der Fall ergriff sein Gemüth aufs tiefste und er konnte sich nicht enthalten, den Mann zu fragen, wo denn die Uebrigen ihrer Genossen geblieben wären? „Das mag Gott wissen“, sagte der Unglückliche, „auf Erden ist keiner mehr! Sie sind alle unter dem Schwert der Obrigkeit gefallen, jetzt — kommt's an den letzten!“

## 94.

In einer alten Chronik von Magdeburg wird berichtet, daß 1203 zu Ossemer bei Stendal der Pfarrer an den Pfingstfeiertagen selbst zum Tanze aufgespielt, und daß ihm der Bliß die Hand sammt dem Bogen hinweggeschlagen und noch 24 Menschen auf dem Tanzplatze getödtet habe.

## 95.

Es ist an einem Sonntag Tanzmusik in einem Wirthshause gewesen und der 21jährige August Schönborn war auch dabei und hat mitgetanzt; war an demselbigen Morgen noch in der Kirche, als über Johannis Enthauptung gepredigt wurde. Und als der Pastor davon sprach, dem Johannes sei sein heiliges Haupt also eigentlich abgetanzt worden, und item, durchs Tanzen hätten gar viele Leute den Kopf verloren und wohl noch etwas mehr, — da haben etliche lose und auch etliche in Sün-



den feste Leute die Nase gerümpft und gedacht, daß sei Uebertreibung und Tanzen sei ein unschuldiges Vergnügen. Aber der August gerieth bei dem „unschuldigen Vergnügen“ in Streit und sein Widersacher stieß ihm ein Messer in den Kopf und tödtete ihn dabei auf der Stelle, und sitzt seit dem Sonntage im Zuchthaus, auf 18 Jahre verurtheilt, und das alles von wegen des unschuldigen Vergnügens am Sonntage. Die Gesellschaft im Wirthshause hat aber nicht weiter getanzt.

## 96.

Während am Pfingstmontag 1555 zu Niemed bei Bitterfeld in Preußen das Lied: „Wir glauben all' an einen Gott“, in der dortigen Kirche beim Predigtgottesdienste angestimmt wurde, schlug bei einem ausgebrochenen Wetter der Blitz in das Gotteshaus und versengte dem Pfarrer Hobriß Haar und Augen, daß er dienstuntüchtig wurde. Er hatte seinen Bauern gestattet, ihr Pfingsthier in die Kirche zu legen, und also aus dem Bethaus ein Trinkhaus gemacht.

## 97.

Ein Amtmann auf einem Dorfe in Sachsen erlaubte den Bauern wider des Pfarrers Rath und Willen, am Sonntag einen Ochsen mit Würfeln auszuspielen. Darüber kam's zwischen den Spielern zum Streit, zwei Bauern wurden erstochen und blieben todt auf dem Spielplatz liegen. Der Pfarrer setzte den Amtmann darüber zur Rede und sagte, daß er, der Amtmann, dies Blut auf seinem Gewissen habe; der aber antwortete: wenn man des Sonntags Vormittags Predigt höre, sei der Sonntag wohl gefeiert, und könne darnach nichts Sündliches mehr sein. Der Pfarrer sprach: „Es steht aber vom ganzen Feiertag geschrieben: Du sollst ihn heiligen!“ „Ei“, erwiderte der Amtmann spöttisch, „es stehet noch mehr geschrieben und wird nicht gehalten. Ist solch Spielhalten am Sonntag unrecht, so gebe Gott, daß ich keins mehr erlebe.“ Gott hat ihm gethan nach seinen Worten, denn er starb jählings dahin noch vor dem nächsten Sonntag.

## 98.

Zu Herdige, in der zur preußischen Provinz Westfalen gehörigen Grafschaft Mark wurde 1821 eine neue Brücke gebaut.

Am Abend des Weihnachtstages wurde der Grundstein feierlich gelegt. Um die Brücke vor dem nächsten Winter fertig zu bringen, arbeitete man alle Sonntage, ungeachtet der ernstlichen Ermahnungen und Bitten des Predigers. Doch war sie noch nicht ganz fertig, als der Winter kam, und selbst am Weihnachtseste wurde daran gearbeitet. In derselben Stunde nun, in welcher voriges Jahr die Brücke bei der Grundsteinlegung eingeweiht worden war, stürzte sie zusammen und erschlug den Baumeister mit mehr als 20 Gefellen. Der Prediger Schütte hielt am folgenden Tage eine ernste Predigt.

## 99.

Im Haager Tageblatt las man Folgendes: In unserem Vaterlande gibt es irgendwo eine Papierfabrik. Der Eigenthümer, ein Mann ohne Gottesdienst und ein Spötter, hat durch seine Bemühungen manchen Verwandten und Knecht zum Unglauben zu verleiten und vom Evangelium abzuziehen gewußt. Bei mehreren war es ihm geglückt. Nun wurde vor einigen Wochen der Plan ausgeführt, in der Mühle eine Dampfmaschine anzubringen. „Wo ich Hunderte gewann, werde ich nun Tausende gewinnen“, so lautete die Brählerei des unglücklichen Mannes; seine Arbeiter, sagte er, könnten nun nicht mehr zur Kirche gehen, noch Sonntag feiern, denn es müßte Sonntag und Werktag durch gearbeitet werden. Der Tag der Einweihung der Dampfmaschine ist da. Viele Verwandte und Neugierige waren zusammen gekommen; man trank starkes Getränk, die Freude war groß. Nun mußte noch gespottet werden. „Man sagt, daß es eine Hölle gibt“, ruft der Fabrikant; „wohlan, das ist auch eine Hölle“, indem er auf den glühenden Kessel hinwies, „in der Hölle wird es auch so schlimm nicht sein, wie die Leute sagen. Niemand ist gekommen, es uns zu erzählen.“ Hierauf entstand ein allgemeines Gelächter und Gespötte; doch halt! da wurde ein sonderbares Geräusch gehört. Der Fabrikant geht eilends hin, um zu untersuchen, was es sein möchte; als er über den Kessel kam, fand eine Explosion statt. Feuer und Dampf erfüllten das Haus, Schrecken alle Herzen. Als man etwas zu sich selbst gekommen war, sah man sich nach dem Fabrikanten um. Man fand ihn über einem Balken hängend, verstümmelt, todt. — Kein menschlicher Zusatz soll die kräftige Sprache dieser That abschwächen, deren Echtheit verbürgt wird.

## 100.

Die Cholera forderte im Mai 1849 in St. Louis, Mo., viele Opfer und alles war in Furcht und Schrecken. Die deutsche Zeitung dagegen sagte spottend am Morgen des Himmelfahrtstages: „In vielen Kirchen soll heute ein Fast- und Betttag gehalten werden zur Abhaltung der Cholera, — wollen sehen, obs hilft? Wir ändern wollen besser einen Feuertag statt des Feiertags halten, und alle Bürger sind aufgefordert, Pech auf den Straßen zu verbrennen.“ Am Abend desselben Tages brach ein Feuer aus, das 24 Dampfboote, 428 Häuser im schönsten und reichsten Stadttheil, viele tausend Klasten Holz verzehrte, auch mehreren Menschen den Tod brachte, aber die Kirchen verschonte.

## 101.

Die Bewohner der Holsteinischen Insel Neustrand waren sehr gottlos und große Spötter des heiligen Predigtamtes. Kurz vor ihrem Untergange hatte eine ruchlose versoffene Gesellschaft, die bei einer Kindtaufe beisammen war, einem alten Prediger dies zu Leide gethan: Sie legten ein altes Schwein, an allen Vieren gebunden und mit einer Weiberhaube verkappt, in ein Bett und schickten einen bösen Buben zu ihm, der ihn bat, er möge zu seiner alten kranken Mutter kommen, sie bei ihrem letzten Ende zu trösten. Der gute Mann konnte sich Alters halber mit dem Gesichte nicht wohl behelfen, und weil er berichtet wurde, daß die Patientin aus Schwäche nicht mehr zu reden vermöge, so betete er ihr solche Worte vor, wie er sie in solchem Falle für nöthig erachtete. Endlich aber ward er durch der gottlosen Buben Gelächter des Betruges inne und kündigte ihnen mit großem Eifer Gottes schrecklichen Zorn an, welcher auch bald hernach erfolgte. Im Jahre 1634 wurde die Insel von einer Fluth überschwemmt und etliche tausend Menschen nebst allem Vieh ersäuft. Indem der selige Scriber dies erzählt, bemerkt er: „Die Geschichte aller Zeiten zeigt, daß Gott für seine Diener und deren hohes Amt sehr geeifert und ihre Verachtung nicht ungestraft gelassen hat.“

## 102.

Zu Wittenberg war ein Jurist und Domherr, Henning Göde, ein epikuräischer Mann. Als der krank war, kam Dr. Luther zu ihm, ihn zu trösten. Als er nun sahe, daß er sehr schwach

war, sprach er: „O Herr Göde, ihr seid ein schwacher Mann, ihr solltet euch mit Gott versöhnen, beichten, die Absolution und das Nachtmahl empfangen, auf daß ihr bereit wäret, wenn Gott euch abforderte, selig auf Christum zu sterben.“ Der epikuräische Mann gab ihm die Antwort: „Es hat noch keine Noth; Gott wird nicht so schweizerisch mit mir handeln und mich also überraschen.“ Aber bald entfiel ihm die Sprache und er starb des andern Tages ohne Beichte, Gebet und Sacrament. Darum heißt es: „Heute, heute, weil ihr die Stimme des Herrn noch höret, so verstocket eure Herzen nicht, sondern befehret euch zu Gott.“

## 103.

Karl Martell, Heerführer der Franken, hatte im Jahre 734 die heidnischen Friesen sammt ihrem Herzog Rabbod überwunden und unter sich gebracht. Er ließ ihre Gözenbilder niederreißen und sie durch Bischof Wolfram und andere christliche Lehrer zum Glauben unterrichten und bekehren. Als nun Rabbod schon vor dem Taufstein stand und getauft werden sollte, fragte er, wo denn seine Vorfahren hingekommen, ob sie im Himmel oder in der Hölle wären. Als ihm der Bischof geantwortet: „Alle, die Christum nicht erkennen, fahren in die Hölle“, ging Rabbod wieder zurück und sagte: „So ist es besser, ich fahre mit Vielen als Wenigen, und komme dahin, wo meine Vorfahren auch hingekommen sind.“ — War das nicht thöricht geredet? Aber, du Weltkind, der du dich nach dem großen Haufen richtest, machst du es besser?

## 104.

Ein Mann, Namens Pietsch, lebte mit seinem erwachsenen Sohne in den Lastern des Saufens und Spielens, und alle Warnungen des Predigers waren vergebens. Einst meldete sich gedachter Mann zum heiligen Abendmahle. Prediger Leitenberger ermahnt ihn noch einmal sehr ernstlich. „Pietsch!“ sagte derselbe, „wie ich höre, seid ihr sehr oft gewarnt worden, und immer vergebens. Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten. Es ist mir, als würdet ihr das letzte Mal gewarnt.“ Pietsch versprach alles, ging zum heiligen Abendmahle, und fing mit seinem Sohne noch denselben Tag das alte Leben an, und zwar bis in die Nacht. Den andern Tag

kommt der Sohn zum Prediger und bittet ihn, seinen Vater zu besuchen, er wäre krank, und es sei recht was Sonderbares mit ihm. Der Prediger findet ihn, als er hinein kommt, im Bette sitzend. Er erkundigt sich nach den Umständen seiner Krankheit; Nietsch beantwortete alle Fragen richtig. Der Prediger fing hierauf an: „Wenn es aber nun hieße: Bestelle dein Haus, denn du mußt sterben?“ Bei diesen Worten sank der Kranke um und schlief. Der Prediger erschrak; der Sohn zankte auf den Vater, richtete ihn in die Höhe, aber sowie der Prediger wieder das erste geistliche Wort redete, sank er wieder um und schlief. Er ward wieder aufgerichtet und weinte. „Herr Pastor!“ sagte er, „ich kann nicht anders; sowie Sie anfangen zu reden, kommt mir's wie der Blitz, ich muß schlafen.“ Der Prediger versuchte es, und redete mit ihm von wirthschaftlichen Dingen; dies alles beantwortete er richtig; aber beim ersten Worte an's Herz schlief er, und starb auch, leider! dieselbe Nacht so dahin.

## 105.

Einer der vornehmsten Hofbedienten des Königs Oswio von Northumberland in England, der sich früher freiwillig hatte taufen lassen, lebte in offenem Ehebruche. Infolge dessen hatte der Bischof Cedd jedem Christen verboten, Umgang mit ihm zu haben und an seiner Tafel zu speisen. Indeß machte der fromme Bischof eine Reise und während seiner Abwesenheit machte der König seinem Hofbedienten einen Besuch und hielt öffentliche Tafel mit ihm. Als nun Cedd bei seiner Rückkehr des Königs ansichtig wurde, fiel dieser zitternd vor ihn zu seinen Füßen und bat ihn um Verzeihung. Der Bischof berührte ihn mit dem Stabe, den er in der Hand hatte, und sprach: „Weil du, König, das Haus des Lasterhaften nicht vermeiden wolltest, so wirst du in diesem Hause sterben.“ Wirklich ward bald hernach, im Jahre 661, der König bei einem Gastmahl von diesem Hofbedienten ermordet.

## 106.

Ein Kranker, erzählt Pfarrer Ründig, der sonst ein fleißiger Kirchgänger gewesen war, zehrte infolge eines organischen Leidens nach und nach ab, ohne dabei viele Schmerzen zu leiden. Er verlangte von mir öfters besucht zu werden, aber vom

Sterben wollte er durchaus nicht reden hören, weil er vom Frühling seine Genesung hoffte; auch las er fast den ganzen Tag über nur Romane. Eines Abends, da ich ihn besuchen wollte, kam gerade der Arzt von ihm, der mir sagte, der Patient werde kaum noch einen Tag zu leben haben. Ich begab mich zu ihm, und ermahnte ihn aufs eindringlichste, sein Heil zu bedenken und auf sein nahes Ende sich christlich vorzubereiten. Da forderte er meine Hand, drückte sie fest und sagte: „Meinen Sie denn, bei solcher Kraft werde ich sterben?“ Auf meine Erwiderung: „Sie wissen aber, daß Ihre Krankheit nicht in der Hand ist“, sagte er in zornigem Tone: „Gehen Sie, Sie sind ein wüster Mann“ und kehrte sich gegen die Wand. Des andern Morgens wurde ich eilends zu ihm geholt; mit den Geberden der Verzweiflung rief er mir entgegen: „Ach, jetzt muß ich sterben!“ Ich konnte kaum noch einige Worte reden, so war er verschieden. Die Romane haben ihn nicht gestiftet.

## 107.

Als Melancthon einst über Tische an einer seiner Schriften schrieb, nahm Dr. Luther ihm die Feder weg und sagte: „Man kann Gott nicht allein mit Arbeiten und Studiren, sondern auch mit Feiern und Ruhen dienen; denn darum hat er den Sabbath gegeben.“

## 108.

Eine Buchhändlerin in Paris hatte viel von einem Prediger gehört und besuchte seine Kirche. Gerade diesmal sprach jener Prediger gegen die ungläubigen Bücher, die so viele Seelen um den Segen des Wortes Gottes bringen. Mit großem Nachdruck redete er von dem Unheile, das sie schon gestiftet hätten, wie von dem Segen des göttlichen Wortes. Das Gewissen der Buchhändlerin, welche mit solchen Büchern einen bedeutenden Handel trieb, wurde dadurch aufgeweckt. Mit Thränen eilte sie nach dem Gottesdienste zu dem Prediger und sprach: „Sie haben mir eine große Wohlthat erzeigt! Sie lehrten mich die Strafbarkeit meines verderblichen Gewerbes erkennen! Ich will demselben entsagen! Das gute Werk wurde von Ihnen begonnen, vollenden Sie es auch! Suchen Sie alle Bücher aus meinem Buchladen aus, die der Sittlichkeit und Religion nachtheilig sind! Lieber will ich Geld, als meine

Seele verlieren!“ Als nun der Prediger eine sehr bedeutende Anzahl solcher schlechten Schriften in ihrem Laden fand, ließ sie dieselben sogleich in seiner Gegenwart vernichten, damit keine Seele weiter durch sie geärgert werden könne.

## 109.

Einst wurde in den Niederlanden ein Buchdrucker von den Papisten zum Tode geführt. Auf seine Frage, mit welcher Sünde er den Tod verdient habe, wurde ihm geantwortet: daß sei die Ursache, weil er die Bibel deutsch gedruckt hätte, so daß sie vom gemeinen Manne gelesen werden könnte. Da sprach er: „So will ich nun vor den Richterstuhl Christi treten und mit Freuden anzeigen, dieß sei meines Todes Ursache gewesen, daß ich die Bibel deutsch gedruckt habe, darin der papistischen Pfaffen und Mönche Abgötterei und Büberei widerlegt wird.“

## 110.

Als der arianische Kaiser Valens hörte, daß die rechtgläubigen Christen in Odeffa fleißig ihres Gottesdienstes warteten, ward er darüber zornig und befahl seinem Feldobersten Modestus, die Christen in ihrer Kirche zu überfallen und umzubringen. Modestus, der den Christen gewogen war, warnte sie und rieth ihnen, ihr Singen und Predigen einzustellen. Allein nur um so freudiger und zahlreicher eilten die Christen in die Kirche, um darin auszurichten, was ihnen vom HErrn befohlen ist. Als nun Modestus mit seinem Kriegsheere heranzog, sah er eine Frau mit einem Kinde an der Hand, welche so schnell zur Kirche eilte, daß sie vor Laufen ihren Schleier nicht umzubinden vermochte. Als bald wurde sie ergriffen und vor Modestus gebracht, der sie fragte: „Warum eilst du so in dein Verderben? weißt du nicht, daß ich eben jetzt mit meinem Kriegsvolke hincziehe, um alle umzubringen, die ich in der Kirche finde?“ Die Christin antwortete: „Ja, ich weiß es wohl, gerade darum eile ich so, um mich zu denen zu gesellen, die heute ihr Blut vergießen und um Christi willen sterben sollen, damit ich nicht zu spät komme und der Ehre des Märtyrertums, von Gott uns angetragen, beraubt werde.“ Modestus fragte weiter, warum sie denn ihr Söhnlein mit sich führe? Sie erwiderte: „Auf daß er gleiches Kreuz und gleich gnadenreiche Belohnung mit mir erlange.“ Ueber diese Rede wurde Modestus bestürzt und führte das Kriegsvolk wieder zurück; denn er wollte seine Hände

mit dem Blute der Christen nicht beslecken. Darauf erklärte er dem Kaiser Valens, es stünde in seiner Gewalt, ihn hinzurichten, allein es sei ihm unmöglich, der Christen Gottesdienst zu überfallen und ihr Blut zu vergießen. Sodann erzählte er ihm die ganze Geschichte, sonderlich mit dem Weibe und ihrem Söhnlein, worüber der Kaiser sich nicht wenig entsetzte und verwunderte.

## 111.

Zu Naumburg war ein alter hinkender, spöttischer Schneider, der an Krücken in die Kirche ging, mit Namen Ludwig Quensel. Da diesen einer fragte: „Warum hinkst du also?“ antwortete er spöttisch: „Ei, ich hinke in die Kirche und wiederum heraus; ich sehe nicht, daß Gott mir hilft, wie der Pfaffe vom Lahmen predigte, daß er gesund worden sei.“ Hierauf verstummte er, und konnte kein Wort mehr reden. Da ihn der Pfarrer Magnus besuchte und fragte, warum er nicht redete, fing er bitterlich an zu weinen. Nachdem er aber drei Tage sprachlos gelegen, fing er vor seinem Ende an und sprach diese Worte: „Nun bin ich selig.“ Damit verschied er. Die göttliche Strafe mag ihn nächst Gottes Wort zur Buße gebracht haben.

## 112.

In Rostock war ein gottloser Mann, der in keine Kirche ging, weder eine Predigt hörte, noch das Sacrament empfing, auch von Gott, seinem Worte und dessen Dienern wenig Gutes redete. Als nun daselbst einst ein gelehrter Mann predigen sollte, sagte er: „Ei, ich will auch hingehen und hören, was der Pfaffe predigt.“ Da hörte er die Geschichte von der Bekehrung Pauli und den Eid Gottes Hes. 33., daß Gott gnädig sein wolle Allen, die sich von Herzen zu ihm bekehren, und daß Gottes Gnade größer sei, als alle unsere Sünde. Während er diesem Berichte ernstlich nachdachte, rührte der Heilige Geist sein Herz, daß er in sich schlug und zu einem, der bei ihm stand, sagte: „Ei, Gott sei gelobet, daß ich in die Kirche gekommen bin und die Predigt angehört habe! Ich will den Inhalt aufschreiben und mein Lebenlang daran gedenken.“ Darauf sandte er zu seinem Pastor, beredete sich mit ihm, that seine Beichte, empfing die Absolution und das heilige Abendmahl, ward ein frommer Christ und starb hernach seliglich.



## 113.

Ein berühmter Theologe des 16ten Jahrhunderts, Johani Sebastian Pfauser, erst Hofprediger und Rath des Kaisers Maximilian II., dann Pfarrer zu Lauingen an der Donau, reiste nach Stuttgart, um den berühmten württembergischen Reformator, den Probst Johannes Brenz, kennen zu lernen. Da er hörte, daß Brenz am folgenden Morgen predigen würde, ging er schon beim ersten Läuten in die Kirche, weil er fürchtete, später keinen Platz mehr zu finden. Aber siehe, der größte Theil der Kirche blieb leer. Die Predigt hatte ihn vollkommen befriedigt. Da er aber es für unmöglich hielt, daß die Bewohner Stuttgarts die Predigt eines solchen Mannes, der in ganz Deutschland für eine Hauptstütze des Protestantismus galt, nicht dankbarer benützen sollten, zweifelte er, ob der Prediger, den er gehört hatte, wirklich Brenz sei. Er ging daher nach dem Gottesdienste in die Sacristei, und hörte zu seiner großen Freude, daß er wirklich den Reformator gehört habe, welcher ihn brüderlich begrüßte und mit sich in seine Wohnung nahm. Untertwegs äußerte Pfauser sein Befremden über die geringe Zahl von Zuhörern, welche Brenz gehabt hatte, und versicherte, so wenig Menschen zu Liebe würde er kaum die Kanzel bestiegen haben. Da sie gerade an einem Brunnen vorbei gingen, fragte Brenz, ob er wohl wüßte, was die größte Tugend dieses Brunnens sei? Auf seine verneinende Antwort sagte Brenz: „Das ist das Lob dieses Brunnens, daß er immer gleich reichlich Wasser gibt, es mögen Viele oder Wenige aus ihm schöpfen. Er ist ein Vorbild der Prediger des göttlichen Wortes. Auch diese müssen, unbekümmert, ob sich viele oder wenige Durstige um sie her versammeln, das Wasser des Lebens spenden.“

## 114.

Dr. Polycarpus Leyher pflegte oft zu sagen, er habe niemals einen Prediger auch auf dem allergeringsten Dorfe gehört, daß er nicht etwas Sonderliches gemerkt oder sich zu Gemüthe gezogen habe.

## 115.

Jener Gouverneur von Surinam fragte seine Neger, warum sie denn gerade zusammen beten wollten, es könnte dies ja jeder auch für sich thun. Er stand gerade an einem Kohlen-

feuer, und eine Negerin sagte: „Lieber Herr, leget diese Kohlen jede für sich und sie verlöschen, aber was gibt das für ein lustiges Feuer, wenn sie alle zusammen kommen!“

## 116.

König Friedrich Wilhelm III. von Preußen pflegte zu sagen: „Der Sonntag macht die Woche, und wollte ich nicht zur Kirche gehen, so würde mir auch die festliche, sonntägliche Stimmung, mithin das Beste des ganzen Tages, fehlen.“ So wohnte er denn auch mit seiner Familie den sonntäglichen Gottesdiensten regelmäßig bei und wußte alles, was davon hätte abhalten können, zu entfernen. Er, der Vielbeschäftigte und von allen Seiten in Anspruch Genommene, wußte doch die dazu nöthige Zeit zu finden. Deshalb tabelte er auch die Kirchenscheu, namentlich in der Klasse der Beamten, nachdrücklich, und nannte das Vorgeben des Mangels an Zeit „eine miserable Entschuldigung“. „Die Zeit, die man in der Kirche zu seiner Erbauung zubringt“, sagte er öfters, „ist nicht verloren; dadurch erquickt und gestärkt, läßt es sich vielmehr hernach nur um so leichter und besser arbeiten.“

## 117.

Der heidnische Philosoph Victorinus, ein angesehener Mann, wurde durch das Lesen der heiligen Schrift so ergriffen, daß er zu dem alten frommen Simplicianus sagte: „Höre, ich werde doch noch wohl als ein Christ sterben.“ Darauf erwiederte der Greis: „So gebe Gott, daß ich dich in wenig Tagen in unsrer Kirche sehe.“ Victorinus sprach: „Was höre ich? So machen eure Kirchwände einen Christen? Kann ich doch wohl ein Christ sein, wenn ich gleich zu Hause bleibe.“ Denn er wollte seine vornehmen Freunde unter den Heiden nicht erzürnen. Als ihm aber Simplicianus des HErrn Wort vorhielt: „Wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich wieder bekennen vor meinem himmlischen Vater“, Matth. 10., da schlug er in sich, fand sich über alles Erwarten ein, und bekannte seinen Glauben öffentlich von der Kanzel.

## 118.

P. Stäheli hielt am 28. Mai 1775 seine erste französische Predigt zu Chanton bei Genf. Nach der Predigt besuchte er

den berühmten Philosophen C. Bonnet, den Gutsherrn des Orts. Dieser hatte ein so hartes Gehör, daß er keinen Prediger verstand. Stäheli bezeugte ihm seine Verwunderung, daß er, als ein Mann, der sich doch für sich selbst besser unterhalten könne, als in der Kirche, wo er die Predigt nicht verstehe, doch alle Sonntage dem öffentlichen Gottesdienste beizuhöhe. Bonnet erwiderte: „Ich bin der Herr vom Ort; wenn ich nun nicht in die Kirche komme, so kommen Andere auch nicht; ich will ihnen ein gutes Beispiel geben und den öffentlichen Gottesdienst im Ansehen zu erhalten suchen, soviel von mir abhängt.“

## 119.

Ein fremder Indianer, der aus den Gegenden des Mississippistromes stammte, kam nach Salem, einer deutschen christlichen Kolonie. Nachdem er nun dem Missionar von seinen Reisen, von der Beschaffenheit des Landes am Mississippi und den dort wohnenden Indianern Vieles erzählt hatte, setzte er hinzu: „So bin ich auf Erden herumgefahren, bis ich alt und, wie du siehst, grau geworden bin. Ich habe mich dabei viel bemüht, etwas Gutes für meine Kinder und Nachkommen auszufinden, und habe nirgends das Mindeste gefunden. Nur bei euch finde ich, was ich so lange vergeblich ersehnt und gesucht habe; und die Ursache, warum ich so lange hier bleibe, ist, daß ich recht viel hören möge, damit, wenn ich zu den Meinigen wieder zurückkomme, ich ihnen das gute Wort mittheilen könne.“

## 120.

Andreas von Meyendorff hatte seinen Unterthanen zu Umenendorff im Stift Magdeburg auferlegt, sie sollten den Katechismus lernen, die Alten sowohl, als die Jungen, damit jeder den Grund seiner Seligkeit wüßte. Darüber beschwerten sich die Alten, und erbaten sich, eine bedeutende Geldsumme zu geben, damit ihnen nur die Schande nicht angethan würde, daß sie sich fragen ließen wie die Kinder. Was that da Meyendorff? So oft der Pfarrer die Christenlehre begann, trat er mit seiner Gemahlin in der Kirche vor die Gemeinde, und ließ sich zuerst fragen und examiniren. Als die Unterthanen das sahen, folgten sie alle seinem Beispiele und lernten mit ihren Kindern den Katechismus Luthers. Und als sie ihn gelernt

hatten, konnten sie ihrem Gutsherrn nicht genug dafür danken, daß er sie mit seinem Beispiele dazu angehalten habe, und sagten, sie wollten nicht viel Geld dafür nehmen, daß sie das nicht wissen sollten.

## 121.

Ein Schuhmacher, der viele Kinder hatte, ging gerne zur Kirche und hörte fleißig die Predigten; darnach wartete er seines Handwerks, womit es ihm so glückte, daß er reich wurde. Neben ihm wohnte ein andrer Schuhmacher, der verheirathet, aber kinderlos war; dieser arbeitete unablässig Sonntags wie Werkeltags, und wollte sich nie die Zeit zu einem Gottesdienste nehmen, allein trotz alledem konnte er es zu nichts bringen. Als er nun seinen Nachbar fragte: „Woher ihm doch seine Nahrung käme?“ antwortete er ihm: „Morgen früh gehet mit mir, so will ich's euch zeigen“, worauf er ihn des andern Tages mit sich in die Kirche nahm. Da spricht jener: „Den Weg in die Kirche weiß ich wohl, ich dachte, Ihr solltet mich dahin weisen, da man reich würde.“ Der redliche Schuster spricht: „Ich weiß keinen Ort, denn da, weil der HErr Christus sagt: Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes, so wird euch solches alles zufallen.“ Da der andere solches zu Herzen nahm, und darauf gerne in die Kirche ging, erfuhr er die Wahrheit jenes Wortes und wurde gleichfalls reichlich gesegnet.

## 122.

An einem Sonnabend brach 1839 in der Gegend von Berbice in Südamerika ein heftiges Ungewitter aus, so daß die Neger wohl einsahen, ihrer Herren Ernte würde am Montage verloren sein, wenn sie sie nicht am Sonntage einbrächten. Sie gingen daher Sonntags frühe an die Arbeit, und kehrten dann bald mit vollen Körben zurück. Nach gethanem Werke wurden sie alle vor des Eigenthümers Haus gerufen; Geld, Rum, Tabak sollten hier ihnen eine Belohnung für die Mühe gewähren, der sie sich am freien Sonntage unterzogen hatten; aber sie baten ihren Anführer auf der Stelle, dem Eigenthümer doch zu sagen, weil sie eingesehen hätten, daß es eine Nothsache sei, wären sie auch am Tage des HErrn hinaus an die Arbeit gegangen, daher aber könnten sie auch weder einen Heller Geld, noch einen Tropfen Rum, noch ein Blatt Tabak nehmen.

## 123.

Als ein bekehrter Grönländer auf einer Reise von seinen Landsleuten zum Tanze beim Sonnenfeste eingeladen wurde, um sich mit ihnen über die Rückkehr der Sonne zu freuen, gab er ihnen zur Antwort: „Ich habe eine andere Freude, weil eine andere Sonne, Jesus, in meinem Herzen aufgegangen ist. Ich habe auch nicht Zeit dazu, weil ich zu meinen Lehrern eile, die nun bald ein großes Fest haben darüber, daß der Schöpfer aller Dinge als ein armes Kind zur Welt geboren ist, um uns zu erlösen.“

## 124.

Der berühmte französische Admiral Coligny war ein sehr eifriger Christ. Sobald er früh aufgestanden war, verrichtete er mit seinem ganzen Hause knieend das Gebet, welches er auch selbst vorzusprechen pflegte. Ebenso vereinigte er sich nach dem Abendessen mit allen den Seinigen zum Singen und Abendgebete. Sehr viele französische Edelleute machten eben diese Einrichtung in ihren Häusern, und zwar um so lieber, weil sie der Admiral auch besonders an ihre Schuldigkeit erinnert hatte, ihre Hausgenossen zur Gottseligkeit anzuleiten. Wenn die Zeit herannahte, wo er mit den Seinigen das heilige Abendmahl zu genießen pflegte, so versammelte er sie alle um sich her, und stellte ihnen vor, daß er nicht nur für sein Leben, sondern auch für ihre Aufführung Gott dereinst werde Rechenschaft geben müssen. Wenn unter ihnen Zwistigkeiten entstanden waren, so suchte er Versöhnung zu stiften. Zeigte sich dabei einer unerfahren in christlichen Dingen, so ließ er ihm besseren Unterricht in der Religion ertheilen und war überhaupt auf alle Weise für ihr ewiges Heil besorgt.

## 125.

Ein treuer Seelsorger sagte einst in einer ernstlichen Bußpredigt, für solche Personen, die von ihren Sünden nicht ablassen wollten, könne er die Seelsorge nicht tragen, noch am jüngsten Tage Gott Rechenschaft geben. Dies hörte ein gottloser Epikuräer und schrieb nach der Predigt seinem Pfarrer einen Brief, er wolle mit dieser seiner Handschrift ihn entbinden, daß er keinesweges für seine Seele Gott an jenem Tage Antwort geben dürfe; würde aber Gott von ihm Rechenschaft

fordern, so hätte er ihm seine eigene Handschrift darum zugestellt, damit er dieselbe vor Gottes Gericht vorlegen könne. Aber wie ging es? Schon nach 14 Tagen wirft Gott den Spötter nieder, und straft ihn mit einer tödlichen Krankheit. Sein Gewissen wacht auf und läßt ihm weder Tag noch Nacht Ruhe, so daß er ohne Unterlaß jammert und schreit: „O meine Handschrift! meine Handschrift!“ Er konnte sein Gewissen nicht zufrieden stellen, er mußte seinen Pfarrer holen lassen und bat ihn um Trost.

## 126.

Der Keger Marcion behauptete, Christus sei kein wirklicher Mensch, sondern seine Leiblichkeit sei nur ein bloßer Schein gewesen. Auch in die Heerde des Bischofs Polycarpus hatten sich diese Irrlehren schon verbreitet, aber der greise Bischof holte durch Lehre und Ermahnung viele der Verirrten wieder herum. Marcion sah ein, daß das Ansehen des vielgeliebten Mannes wie ein Felsendamm jeder weiteren Verbreitung seiner Lehre entgegenstand. Darum suchte er, auf des Polycarpus Milde bauend, von ihm die Anerkennung zu erlangen, daß er mit seiner Secte noch zu den Christen gehöre. Als er ihm daher eines Tages auf der Straße begegnete, rief er ihm zu: „Polycarpus, erkenne uns an!“ Aber der treue Hüter der Geheimnisse seines Gottes entgegnete: „Ja! ich erkenne dich, daß du der Erstgeborne des Satans bist!“

## 127.

Als die beiden Brüder und Herzoge von Mecklenburg, Johann Albrecht und Ulrich, sich mit der Stadt Rostock wieder verglichen hatten, trat Dr. Joh. Wigand auf, und hielt eine ziemlich scharfe Geseßpredigt, worin er die Obrigkeit ihres Amtes erinnerte und die Sünden und Laster, welche oft bei großen Herren eingerissen, mit gebührendem Eifer aus Gottes Wort strafte. Nach der Predigt findet sich bei dem Fürsten Joh. Albrecht ein Hofrath ein, und bringt vor, es sei von dem Pfaffen Wigand nicht zu leiden, daß er so scharf in seiner Predigt verfahren. Allein der gottesfürchtige Herzog hat diesem Gesellen, der nicht viel Gewissen hatte, geantwortet: „Es hat mir die Predigt des Herrn Wigand sehr wohl gefallen, daß er an Gottes Statt, als des Herrn aller Herren, mich und andere

Obrißkeit ernstlich gestraft. Ich habe ihn auch wegen solcher Aufrichtigkeit desto lieber, daß er mir freimüthig und öffentlich unter die Augen gesagt, was mir fehlet, und es nicht gemacht, wie etliche heimliche Schleicher, welche der Obrißkeit nur lieblosen, und reden, was sie gerne hört.“ Damit aber dieser Schmeichler nicht meinen möchte, der Herzog stelle sich nur so, befahl er ihm, er solle zum Herrn Wigand gehen und ihm anzeigen, der Fürst lasse sich bei ihm wegen seiner christlichen und gottseligen Predigt bedanken und bitte ihn, er wolle sich bei ihm zur Tafel einstellen. Der Hofrath, durch diese fürstliche Rede heilsam beschämt, mußte hingehen und des Herzogs Befehl ausrichten.

## 128.

Herzog Ernst von Lüneburg hatte von den Augsburgern den hocherleuchteten Prediger Urbanus Rhegius auf eine Zeit lang bekommen. Da nun die Stadt Augsburg ihren Prediger wieder haben wollte und denselben abfordern ließ, trat der Fürst hervor und sagte, er könne ihnen den Mann nicht folgen lassen. Indem er mit dem Finger auf seine beiden Augen zeigte, sprach er weiter: „Ich weiß nicht, welches unter diesen beiden ich entbehren wollte. So wenig ich aber dieser Augen eines mich berauben kann, so wenig kann ich mich dieses Predigers berauben. Bleibt bei uns, lieber Herr“, schloß er, an den Prediger sich wendend, „ihr möchtet wohl Leute finden, die euch mehr Geld geben, als wir können, aber schwerlich solche, die euch lieber haben.“

## Das vierte Gebot.

---

## 129.

Der römische Kaiser Titus Vespasianus war so menschenfreundlich, daß er, als er sich eines Abends erinnerte, er habe den Tag über niemandem eine Wohlthat erwiesen, sagte: „Meine Freunde, diesen Tag habe ich verloren.“ So redete und handelte ein Heide.

## 130.

„Sehet! wie haben die Christen einander so lieb!“ so riefen die Heiden oft verwundert aus, wenn sie sahen, wie die

Christen mit einander durch die innigste Bruderliebe verbunden waren. „Das fällt ihnen so auf“, sagt Tertullian, „weil sie gewohnt sind, einander zu hassen: — wie einer für den andern zu sterben bereit ist.“ Diese innige brüderliche Verbindung unter den Christen, daß jeder Christ in jeder Stadt, wo Christen wohnten, gleich Freunde fand, die ihm mehr waren, als alle Freuden der Welt, das konnte man nicht begreifen. Was ist das — sagte man —, daß die Christen, wie an verborgenen Zeichen einander erkennend, einander lieben, noch ehe sie einander kennen können? Ueber diese Veränderung, welche das Christenthum bewirkte, sagt Justinus, ein christlicher Philosoph, der ehemals selbst ein Heide war: „Wir, die wir einst Geldgewinn über alles liebten, wir geben jetzt auch, was wir haben, zum allgemeinen Gebrauche hin, und wir theilen jedem Dürftigen mit; wir, die wir einst einander gegenseitig haßten und mordeten, die wir mit den Fremden wegen der Verschiedenheit der Sitten keinen gemeinschaftlichen Herd haben wollten, wir leben jetzt nach der Erscheinung Christi mit ihnen zusammen; wir beten für unsere Feinde; wir suchen diejenigen zu überzeugen, welche uns mit Unrecht hassen, auf daß sie nach den herrlichen Lehren Christi ihr Leben einrichten und die freudige Hoffnung erhalten möchten, dieselben Güter mit uns von dem Gott, der über Alles Herr ist, zu empfangen.“

Daß durch diese Liebe der Christen Viele für Christum gewonnen wurden, bezeugt Justinus mit den Worten: „Der Herr wollte nicht, daß wir Böses mit Bösem vergelten, sondern er forderte uns auf, durch die Gewalt der Geduld und Sanftmuth Alle aus der Schmach ihrer bösen Begierden herauszuziehen. Was wir auch nachweisen können bei Vielen unter uns, welche aus gewaltthätigen und tyrannischen Menschen durch eine siegreiche Kraft umgewandelt wurden, indem sie entweder beobachteten, wie ihre christlichen Nachbarn alles tragen konnten, oder indem sie die auffallende Geduld übervortheilter Reisegefährten wahrnahmen oder irgendwo im Verkehr das Leben der Christen kennen lernten.“ Ebenso berichtet Origenes von den Christengemeinden seiner Zeit, daß sie sich namentlich durch Menschenliebe auszeichneten, indem er sagt: „Das Werk Jesu offenbart sich in der ganzen Menschheit, wo durch Jesus gestiftete Gottesgemeinden wohnen, die von tausend Lastern bekehrt wurden, und noch jetzt bringt der Name Jesu eine wunderbare Sanftmuth, Ordnung der Sitten, Menschenliebe



und Güte bei denen hervor, welche den Glauben an die Lehre von Gott und Christo und dem bevorstehenden Gerichte nicht um irdischer Vortheile oder menschlichen Nutzens willen erheucheln, sondern ihn aufrichtig annehmen.“

Besonders herrlich leuchtete die Liebe der Christen zur Zeit schwerer Heimsuchungen. Einst wurde die Carthago nahe liegende Provinz Numidien durch einen unerwarteten Einfall barbarischer Völker verwüstet, und unter andern auch viele Christen in die Gefangenschaft abgeführt. Die numidischen Kirchen konnten das genügende Lösegeld für die Gefangenen nicht zusammen bringen, und wandten sich daher an die reichere Gemeinde in Carthago. Diese brachte schnell eine Collecte von 5000 Thalern auf und übersandte diese Summe den numidischen Bischöfen mit einem Begleitschreiben, worin der Bischof Cyprian die Empfindungen der Gemeinde also ausspricht: „Wer sollte nicht in solchen Fällen den Schmerz seines Bruders wie seinen eigenen ansehen, da der Apostel sagt: So ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit? Deshalb sahen wir auch die Gefangenschaft unserer Brüder wie unsere eigene an.“ Endlich schließt er: „Wir wünschen zwar, daß unsere Brüder durch die Allmacht des Herrn in Zukunft vor dergleichen Gefahren bewahrt werden mögen. Wenn aber sich doch etwas der Art zutragen sollte, um die Liebe und den Glauben unserer Herzen zu erproben, so zögert ja nicht, uns dies durch einen Brief anzuzeigen, indem ihr überzeugt sein könnt, daß alle eure Brüder hier darum beten, daß dergleichen nicht wieder geschehe, daß sie aber freudig und reichlich helfen werden, wenn es doch geschehen sollte.“

Auch in Carthago herrschte einst eine furchtbare Pest, welche täglich viele Menschen hinraffte. Diese Gelegenheit benutzten die dasigen Christen, um auch an ihren Feinden und Verfolgern ihre Liebe zu beweisen. Die Heiden waren nämlich über die Maßen bestürzt und vergaßen in der Verwirrung der Furcht die gemeinsten Pflichten der Menschlichkeit. Sie verließen aus Feigheit die Kranken und Sterbenden. Die Straßen waren voller Leichname, die niemand zu bestatten wagte. Nur die Habgucht siegte über die Todesfurcht und suchte aus dem Unglück Anderer Beute zu machen. In dieser Zeit offenbarte sich der Heldenmuth und die Liebe der Christen auf das glänzendste. Als sich die dortige Gemeinde versammelt hatte, forderte Cyprian sie auf, die Seuche als eine Prüfung anzusehen, ob es auch in ihrer Gemeinschaft mit der Bruderliebe recht bestellt

sei. „Wenn wir nur den Unfern Gutes erweisen“, sagte er, „so thun wir nicht mehr als Zöllner und Heiden. Sind wir aber Kinder Gottes, der seine Sonne leuchten läßt und seinen Regen ergießt über Gerechte und Ungerechte, der seine Gaben und Segnungen nicht bloß über die Seinen, sondern auch über diejenigen, welche durch ihre Gesinnung ferne von ihm sind, verbreitet, so müssen wir dies durch die That beweisen, indem wir vollkommen zu sein trachten, wie unser himmlischer Vater, indem wir segnen, die uns fluchen, Gutes thun denen, die uns verfolgen.“ Und er redete nicht vergeblich. Ein heiliger Eifer der Liebe wurde durch seine Worte in der Gemeinde entzündet. Die Christen theilten sich in Klassen, um in der allgemeinen Noth erfolgreicher Hülfe leisten zu können. Die Wohlhabenden lieferten reichliche Geldbeiträge, die Armen gaben, was sie hatten, nämlich die Arbeit ihrer Hände. So fanden die Kranken, von den Ihrigen verlassen, Heiden in der christlichen Nächstenliebe Pflege und Trost. In kurzer Zeit waren die in den Straßen liegenden Leichname bestattet, und die Stadt war aus der Gefahr einer allgemeinen Verpestung gerettet. Mit Erstaunen sahen die Heiden die Wirkungen der Liebe Gottes in Christo und hatten eine heilsame Gelegenheit, dieselbe mit ihrer eigenen Selbstsucht und Unmenschlichkeit zu vergleichen.

Kaiser Maximinus, der die Christen blutig verfolgte und den alten Götzendienst auf alle Weise begünstigte, gab an, seitdem das Volk zur Verehrung der Götter zurückgekehrt sei, hätten dieselben das Land vor allen Unglücksfällen bewahrt. Der Herr machte diese eiteln Prahlereien von der Macht der Götter zu Schanden, indem er gerade jetzt das Land mit furchtbaren Plagen heimsuchte. Zu den Leiden einer anhaltenden Hungersnoth und verheerenden Pest gesellten sich die Schrecken eines unerwarteten Krieges. Da hatten die Christen Gelegenheit, feurige Kohlen auf das Haupt ihrer Verfolger zu sammeln. Sie konnten kräftiger als durch Worte die Herrlichkeit ihres Glaubens gegen die Beschuldigungen des Heidenthums durch die That vertheidigen. Während die Heiden in der allgemeinen Bedrängniß selbst ihre nächsten Verwandten vergaßen, war die uneigennützig Liebe der Christen nimmer müde, die Kranken zu pflegen, die Todten zu begraben, den Armen Brod zu vertheilen und Hülfe zu leisten, wo sie nur immer konnte. Dies stille Walten konnte nicht verfehlen, eine günstigere Stimmung

für die Christen hervorzubringen. Ja, es geschah, daß Heiden sogar den Gott der Christen priesen, und seine Bekenner die einzigen wahrhaft Frommen und Gottesfürchtigen nannten.

## 131.

Es ist recht und wohl gesagt: Gott, den Eltern und Lehrern kann man nimmer genug danken. Leider wird aber oft erfüllt das Sprichwort: Ein Vater kann eher sechs Kinder ernähren, als sechs Kinder einen Vater, wie folgende Geschichte lehrt. Ein Vater übergab seinen Kindern alle seine Güter, Haus, Hof, Acker und alle Bereitschaft, und meinte, seine Kinder würden ihn wohl ernähren. Da er nun bei seinem ältesten Sohn eine Zeit lang war, wurde der Sohn seiner überdrüssig und sprach: „Vater, mir ist diese Nacht ein Knäblein geboren, und wo Euer Lehnstuhl steht, soll seine Wiege stehen, wollt Ihr nicht zu meinem Bruder ziehen, der eine größere Stube hat?“ Der Alte zog hin. Da er nun eine Zeit lang bei dem anderen Sohne gewesen war, wurde der auch sein müde, und sprach: „Vater, Er hat gerne eine warme Stube, und mir thut der Kopf davon weh; will Er nicht zu meinem Bruder gehen, der ein Bäcker ist?“ Der Vater ging. Da er nun eine Zeit lang bei seinem dritten Sohne gewesen war, wurde er auch diesem zur Last, daß er sprach: „Vater, bei mir geht es aus und ein, wie in einem Taubenschlag, und Ihr könntet Euer Mittagsschläfchen nicht machen, wollt Ihr nicht zu meiner Schwester Catharina? die wohnt an der Stadtmauer, wo es stille ist.“ Der Alte merkte, wie viel es geschlagen hatte, und dachte bei sich selbst: Wohl an, ich will mich aufmachen und es bei meinen Töchtern versuchen; die Weiber haben ein weicheres Herz. Da er aber eine Zeit lang bei seiner Tochter gewesen war, wurde sie seiner überdrüssig und sagte: es sei ihr immer höllenangst, wenn der Vater zur Kirche oder sonst wohin gehe, und die hohe Treppe hinunter müsse; bei der Schwester Elisabeth brauche er keine Treppe zu steigen, die wohne zu ebener Erde. Damit er in Frieden wegstam, gab ihr der Alte zum Schein Recht, und zog zu seiner anderen Tochter. Da er eine kurze Zeit bei ihr gewesen war, wurde er ihr auch zur Last, und sie ließ ihm durch einen Dritten zu Ohren kommen, ihr Quartier am Wasser wäre zu feucht für einen alten Mann, der mit der Gicht geplagt sei; ihre Schwester, die Todtengräberin am St. Johanniskirchhof, hätte eine sehr trockene Stube. Der Alte glaubte selbst, sie

könne Recht haben, und begab sich vor das Thor zu seiner jüngsten Tochter Lene. Als er zwei Tage bei ihr gewesen war, sagte ihr Söhnlein zu seinem Großvater: Die Mutter sagte gestern zur Tante Elisabeth, für Dich gäbe es kein besseres Quartier, als in einer Kammer, wie sie der Vater gräbt. Ueber dieser Rede brach dem Alten das Herz, daß er in seinem Lehnstuhl zurückfiel und starb. Und der St. Johanniskirchhof nahm ihn auf, und ist barmherziger gegen ihn, als seine sechs Kinder; denn er läßt ihn in seiner Kammer immer ungehindert schlafen bis heute.

## 132.

Ein alter Vater kam zu seinem Sohne, welcher reich und vornehm geworden war, und bat ihn, er möge ihm lebenslänglichen Unterhalt geben und wohl bedenken, wie er von ihm mit aller Liebe und Treue erzogen worden sei. Allein der Sohn fürchtete, es möchte ihm zur Schande gereichen, daß er eines so armen und dürftigen Vaters Sohn sei. Darum verleugnete er seinen Vater, indem er ihn frech und unverschämt anfuhr, und sagte: er wüßte von keinem solchen armen bettlerischen Vater, er sei auch sein Sohn nicht, er möchte sich aus seinem Hause trollen, sonst sollte ihm die Thür gewiesen werden. Der arme betäubte Vater geht weinend, mit bitterm Seufzern und Schmerzen, von dannen. Der Sohn aber wird alsbald rasend und unsinnig, und ist so in seinen Sünden dahin gestorben.

## 133.

Ein gottloser Sohn schlug seinen alten Vater, warf ihn in den Koth und schleifte ihn bei den Haaren bis zur Thürschwelle. Da schrie der Vater: „Höre auf, mein Sohn, denn bis hieher habe ich meinen Vater auch geschleift.“

## 134.

Zur Zeit spazierten zwei junge Studenten vor Wittenberg und ruhten unter einem grünen Baume; die Vögelein sangen, und die Sonne schien hell und warm. Der eine sagte: „Hilf Gott, wie schön ist der Himmel anzusehen.“ Der andere sagt: „Ja, wer ihn mit gutem Gewissen ansehen kann!“ Da sagt der erste: „Hast du denn ein böses Gewissen?“ Darauf seufzte der andere und sprach: „Ich wollt einstmals in ein

Gelag gehen mit anderen meines Gleichen und hat meinen Vater, er solle mir einen Ortsthäler geben. Da sprach mein Vater: „Sohn, wenn du wüßtest, wie sauer ein Ortsthäler mich und deine Mutter ankommt zu erwerben, du würdest nicht so viel begehren. Siehe, da hast du einen Groschen, wenn du den vertrunken hast mit deinen Kameraden, so begnüge dich und komme wieder nach Hause!“ Das verdroß mich, und ich trat den Groschen mit Füßen. Mein Vater ist nun todt, aber wenn ich ihn mit den Nägeln aus der Erde herauscharren könnte, wollt ich's thun; denn so oft ich daran denke, so fällt mir ein Blutstropfen von meinem Herzen, und ich habe große Sorge, um dieses Gröschleins willen werde Gott all mein Vermögen auch in den Roth treten.“ Es ist auch so geschehen; denn ob er schon etwas Ehrliches durch Heirath erlanget, sind doch seine Kinder an den Bettelstab gerathen.

## 135.

Ein Sohn hatte im Zorn seinen Vater erschlagen. Da man den Thäter nicht kannte, ward die ganze Gegend von den Leuten durchstreift. Da kommt einer in den nahen Wald und sieht den Sohn vor einem Busche stehen und wie unsinnig mit einem Stoc in ein Nest schlagen, darin etliche kleine Vöglein waren. Er sagte, er solle der armen Thierlein verschonen, die ihm kein Leid gethan. Der Sohn aber schreit: „Ja, wenn sie nicht immer schreien: Vaternörder, Vaternörder! Hörest du nicht?“ und hub wieder an zu schlagen, und dabei floß ihm der Schweiß vom Angesicht, und seine Augen waren erschrecklich anzusehen. „So?“ sagte der Mann, ging hin und zeigte an, was er gehört und gesehen, und der Vaternörder bekannte seine That und ward gerichtet.

## 136.

Ein Vater gestattete seinem Sohne allen Muthwillen; später konnte er ihn nicht mehr zwingen. Der ungerathene Sohn beging ein Bubenstück nach dem andern, bis er des Landes verwiesen wurde. Da ließ er seinen Vater zu sich aus der Stadt in den Busch kommen, um sich noch einmal mit ihm zu legen. Als der Vater kommt, zeigt ihm der Sohn eine große Eiche und bittet, er wolle ihm eine Weide daraus machen. Der Vater antwortet: „Das ist mir unmöglich, ich kann den

Baum nicht zwingen, und wenn ich ihn gleich beugen könnte, so würde er doch zerbrechen.“ Da sagt der Sohn: „So macht mir doch eine Weide aus einer kleinen Ruthe.“ Als der Vater dies thut, sagt der Sohn: „Sehet, als ich noch ein kleines Bäumlein war, hättet ihr mich auch können beugen und ziehen nach eurem Willen. Nun aber bin ich in meiner Schalkheit erstarrt, niemand kann mein Herz zwingen, ich selbst nicht; die Bosheit ist mir durch alle meine Adern und Blutstropfen gedrungen: ich kann sie nicht lassen. Ich werde noch dem Henker in die Hände kommen, darum muß ich euch zu guter Letzt den Lohn geben für eure Kinderzucht.“ Darauf legte er dem Vater die Weide um den Hals und hängte ihn an die nächste Eiche.

## 137.

In Magdeburg war ein Vater, der seinen Sohn sehr hart behandelte und um einer geringen Ursache willen oft grausam schlug. Wenn der Sohn einen Fehler beging, der ihm groß dünkte, so führte er ihn in den Keller, band ihn an eine Säule und geißelte ihn unbarmherzig. Der Sohn ward endlich der harten Schläge ganz gewohnt und so verstoßt, daß er nicht mehr um Schonung bat, auch keine Thräne vergoß, wenn er gleich noch so grausam geschlagen wurde. Als er etwas heranzuwuchs und sein Vater ihn in eine benachbarte Stadt auf die Schule sandte, begann er ein wildes und wüstes Leben, warf endlich die Bücher unter die Bank und lief davon in den Krieg. Als er nun einmal etliche Landsleute antraf, sagte er zu ihnen: es sollte ihn in dieser Welt nichts mehr freuen, als wenn er seinen Vater an einem Orte haben könnte, wo er ihn wünschte, und ihn mit seinen Händen erwürgen könnte; denn er hätte nichts anderes um ihn verdient, weil er ihn nicht wie ein Vater, sondern wie ein Henker gehalten und dadurch von allen guten Gedanken abwendig gemacht hätte.

## 138.

Am 21. Juni 1208 hatte der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach den König Philipp in Bamberg meuchlings ermordet. Von Gewissensbissen gepeinigt, irrte der Mörder umher, von Allen geflohen, von den treuen Anhängern Philipps verfolgt, und fand keine Stadt, keine Burg, kein Haus mehr als sichern

Zufluchtsort. Schon waren seine Güter verwüstet, sein Stammschloß Wittelsbach niedergerissen und an der wüsten Stätte zur Sühne eine Kirche gebaut. Endlich fand der treue Marschall Philipps, Heinrich von Valentia, und Welf, der Sohn eines von Otto früher ermordeten Edlen, den Königsmörder in einer Scheune der Mönche von Oberndorf unfern Regensburg, stachen ihn nieder, und warfen sein abgeschnittenes geächtetes Haupt in die vorüberfließende Donau. Der Rumpf blieb jedem zum Abscheu liegen, bis die Mönche nach Jahren die Erlaubniß erhielten, ihn zu beerdigen.

## 139.

Im Jahre 1793 hatten 721 französische Volksvertreter ihrem König das Todesurtheil gesprochen. Schon nach anderthalb Jahren waren 146 davon umgekommen, die meisten auf eine grauenvolle Weise und von den fürchterlichsten Gewissensbissen gepeinigt.

## 140.

In Florenz brach einst ein großer Löwe aus seinem Behältniß und lief mit lautem Brüllen durch die Stadt, daß sich jedermann entfetzte und auf die Flucht begab. Untermwegs traf er auf das einzige Söhnlein einer armen Mutter, die sich mit Spinnen ernährte. Dieselbe wird gewahr, daß der Löwe ihr Kind erfaßt und zerreißen will. Da vergißt sie alle Furcht und Flucht, eilt im Eifer der Liebe auf das Raubthier zu, reißt ihm das Kind aus den Klauen und bringt es frisch und gesund nach Hause.

## 141.

Aleth, die Mutter des frommen und geistreichen Bernhard von Clairvaur, pflegte ihre neugebornen Kindlein auf ihre Arme zu nehmen und sie dem Herrn Jesu als ein Opfer zu übergeben. Sie liebte dieselben nachher nicht so sehr als ihre Kinder, sondern als ein Eigenthum ihres Erlösers und ein anvertrautes Gut. Sie war um die christliche Erziehung derselben zärtlichst besorgt, und hatte die Freude, daß alle ihre Kinder, deren sie sieben hatte, fromme und gottselige Leute wurden.

## 142.

Ludwig IX., König von Frankreich, wurde von seiner Mutter Blancha mit vieler Sorgfalt erzogen. „Ich liebe dich, mein Sohn“, sagte sie, „mit aller Zärtlichkeit, deren eine Mutter fähig ist; aber ich wollte dich lieber zu meinen Füßen todt hinfallen sehen, als es erleben, daß du eine Todsünde begingst.“ Dieser Gedanke blieb Ludwig unvergeßlich.

## 143.

Johann der Beständige, Kurfürst von Sachsen, ließ sich die Erziehung seiner fürstlichen Kinder sehr angelegen sein. Die Prinzen ließ er in allen wohlstandigen Künsten bestens unterrichten, er brachte die besten Lehrer und Hofmeister mit großen Kosten an seinen Hof, und die Oberaufsicht über sie führte er selbst. Er kam zum öftern in die Informationsstube, ließ in seiner Gegenwart den Katechismus und andere christliche Gebete treiben; er betete selbst mit, hielt jährlich zwei Examina, wozu der Kanzler und die Räte mitkommen mußten, theilte hernach unter die kurfürstlichen Kinder selbst die Ehrengeschenke aus und vermahnte sie zu fernerm Fleiß und Gehorsam. Diese seine löblichen Bemühungen wurden von Gott so reichlich gesegnet, daß er viel Freude an seinen Kindern erlebte, indem sie in Sprachen und Wissenschaften bestens zunahmen; wie denn der Kurfürst selbst zu Dr. Luther sagte: „Es hat mir mein Sohn Ernst eine lateinische Epistel geschrieben und sie gefällt mir wohl; er bittet um einen Hirsch, den habe ich ihm selbst geschossen und geschickt, ich will, daß er ferner fleißig sei.“ Als einige Vornehme seine Erziehung tadeln wollten, sagte er: „Es lernt sich wohl von selber, wie man zwei Beine über ein Pferd hängen, der wilden Thiere sich erwehren, oder einen Hasen fangen soll, darum können solches auch meine Reiterjungen; aber wie man gottselig leben, christlich regieren, auch Land und Leuten löblich vorstehen soll, dazu bedürfen ich und meine Söhne gelehrter Leute und guter Bücher nächst Gottes Geist und Gnade.“

## 144.

Johann Georg I., Kurfürst von Sachsen, pflegte zu rühmen, daß seiner gottseligen Mutter christliche Zucht und Aufsicht nebst ihren herzlichen Ermahnungen ihm mehr genützt



hätte, als aller seiner Lehrer und Hofmeister Unterweisung. Auch pflegte er hinzuzusetzen, es solle ihm leid sein, wenn ein Fürst in Verehrung und Werthhaltung seiner Mutter es ihm zuvorthun sollte, wie er sie denn bei ihrem Leben und nach ihrem seligen Abschiede hoch geliebt und geehrt hat.

## 145.

Nicht weit von Flattichs Hause lebte eine arme, redliche Wittfrau, zu deren Mädchen täglich seine jüngste Tochter kam. Die Mutter hatte die zwei Mädchen gewarnt, sie sollten nicht mehr in dem Grasgarten herumspringen, es sei verboten. Sie thaten es aber doch, und als sie zurückkamen, gab die Wittfrau einer jeden ein paar Ohrfeigen. Dies wollte der Tochter des Pfarrers nicht gefallen. Beim Nachhausegehen begegnete sie ihrem Vater, welcher sie fragte, warum sie weine. Sie erzählte, was ihr begegnet, und setzte hinzu, nun gehe sie ihr Lebtage nicht mehr zu der Nachbarin. Da sagte der Vater: „Gehe, laß dir ein Brod geben, bringe es der Frau, bedanke dich, daß sie es so gemacht hat, und sage ihr, ich wolle mich selbst auch bei ihr bedanken, daß sie mir in meiner Abwesenheit meine Kinder ziehen helfe.“

## 146.

Der berühmte Liederdichter Joh. Heermann, Pfarrer in Rößen an der Oder, erfuhr 1640 die schwere Prüfung, daß sein geliebter, folgsamer, talentvoller Sohn, von Jesuiten verleitet, zur katholischen Kirche übertrat. Lange erfuhr er nichts Gewisses darüber; denn die Verbindung mit dem Sohne war ihm durch die List der Jesuiten abgeschnitten. Endlich aber fand er Gelegenheit, ihm einen Brief zuzustellen, worin er unter anderem sagte: „Komm, kehre zurück, o Sohn! Du sollst einen treuen Vater und eine liebevolle Mutter finden. Aber das sollst Du wissen, sobald Gott meine Seele abfordert, will ich vor Gottes Stuhl niederfallen, und Deine Verführer innerhalb Jahresfrist vor sein ernstes Gericht fordern, und solltest Du nicht umkehren, Dich zugleich mit ihnen, da sollt ihr Gott und mir antworten. In Deinen Briefen hast Du Dich allezeit unterschrieben: „Des Vaters gehorsamster Sohn bis in den Tod.“ Solltest Du diese Zusage brechen, so wollte ich Deine Handschrift vor den Richterstuhl Gottes mitnehmen, und sie

allda aufweisen und um Rache bitten.“ Dieses Schreiben des Vaters machte auf den Sohn solchen Eindruck, daß er augenblicklich die Jesuitenschule verließ, zum evangelischen Glauben zurückkehrte und seine Eltern um Verzeihung bat. Mit Freuden verzieh ihm der Vater. Von den Jesuiten dagegen erhielt der Sohn ein Pulver, dessen Wirkung er vergeblich durch Milchbäder zu zerstören suchte; er ward nicht lange darnach von Fieber und Schwindelsucht befallen und starb 1643.

## 147.

Einst traf der Apostel Johannes in einer Stadt einen Jüngling von ausgezeichnete Haltung und freudigem Gemüthe, welchen er dem dortigen Bischöfe mit allem Ernste anbefahl. Leider kam der Jüngling zu früh außer Aufsicht, gerieth in schlechte Gesellschaft und wurde endlich der Anführer einer Räuberbande. Als Johannes später jene Stadt wieder besuchte, fragte er den Bischof nach jenem Jünglinge. Mit Thränen sagte der Bischof: „Der ist todt.“ „Wie?“ erwiderte Johannes, „und welches Todes ist er gestorben?“ „Gott ist er gestorben“, fuhr jener fort; „denn er ist gottlos und verrucht geworden und, kurz zu sagen, ein Straßenräuber. Jetzt hat er statt der Kirche einen Berg zu seinem Aufenthalt gemacht mit einer Rotte, die ihm gleich ist.“ Hierauf zerriß der Apostel sein Kleid und sagte mit großem Wehklagen: „Ich habe einen schönen Wächter der Seele meines Bruders hinterlassen. Hurtig schafft mir ein Pferd, und Einer weise mir den Weg.“ Darauf ritt er, so wie er war, von der Gemeinde weg, kam in die Gegend, und wurde von den Vorposten der Räuber gefangen genommen, wobei er weder floh noch bat, sondern ausrief: „Deswegen bin ich eben gekommen; führt mich zu eurem Anführer!“ Dieser erwartete ihn völlig bewaffnet; als er aber bei seiner Annäherung in ihm den Apostel Johannes erkannte, schämte er sich und machte sich auf die Flucht. Johannes aber verfolgte ihn aus allen Kräften, vergaß selbst seines Alters dabei und rief ihm nach: „Warum fliehst du mich, mein Kind, mich, deinen Vater, den Unbewaffneten, den Alten? Erbarme dich mein, mein Kind! Fürchte dich nicht, du hast noch Hoffnung zum Leben. Ich muß Christo Rechenschaft für dich geben; und wenn es nöthig ist, will ich auch gerne den Tod für dich ausstehen, wie der HErr für uns gethan hat. Ich will meine Seele für die dei-

nige hingeben; steh nur und glaube, Christus hat mich geschickt." Da jener dies hörte, stand er zuerst und sah vor sich nieder; hierauf warf er die Waffen weg, zitterte und weinte bitterlich. Dann umfaßte er den zu ihm kommenden Greis, bat mit dem größten Wehklagen um Vergebung und taufte sich mit Thränen zum andern Mal. Der Apostel aber küßte ihn und führte ihn zur Gemeinde zurück. Hierauf bat er in wiederholten Gebeten für ihn, richtete sein Gemüth durch mancherlei rührenden Zuspruch auf, und ging nicht eher weg, als bis er ihn der Kirche völlig wiedergegeben hatte.

## 148.

Ein Vater überließ sein Vermögen seinem Sohne mit der Bedingung, daß er ihm dafür zeitlebens seinen Unterhalt gebe. Allein der Sohn gab ihm weder ein Bett, noch Kleider. Als nun der Vater darum bat, machte der Sohn ihm ein Bett unter der Treppe, kaufte im Winter vier Ellen grobes Tuch und gab ihm davon zwei Ellen zu einem Paar Hosen, das übrige hing er auf eine Stange. Das sieht sein Söhnlein, nimmt das Tuch und versteckt es. Der Vater fragt: „Was hast du vor, mein Söhnlein?“ Das Knäblein antwortet: „Ich habe das Tuch aufgehoben; denn wenn ich groß bin und du alt wirst, und ich dich auch so unter die Treppe verstoßen habe, wie du meinem Großvater thust, dann will ich dir das Tuch zuwerfen und dir auch ein Paar Hosen daraus machen lassen.“ Darüber erschrak der Vater, zog seinen alten Vater unter der Treppe wieder hervor, liebte und ehrte ihn, und Gott, der Herr, war ihm gnädig.

## 149.

Jene Mutter zu Raumburg sagte im Zorn zu ihrem Sohne: „Gehe hin, daß du mir nimmermehr lebendig wieder vor meine Augen kommst!“ Denselben Tag ging der Jüngling ins kalte Bad und ertrank. Zu Freiberg befahl ein alter Vater seinem Sohne, etwas auszurichten. Da sich nun der Sohn säumete und nicht alsbald fortging, ward der Vater zornig und sprach: „Stehe, daß du nimmermehr fortgehen mögest, daß Gott gebe!“ Dieser Wunsch wurde alsbald erfüllt, der Sohn kann von der Stelle nicht kommen drei Jahre lang. Als diese verfloßen und man täglich in allen Kirchen für ihn bat, ist ihm die Strafe gelindert worden, also, daß er hernach hat niedersitzen

können; jedoch dauerte auch dieser traurige Zustand noch ganze vier Jahre lang. Also mußte er auf Einer Stätte sieben Jahre lang nach einander bleiben. Sehet, ach ja, sehet! was des Vaters oder der Mutter Fluch thun kann! Wenn jemand diesen Jüngling besucht und gefragt hat: wie es ihm ginge? hat er zur Antwort gegeben: er würde von dem Herrn gezüchtigt, der wüßte auch den Ausgang allein, doch zweifle er an seiner Seligkeit nicht; denn er hoffe, durch Christum Jesum selig zu werden. Da nun die sieben Jahre verlaufen, ist er gestorben in wahren Bekenntniß und Glauben.

## 150.

Ein Schüler des heidnischen Weltweisen Simon kam auf eine Zeit nach Hause. Da fragte ihn sein Vater: „Was hast du denn für Weisheit von deinem Lehrer gelernt?“ „Das will ich mit der That beweisen“, war die Antwort. Als nun sein Vater ihn geschlagen, sprach er: „Das habe ich gelernt, daß ich des Vaters Zorn mit Sanftmuth tragen kann.“

## 151.

Crösus, der reiche König von Lydien, hatte einen stummen Sohn, Namens Miths. Als nun die Perser unter Cyrus die Residenzstadt eroberten, sah er, wie ein Soldat mit gezücktem Degen auf seinen Vater zueilte, um ihn zu tödten. Da entbrannte Miths dermaßen aus eifernder Liebe, daß er plötzlich zu reden begann, indem er schrie: „Schone, schone, Soldat, es ist der König!“ und so seinem Vater das Leben rettete.

## 152.

Wolf Tiefstädt war eines Klingenschmiedes Sohn gewesen und hatte auch seines Vaters Handwerk gelernt. Er ward aber hernach ein tapferer Kriegermann; um seine Heldenthaten und guten Dienste zu belohnen, machte ihn der Kurfürst August von Sachsen zum Ritter und beschenkte ihn mit schönen Landgütern. Einmal hatte er den Kurfürsten selber zu Gaste, und als er an der Tafel stand und aufwartete, hieß dieser ihn sich neben ihn setzen. Wolf Tiefstädt aber sagte: „Will Kurfürstliche Gnaden mir eine Bitte erfüllen, so hab' ich hier im Hause meinen alten Vater, dem ich nächst Gott mein zeitlich Leben, mein Handwerk und alles mein Glück danke: ihm gebühret an

meiner Statt neben seinem Kurfürsten an der Tafel zu sitzen.“ „Holt ihn herzu“, gebot der Kurfürst, und der alte Klingenschmied mußte sich herzu setzen und ward stattlich beschenkt entlassen. Den Sohn hatte der Kurfürst um so lieber, weil er des vierten Gebotes so treulich wahrnehmen wollte.

## 153.

Beim Zietthenschen Husaren-Regiment stand der Rittmeister Kurzhagen, der Sohn eines armen Bauern. Bei der Rückkehr aus dem siebenjährigen Kriege rückte er als Rittmeister und Chef einer Schwadron in Parchim ein, wo er ehemals als gemeiner Husar gestanden hatte. Seine beiden alten Eltern, nach mecklenburgischer Sitte gekleidet, erwarteten ihn auf dem Markte, denn sie hatten ihn in einigen Jahren nicht gesehen. Sobald Kurzhagen sie sahe, sprang er vom Pferde, übergab dem Lieutenant die Schwadron, ging auf seine Eltern zu und umarmte sie öffentlich. Er behielt sie nachher lebenslang bei sich und ließ sie stets an seiner Tafel essen, wenn auch vornehme Gäste da waren. Darüber murrten einige adelige Junker, daß Bauern bei dem Rittmeister zu Tische wären. Kurzhagen sagte: „Wie, sollte ich nicht die ersten Wohlthäter meines Lebens dankbar ehren? ehe ich des Königs Rittmeister wurde, war ich ihr Kind.“ Diese Geschichte kam dem General Zietthen zu Ohren. Auf seinen Wunsch mußte Kurzhagen einmal alle Offiziere der Garnison zu sich einladen. Das Mahl wurde bereitet. Zietthen traf bei Zeiten ein, und als vor der Tafel die geladenen Offiziere im Kreise herum standen, sagte er zu Kurzhagen: „Wo sind denn Ihre würdigen Eltern? Ich weiß, daß sie gewöhnlich mit Ihnen speisen; Sie werden mich hoffentlich nicht unter diejenigen rechnen, um deren willen Sie eine Ausnahme machen müßten.“ Darauf ging er selbst ins Nebenzimmer, holte die alten Leute herbei, drückte dem alten Vater traulich die Hand und führte sie an den Ehrenplatz. Während der Mahlzeit nahm er ein Glas und stand mit den Worten auf: „Meine Herren! auf das Wohl dieser würdigen Alten, der braven Eltern eines verdienstvollen Sohnes, der es beweist, daß ein dankbarer Sohn mehr werth ist, als ein hochmüthiger Rittmeister.“ — Kurzhagen wurde später zum Ritter des Verdienstordens ernannt, und der König Friedrich II. lud ihn einmal zur Tafel. Da fragte der König, vielleicht um einmal seine Gesinnung zu prüfen: „Von was für einem Hause

stammt Er ab?“ „Von gar keinem, Ew. Majestät“, erwiderte der Rittmeister; „meine Eltern sind bloß Landleute, und ich möchte sie um keine andern Eltern in der Welt vertauschen.“ „Das heißt edel gedacht“, sagte der König, „wehe dem, der klein genug ist, sich seiner Eltern und Verwandten zu schämen; er ist kein edler Mann.“

## 154.

Als Alexander von Macedonien ein großer König geworden, kommt sein ehemaliger Lehrer und bittet ihn um eine Gabe, und wäre mit einer mäßigen Summe Geldes gerne zufrieden gewesen. Alexander aber besann sich und gab ihm kein Geld, sondern verehrte ihm eine ganze Stadt. Der gute Mann erschrak und sprach, es wäre ihm nie in den Sinn gekommen, so viel zu begehren. Alexander aber antwortete: „Es handelt sich nicht darum, was Dir zu nehmen, sondern was mir Dir zu geben ziemt.“ — Also begehren wir oft kleine Dinge, Gesundheit, Geld, Gut und wären wohl damit zufrieden, Gott aber gibt uns deren keines, sondern verleiht uns Geduld und schenkt uns dafür das himmlische Jerusalem.

## 155.

Ein Herr von Nemusat zu Marseille ließ kurz vor seinem Tode seine zahlreiche Familie um sein Bett versammeln. Er dankte seinen Kindern für die Freude, die sie ihm durch ihren Gehorsam und ihre Ergebenheit gemacht hatten, besonders durch die zärtliche Geschwisterliebe, die unter ihnen herrschte. „Aber“, fügte er hinzu, „ich habe Euch ein Geheimniß zu entdecken, das einen von Euch aus Eurer Kreise entfernen wird. So lange ich Hoffnung hatte zu leben, verschwieg ich es Euch; aber Eure Rechte bei der Theilung meines Nachlasses darf ich nicht schmälern. Einer von Euch ist ein von mir angenommenes Kind; das Kind der Amme, an deren Brust mein wahres Kind starb. Soll ich ihn nennen?“ „Nein, nein!“ riefen alle, „wir wollen alle Geschwister bleiben.“

## 156.

Der General von Dyhern wurde in der Schlacht bei Bergen am 13. April 1759 schwer verwundet; die Wundärzte gaben ihn auf, aber keiner von ihnen wagte es ihm zu sagen,

daß er dem Tode so nahe sei. Allein sein getreuer Kammerdiener scheute sich nicht, ihn an die Nothwendigkeit zu erinnern, für das Heil seiner unsterblichen Seele zu sorgen. Hestig fuhr ihn aber der General an, der den Glauben verachtete, mit so etwas ihm nicht mehr zu kommen. Doch der Kammerdiener ließ sich durch diese rauhe Antwort nicht abschrecken, sondern fuhr fort: „Herr General! haben Sie, so lange ich in Ihren Diensten bin, jemals eine Untreue an mir wahrgenommen?“ „Nein“, antwortete der Kranke. „Nun, so wäre dies die erste und größte Untreue“, sprach jener weiter, „wenn ich in diesem Augenblicke nicht für Ihre Seele besorgt sein sollte; eine Untreue, die ich nicht vor Gott am jüngsten Gerichte, nicht vor Ihnen selbst, nicht vor Ihrer Frau Mutter, und nicht vor meinem eigenen Gewissen verantworten könnte! Die Wundärzte machen Ihnen gute Hoffnung, aber sie haben Sie aufgegeben, und scheuen sich, es Ihnen zu sagen; darum muß ich es thun. Ja, Sie stehen vor den Pforten der Ewigkeit und haben keinen Augenblick zu versäumen! Darum bitte ich Sie von ganzer Seele, lassen Sie einen Prediger rufen, der für Ihre Seele sorge!“ Diese Vorstellung des treuen Dieners rührte den General, er wurde stille. Hierauf reichte er dem Diener die Hand, dankte ihm mit den freundlichsten Worten und der sanftesten Miene für seine große Treue, die für sein ewiges Heil so ernstlich besorgt war, und verlangte selbst einen Seelsorger. Der Pfarrer Fresenius wurde dazu ersehen; er erschien sogleich, und Gott segnete seine Worte. Der General endete froh im Glauben an Jesum Christum.

## 157.

Unter den Völkern des Alterthums waren die Spartaner, das tapferste Volk des alten Griechenlandes, besonders wegen ihrer Ehrerbietung gegen die Alten berühmt. Daher sagt auch ihr Feldherr Lylander, der sich im poleponnesischen Kriege großen Ruhm erwarb, an keinem Orte wohne das Alter mit so vieler Ehre, wie in Sparta. Einst suchte ein Greis bei den olympischen Spielen, einem Volksfeste der Griechen, zu dem sich alle Stämme versammelten, einen Platz. Er ging lange umher bei Alten und Jungen; Niemand zeigte sich bereit, ihm einen Platz einzuräumen. Als er aber an den Ort kam, wo die Spartaner saßen, standen alle jungen Leute ehrerbietig auf.

Darüber erhob sich nun ein allgemeines Beifallrufen, und der erfreute Greis rief aus: „Ihr Götter! alle Griechen kennen die Tugend; aber nur die Spartaner üben sie aus!“

## 158.

Auf einem seiner Feldzüge war Alexander der Große durch einen häufig fallenden Schnee aufgehalten. Er setzte sich auf einen erhabenen Platz, der ihm zum Throne diente, neben ein großes Feuer. Aber in eben dem Augenblick bemerkte er einen macedonischen Soldaten, welcher der Schwäche des Alters und der Strenge der Witterung unterliegen zu müssen schien. Er überlegte sogleich den Abstand nicht des Ranges, sondern des Alters, der sich zwischen ihm und diesem Soldaten fand. Er stand auf, und die siegreichen Hände, die das Reich des Darius zerstört hatten, trugen den vor Kälte erstarrten Greis auf den Sitz hin, welchen er selbst vorhin eingenommen hatte. „Bei den Persern“, sagte er, „ist es ein Verbrechen, das mit dem Tode bestraft wird, sich auf den Thron der Könige zu setzen; aber unter einem menschlichen Monarchen soll eben diese Handlung dir das Leben retten!“

## 159.

„Ich erinnere mich noch wohl, als ich ein Knabe war“, schreibt der gottselige Scriber im Seelenschatz 4, 656, „wenn der nunmehr in Gott ruhende König von Dänemark, Christian IV., seiner löblichen Gewohnheit nach durchs Land reiste und durch meine Vaterstadt Rendsburg in Holstein zog, daß ich oft gesehen und gehört habe, wie die Unterthanen mit Freudenthränen ihn ansahen und sagten: ‚Gott segne dich, du lieber Landesvater, zu tausend Malen! Gott bewahre, Gott begleite, Gott erhalte dich noch viel lange Jahre! daß wir unter dir ein geruhiges und stilles Leben führen mögen in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit.‘ Und ich muß gestehen, wenn ich den damaligen Zustand des Landes bedenke, daß sie dessen hohe Ursache hatten, weil sie von keiner sonderlichen Beschwerung wußten; der liebe König bezeugte sich gegen jedermann wie ein Vater; es hatte auch ein armer Bauer freien Zutritt zu ihm, mit welchen er selbst, wenn er durchs Land zog, gar gnädig redete, nach ihrem Zustande fragte, ihre Klagen hörte und ihre Bittschriften annahm.“



160.

Zur Zeit der Diocletianischen Christenverfolgung um das Jahr 286 diente im römischen Heere eine Legion, die aus lauter Christen bestand. Sie hieß die Legion der Thebäer, weil sie aus Thebais in Egypten stammte. Eine Legion zählte damals etwa 6000 Krieger. Gerade diese Schaar wurde von dem Kaiser Maximian dazu bestimmt, ihre christlichen Brüder in Gallien, dem heutigen Frankreich, zusammen zu treiben. Da erklärten sie geradezu, sie würden um des Gewissens willen solchem unmenschlichen Befehle keinen Gehorsam leisten. Als der Kaiser hörte, daß die Legion in Ungehorsam gegen seine Befehle in den Schluchten von Arannum stehen geblieben sei, gebot er, daß sie decimirt werden solle. Des Kaisers blutiger Befehl wurde pünktlich vollzogen, ohne daß die Legion den geringsten Widerstand leistete. Als aber der zehnte Theil der Heldenschaar gefallen war, verharrten die Lebenden alle standhaft bei ihrer Weigerung. Da befahl Maximian, die widerspenstige Legion zum zweiten Male zu zehnten. In treuem Gehorsam gegen ihren irdischen Kriegsherrn ließen sich die Verurtheilten mit dem Schwerte erschlagen. Die Ueberbleibenden aber gelobten sich gegenseitig aufs neue, gegen Christum und ihre Brüder nicht zu kämpfen. Besonders gestärkt wurden sie durch das Beispiel ihres Hauptmannes Mauritius, der mit zwei unter ihm Befehligen, dem Exsuperius und dem Candidus, durch die Reihen seiner Krieger ging, und ihren Muth und Glauben so entflamnte, daß sie beschlossen, den ihnen in den Himmel vorangegangenen Gefährten, wenn es sein müsse, sämmtlich nachzufolgen. Von ihrem Hauptmann dazu aufgefordert, sandten sie an den Kaiser folgende Botschaft: „Wir sind deine Soldaten, o Kaiser, doch auch, was wir frei bekennen, Diener Gottes. Dir sind wir unsere Leiber, ihm unsere Seelen schuldig. Willst du uns nicht dazu zwingen, unsern Herrn und Schöpfer zu beleidigen, so wollen wir dir, wie bisher, auch ferner gehorchen; wo nicht, so sind wir ihm mehr Gehorsam schuldig, als dir. Willst du Christen tödten, so mache uns zum Ziele deines Zornes.“ Der Kaiser verzweifelte, solche Standhaftigkeit brechen zu können, beschloß aber, die ganze Legion zusammenhauen zu lassen, zu welchem Zwecke er sie rings mit Truppen einschließen ließ. Die Thebäer setzten sich nicht zur Wehre, obgleich es ihnen wegen der Lage des Ortes sehr leicht gewesen wäre, sich zu ver-

theidigen. So sind sie unter den Schwertstreich ihrer Kampfgenossen gefallen, ohne Widerrede, ohne Sträuben; ja, sie legten ihre Waffen weg, und ließen sich, getreu ihrem himmlischen Vorbilde, würgen wie Schlachtschafe, die ihren Mund nicht aufthun gegen ihre Verfolger.

## 161.

Der rechtgläubige Kaiser Valentinianus wollte seiner Mutter Justina niemals folgen, wenn dieselbe ihm zuredete, die arianische Ketzerei anzunehmen, sondern pflegte zu sagen: „Ich bin zwar meiner Mutter, von welcher ich das Leben habe, Gehorsam schuldig, noch viel mehr aber Gott, als dem Urheber meiner Seligkeit.“

## 162.

Im Jahre 1651 wurde in Diarbekir in Mesopotamien ein armenisches Christenkind von etwa 12 Jahren von den Türken geschunden, so daß sie am ersten Tage ihm die Haut vom Halse herab auf den Rücken bis an die Gürtelstatt abzogen und es in solchem Zustande die Nacht liegen ließen, damit sie das arme Kind desto länger quälen möchten. Indessen bemühten sich die Muhammedaner, den Knaben zu bereben, daß er ihren Glauben annehmen und dadurch solcher Marter entgehen möchte. Die Mutter kam auch herbei, umarmte ihren Sohn und bat ihn mit vielen Thränen, er möchte doch nur mittelst Bekenntniß der türkischen Lehre sein Leben retten. Es konnte aber weder dieses, noch jenes seine Herzhaftigkeit wankend machen, sondern er sagte mit großer Standhaftigkeit: er hätte bisher alle diese Pein geduldig erlitten, wolle auch ferner geduldig leiden, doch thäte ihm nichts so wehe, als daß seine eigene Mutter ihn zur Verleugnung seines Heilandes reizete. Er hielt auch alles, was die Mordfinder ferner an ihm thaten, mit großer Geduld aus, bis es den Pascha jenes Ortes jammerte, der durch Abhauen des Hauptes seine Qual beendete.

## 163.

Auf einer Reise sah Kaiser Maximilian einst einen schon alten Bauern Stämme setzen und pflöpfen; den läßt er zu sich kommen und fragt, was für eine Art er da pflanze. Der Bauer sagt, er setze und pflöpfe Dattellbäume. Der Kaiser

lacht und spricht: „Ei, Männlein, die Datteln tragen erst in hundert Jahren Früchte, das wirst du nicht erleben, daß du davon issest.“ Der Bauer antwortete: „Ja, gnädiger Herr, ich weiß es wohl, ich thue es aber Gott zu Ehren und den Nachkommen zu Nutzen.“ Diese Rede und That gefiel Kaiserlicher Majestät so wohl, daß sie dem Manne hundert Gulden schenken ließ.

## 164.

G. Washington, Nordamerikas erster Bürger, Feldherr und oberster Beamter, gestorben 1799, hatte sich entschlossen, Seemann zu werden. Das Schiff, auf welchem ihm eine Anstellung zugesagt war, ankerte dem Hause seiner Eltern gegenüber. Alles war bereit; ein kleines Boot lag am Ufer, um ihn abzuholen, und sein Koffer war bereits vorausgeschickt; nur seiner Mutter wollte er noch Lebewohl sagen. Da sah er die hellen Thränen ihre Wangen herabfließen, und obwohl sie ihm kein bestimmtes Verbot gegeben hatte, fühlte er doch in diesem Augenblicke, daß sie nach der Trennung von ihm vielleicht nie mehr froh werden würde. Ohne ihr etwas zu sagen, wandte er sich schnell entschlossen zu dem Diener mit den Worten: „Geh und sage, daß sie meinen Koffer zurückbringen; ich will nicht weggehen und meiner Mutter Herz brechen.“ Die sah ihn lange staunend an und sagte dann: „Georg, Gott hat verheißen, die Kinder zu segnen, die ihre Eltern ehren: ich glaube, daß er dich auch segnen wird.“

## 165.

Am Hofe Friedrichs II. von Preußen lebte ein Edelknabe, der später ein berühmter Feldherr wurde. Derselbe that öfter für die andern Edelknaben Nachtwachen, um dafür Geld zu erhalten und solches seiner armen Mutter zu schicken. Einst konnte der König nicht schlafen, klingelte nach dem wachhabenden Edelknaben, damit er ihm ein Buch holte, klingelte aber mehrmals vergebens. Endlich stand er auf und fand den Bagen eingeschlafen über einem halb vollendeten Briefe. Der König nahm den Brief und las: „Das ist nun schon die dritte Nacht, da ich für Geld die Wache habe. Ich kann's beinahe nicht mehr aushalten. Indessen freue ich mich, daß ich nun schon wieder 10 Thaler für Sie, liebe Mutter, gespart habe, und diese schicke ich Ihnen hiermit.“ Der König ließ den Kna-

ben schlafen, und steckte in jede seiner Rocktaschen eine Rolle mit Goldstücken. Der Knabe merkte daran am folgenden Morgen, daß der König ihn schlafend gefunden hatte, bat ihn süßfällig um Verzeihung, und dankte für das gnädige Geschenk. Der König lobte seine kindliche Liebe, verlieh ihm eine Offiziersstelle, schenkte ihm eine ansehnliche Summe, um sich mit allem Nöthigen auszurüsten, und beförderte ihn nachher von einer Ehrenstufe zur andern, weil er so brav als Soldat, wie als Sohn war.

## 166.

Als ein Kaufmann einst einen Freund bewirthete, führte er ihn in seinem Hause herum und zeigte ihm darauf sein ganzes großes Eigenthum, seinen Laden, sein Brauhaus, seinen Hof, die Stallgebäude und Scheunen. Als sein Freund dies alles, als zur Nahrung wohl angelegt, rühmte, sagte der Kaufmann: „Dies alles ernährt und beglückt mich und die Meinigen nicht, sondern ein anderer Ort, den ich jetzt Euch zeigen will.“ Darauf führte er ihn in ein Stüblein, welches er seiner Mutter, einer bejahrten und gottseligen Wittve und andächtigen Veterin, eingeräumt hatte, und worin er sie kindlich und reichlich versorgte. „Dies ist“, sprach er, „der Ort, woraus über mein ganzes Haus der Segen fließt.“

## Das fünfte Gebot.

## 167.

Der grausame M Montaser wurde, nachdem er seinen Vater mordlings ermordet hatte, von den fürchterlichsten Gewissensbissen gefoltert. Als er eines Tages das Bild eines Mannes zu Pferd, dessen Haupt ein Diadem trug, bewunderte und nach der Bedeutung der persischen Inschrift auf dem Bilde fragte, wurde ihm gesagt, es heiße: „Ich bin Schinnjeh, der Sohn Kosru's; ich mordete meinen Vater und trug die Krone nur sechs Monate.“ Er erblaßte, als habe er sein Todesurtheil vernommen. Schreckliche Träume störten seinen Schlaf und er starb in dem frühen Alter von 25 Jahren.

168.

Der preussische General von Kleist beabsichtigte auf dem Marsche gegen die österreichischen Truppen, ihrem Feldherrn Serbelloni eine Schlappe beizubringen. Um also von dem Feinde so spät als möglich entdeckt zu werden, wurde dem ganzen Armeecorps bei Vermeidung der nachdrücklichsten Strafen die sorgfältigste Beobachtung einer behutsamen Stille empfohlen. Tabak zu rauchen wurde bei unvermeidlicher Todesstrafe verboten. Dieses Verbots ungeachtet rauchten Mehrere, welche die Pfeifen mit ihren Mänteln geschickt zu verbergen wußten. Einer jedoch hatte das Schicksal, dabei betroffen und sofort gefänglich eingezogen zu werden. Spät Abends wurde der Feldprediger zum General gefordert und von diesem ihm der Vorfall bekannt gemacht, zugleich der Auftrag erteilt, daß er sich zum Gefangenen begeben, um ihn zum Tode vorzubereiten, mit Anbruch des Tages solle er hängen. Der Feldprediger, welcher die Strafe zu hart fand, hoffte die Strenge derselben zu mildern; der General war aber unerbittlich. Er behauptete, daß Fehler dieser Art und unter diesen Umständen zuweilen mit außerordentlicher Strenge behandelt werden müßten, da der Leichtsinn Eines Menschen das Leben von Tausenden hätte in Gefahr bringen können; und wenn das auch jetzt nicht geschehen wäre, so sei doch zu befürchten, daß es zu einer andern Zeit geschehen könne. Und überdies sei es ja rasender Unsinn, sein Leben gegen den Genuß einer Pfeife elenden Tabaks auf die Wage zu legen; kurz, das Urtheil zu mildern, sei unmöglich. Der Verurtheilte war ein 20jähriger Jüngling. Es war natürlich, daß die Nachricht von seiner beschlossenen Hinrichtung außerordentlichen Eindruck auf ihn machen mußte. Der Feldprediger fand ihn sehr unruhig. Seine Mienen und Bewegungen verriethen einen geheimen drückenden Kummer, der nicht einzig in der Todesfurcht begründet zu sein schien. Der Seelsorger, dies bemerkend, erklärte sich bereit, ein freies Geständniß seiner anderweitigen Vergehungen oder Bekümmernisse anzuhören, wenn ihm dieses Trost und Erleichterung sein könne, und versicherte ihn dabei seiner innigen Theilnahme, seines Rathes und seiner thätigsten Hülfeleistung. Bei dieser Vorstellung, die er immer dringender zu machen sich bemühte, rang der Unglückliche die Hände, ging verzweiflungsvoll auf und nieder und bediente sich oftmals der Worte: „Gott sucht mich! Gott sucht mich!“ Es dauerte lange, ehe eine andere Antwort von ihm zu

erhalten war. Endlich schien der Angeklagte Zutrauen zu dem Prediger zu fassen. „Ich kann nicht länger widerstehen“, brach er aus, „mein Elend ist unaussprechlich —; ich habe meine Mutter erschlagen. Vier Wochen sind es, seitdem ich die That beging. Ich dachte dem Henker zu entfliehen, aber Gott hat mich gleichwohl gefunden.“ Dem General wurde dieser Vorfall gemeldet. Die Execution, die, wie man nun hörte, ohnehin nur zum Scheine hatte vorgenommen werden sollen, wurde nun ganz abbestellt. Man zog Nachrichten ein, die That bestätigte sich, der Verbrecher wurde ausgeliefert und nach der Schärfe des Gesetzes bestraft.

## 169.

Kaiser Constans, ein grausamer Mensch, hatte seinen Bruder Theodosius, einen Diakon, an eben dem Tag, wo ihm derselbe bei der Communion den Kelch gereicht, obwohl derselbe unschuldig war, ermorden lassen. Von dieser Stunde an dächte ihm, als ob sein Bruder in der Diakonenkleidung beständig hinter ihm her sei und einen Becher voll Blut ihm darreiche mit den Worten: „Trinke, Bruder, trinke doch!“ Er floh aus seinem Palast, eilte nach Sicilien, aber er fand keine Ruhe, bis er durch Meuchelmord sein Ende fand.

## 170.

Boleslaus III., König von Polen, hatte seinen Stiefbruder Sbignerus, der sich sehr stolz und ungehorsam gegen ihn zeigte, auf Anrathen böser Hofleute tödten lassen. Zeit seines Lebens ängstigte ihn diese gottlose That. Um sein unruhiges Gewissen zu beruhigen, schenkte er Geld auf Geld an Klöster und Kirchen, fastete, trug raue Kleider, wachte, arbeitete wie der geringsten Knechte einer, ging im Jahre 1123 barfuß nach Frankreich, dann nach Ungarn, wo er dem heiligen Adalbert 80 Pfund Goldes und viele Edelsteine und Perlen verehrte. Umsonst! Sein Gewissen war nicht beruhigt; er ward tiefsinnig; er ließ niemanden vor sich und starb vor Gram und Kummer.

## 171.

Cromwell hatte vorzüglich zur Hinrichtung des Königs Karl I. in England beigetragen. Als er das Todesurtheil des Königs unterschrieb, strich er mit derselben Feder seinem

bei ihm sitzenden Freunde die Dinte in's Gesicht zum Scherz. Nach der Hinrichtung des Königs sah er nur Feinde um sich her, die sein Leben bedrohten. Jedes fremde Gesicht beunruhigte ihn. In großer Gesellschaft schreckte ihn das Geräusch, und im einsamen Zimmer die Stille. Er führte nicht nur beständig Dolche, Degen und Pistolen bei sich, sondern trug auch einen Panzer unter der Kleidung, und that keinen Schritt unbegleitet von starken Wachen. Seine Reisen machte er wie auf Flügeln des Sturmwindes. Nie kehrte er auf dem Wege zurück, den er gekommen war; nie sagte er es vorher, wann und wohin er gehen wollte. Seine Zimmer hatten sämmtlich verborgene Thüren, sein Schlafgemach wechselte er fast alle drei Tage, und jedesmal sagte er es erst den Augenblick vorher, wo er schlafen wollte, und bepflanzte die Thüren mit sicheren, königlich bezahlten Wachen.

## 172.

Dietrich, der Gothen König in Italien, neigte in den späteren Jahren seines sonst ruhmvollen Lebens zur Grausamkeit, und ließ unter andern unschuldigen Leuten den Symmachus und Voëthius, zwei berühmte, von jedermann hochgeliebte Männer, hinrichten. Als er nun eines Abends Mahlzeit hielt, und ihm unter andern köstlichen Gerichten der Kopf eines großen Fisches vorgesetzt ward, da dächte es ihm, es wäre der Kopf Symmachi, als rege der die Zunge, ihn zu verklagen des unschuldigen Todes wegen. Darum schrie er laut über sein Verbrechen, sprang auf vom Tische, lief in seine Kammer, weinete und schrie, bis ihm die Nacht noch die Seele ausging.

## 173.

König Karl IX. von Frankreich hatte seit dem Blutbade, welches er am 24. August 1572 unter seinen protestantischen Unterthanen anrichten ließ, von seinem Gewissen aufgeschreckt, keine Ruhe mehr. Schon etwa 8 Tage nach dem Blutbade, erzählt Ranke, ließ der König einst in der Nacht seinen Schwager Heinrich rufen. Der fand ihn aus dem Bette aufgesprungen, weil ihm ein wildes Getöse verwirrter Stimmen den Schlaf raubte. Auch Heinrich glaubte diese Stimmen zu vernehmen, als ob es in der Ferne schreie und heule, tobe, fluche und seufze, wie am Tage der Schlächtereier. Man schickte in die Stadt, um zu fragen, ob keine neue Unordnung ausge-

brochen sei; die Antwort war, in der Stadt sei alles ruhig, die Verwirrung sei in der Luft. Heinrich hat dieser Geschichte nie gedenken können, ohne daß sich ihm die Haare sträubten. — Seit dieser Zeit war alle Ruhe an Leib und Seele von dem Könige gewichen. Seine Amme, eine Protestantin, welche dem Blutbade der Bartholomäusnacht entronnen war, war Zeuge seiner Seelenqualen. Vergebens suchte sie ihn aufzurichten und ihn auf die Barmherzigkeit Gottes hinzuweisen, welche, wie sie sich ausdrückte, „mit dem Mantel der Gerechtigkeit Christi seine Sünden bedecken werde, wenn er sie be-reue“. Er hatte kein Ohr mehr für diesen Trost, nur Thränen, womit er das Tuch voll weinte, das ihm die Amme darbot. Er starb an einem Blutflusse, im Alter von 24 Jahren, am 30. Mai 1574.

## 174.

Heinrich III., König von Frankreich, hatte, bevor er den Thron bestieg, viel zu der Pariser Bluthochzeit beigetragen, bei welcher in Einer Nacht durch ganz Frankreich die Protestanten meuchlings gemordet wurden, nachdem er bald mit den Katholiken, bald mit den Protestanten lange ein falsches Spiel getrieben hatte. Er wurde als König infolge seiner ehemaligen Zweideutigkeit aus seiner Hauptstadt verjagt, mußte seine Zuflucht zu seinen Feinden nehmen, und bei denen, die er beleidigt hatte, Hülfe betteln gegen diejenigen, die er vorher durch allerlei Niedertracht sich zu Freunden gemacht hatte. Nach allen diesen Widerwärtigkeiten ward er zuletzt von einem Mönche ermordet, und damit man Gottes Finger erkenne, geschah die Blutthat an eben dem Ort, in eben dem Hause und in eben der Stunde, da er einst am ersten August 1572 den Vorsitz geführt hatte in dem geheimen Rathe, welcher das Blutbad in der Bartholomäusnacht beschloß hatte.

## 175.

In Spanien hat sich's begeben, daß viele Leute in einer Herberge des Nachts beisammen saßen, und als von ungefähr das Licht auslöschte und der Diener hinausging, dasselbe wieder anzuzünden, ward einer der Anwesenden meuchlings erstochen. Des folgenden Tages wurden die Gäste vor den Richter gefordert; sie gaben sich aber alle für unschuldig aus, und keiner konnte wider den andern ein Zeugniß geben, weil



die Uebelthat so schnell und im Dunkeln geschehen war. Da sagte der Richter: „Wohlan, so hier das Recht nicht den Mord entdecken kann, so soll's das Gewissen thun. Knüpfet alle euer Wams auf und entblößet eure Brust, auf daß ich eine Zeugenschaft vernehme!“ Als dies geschehen, geht der Richter von einem zum andern, schauet erst ihm auf die Brust und dann in die Augen, und als er an einem, der sich bisher sehr kühn und unschuldig gestellt, eine große Bewegung und ein schnelles Klopfen des Herzens wahrnahm, sagte er zu ihm: „Dich verklagt das Gewissen, und du bist der Mörder!“ „Ich bin's“, sagte der Mann, „thut mit mir, wie ich's verdient habe!“

## 176.

Im ersten schlesischen Kriege Friedrichs II. wurde vor dem Abmarsch der Armee an einem frühen Morgen bei Todesstrafe verboten, nur ein Wort oder den geringsten Laut hören zu lassen. Ein Soldat, vor Entzücken über die Schönheit der aufgehenden Sonne sich vergessend, begann ein Morgenlied zu singen. Er ward sogleich ergriffen und zum Strange verurtheilt. Dem Feldprediger schien es undenkbar, daß der Gesang eines Dank- und Lobliedes als Todesverbrechen bestraft werden könne. Mit ernstem Tone redete er daher den schon unter dem Galgen stehenden Unglücklichen an: „Nur wenige Augenblicke noch, und du stehst vor dem allwissenden Richter! Gib Gott die Ehre! sprich, hast du nicht noch eine, nur Gott und dir betrußte Schuld auf dem Herzen?“ „Ach freilich“, erwiderte der Soldat, „ich verübte vor mehreren Jahren eine Mordthat, die bei den damaligen Kriegsunruhen unentdeckt blieb.“ Er ward gleich darauf hingerichtet, ein erschütterndes Denkmal, wie der Allwissende den Verbrecher überall zu finden weiß.

## 177.

Zwei Räuber stiegen um Mitternacht auf einer Leiter zum Fenster einer Mühle hinein, um dem reichen Müller sein Geld zu rauben. Wie sie nun in dem dunklen Hausgange leise auf den Beinen vorwärts schlichen, um die Schlafkammer des Müllers zu finden, krächte nicht weit von ihnen der Haushahn. Der jüngere Räuber fuhr zusammen und sagte leise: „Der Hahn hat mich recht erschreckt. Wir wollen wieder umkehren;

der Diebstahl möchte auskommen.“ „Du furchtbarer Tropf!“ sprach der ältere; „wer uns in den Weg kommt, den stoßen wir mit unsern Messern nieder.“ Die Bösewichter ermordeten auch wirklich den Müller und machten sich mit dem Gelde davon. Drei Jahre nachher blieben sie einmal in dem Wirthshause eines abgelegenen Walddorfes über Nacht. Da krähte der Haushahn ganz nahe bei ihnen so laut, daß beide davon erwachten. „Der verwünschte Hahn!“ sprach der ältere Räuber, „ich könnte ihm gleich den Kragen umdrehen. Seit jener Nacht in der Mühle ist mir sein Krähen in der Seele zuwider.“ „Geht's dir auch so, wie mir?“ sprach der jüngere. „Wir hätten den Müller nicht umbringen sollen; denn seit der Zeit geht mir, so oft ein Hahn kräht, ein Stich durch das Herz.“ Sie schliefen wieder ein; aber gegen Morgen drangen plötzlich Männer in die Kammer und nahmen sie gefangen. Der Wirth hatte, da zwischen ihrer Schlafkammer und der seinigen nur eine leichte Bretterwand war, ihr Gespräch gehört und sogleich die Anzeige gemacht. Als nun beide Männer wegen ihres Mordes hingerichtet wurden, sagten die Leute: „So hat doch ein Hahn darnach gekräht. Besser wäre es gewesen, sie hätten sich von dem warnen lassen, der zuvor gekräht hat.“

## 178.

Eben mit dem Dolch, womit Cassius den Julius Cäsar erstochen hatte, erstach er sich selbst. Und wie Julius Cäsar nicht eher ruhete, als bis er des Pompejus Blut vergossen sahe, also ist auch hernachmals des Pompejus Säule wiederum mit Julius Cäsars Blut bespritzt worden.

## 179.

Ein Regiment Husaren bekam einst den strengsten Befehl, weil der Feind nahe sei, sich ganz stille zu verhalten und nicht aus dem Gliede zu reiten, bei Strafe des Hängens. Ein Husar aber konnte sich des Schlafes gar nicht erwehren, und sein hungriges Pferd lief dann heraus ins Gebüsch, um zu grasen. Die Kameraden weckten ihn mehrmals, erinnerten ihn an die Strafe, allein er schlief immer wieder. Da kommt plötzlich der Oberst und ruft: „Kerl, was machst du da? Du mußt hängen!“ Er fing an zu jammern, aber umsonst. „Der erste Baum, an den wir kommen, ist für dich“, sagte der Oberst

und gab ihm eine Stunde Zeit. Als er nun an den Baum kommt, wo das Urtheil vollzogen werden soll, schlägt er in die Hände und sagt: „Herr, wie bist du doch so gerecht! Hier habe ich vor einem Jahre einen Menschen ermordet und unter den Baum begraben.“ Er bezeichnete selbst genau die Stelle, man grub nach und fand Kopf und Füße, worauf er die wohlverdiente Strafe empfing.

## 180.

Als Mustapha, der älteste Sohn des türkischen Kaisers Solymän, im Jahre 1553 aus Persien zurückkehrte, wurde er vom türkischen Heere mit großem Frohlocken empfangen. Hierüber wurde sein Vater so neidisch und zornig, daß er den Sohn des Nachts in seiner Kammer stranguliren und am Morgen seinem Kriegsvolk vorwerfen und dabei öffentlich ausrufen ließ: Es ist nur ein Gott im Himmel, es soll auch nur ein Kaiser, Solymän, auf Erden sein. Einen jüngern Sohn ließ er zwei Tage darauf vergiften, weil er über den Tod seines Bruders geseufzt hatte. Den dritten Sohn, der aus Furcht vor seinem Vater zum König von Persien geflohen war, ließ er durch seine Gesandten holen und enthaupten. Auch sein Sohn Selim wäre hingerichtet worden, wie ihm gedrohet war, wenn er nicht allein übrig geblieben wäre.

## 181.

Ein deutscher Gesandter am Hofe des Sultans in Constantinopel unterhielt sich dort einst mit einem vornehmen Pascha darüber, wie es in der Türkei und in Deutschland zugehe. Als der Pascha nun vernahm, daß es in Deutschland viele christliche Regenten gebe, die über Gottes Wort, Recht und Gerechtigkeit hielten, einem jeden Unterthanen das Seine ließen und ihn dabei schützten, brach er in Thränen aus und sagte: „O, wie seid ihr so glückselige Leute! Ich zwar muß bekennen, ich habe auch an meinem Herrn einen gnädigen Kaiser, so bin ich auch ein reicher Mann, da ich viele Tonnen Goldes besitze. Aber wenn ich mein Haupt lege, so kann ich nicht sagen, ob meinem Weibe und Kinde ein Ducate zu Theil wird.“ Nach einigen Tagen erschien der Pascha bei Hofe; da ließ ihn der Sultan, der solche Rede erfahren hatte, auf der Stelle niederhauen.

## 182.

König Heinrich VIII. schenkte einem Mörder das Leben, weil einige seiner vornehmen Hofleute Fürbitte für ihn einlegten. Nicht lange darauf beging derselbe abermal einen Mord. Als nun die Hofleute wiederum für ihn baten, da erschrak der König und sagte: „Jener Mörder hat nur den ersten umgebracht, den andern habe ich umgebracht.“ Voll Reue, daß er durch seine sträfliche Nachsicht einen Mord verursacht habe, befahl er, daß der Verbrecher hingerichtet würde.

## 183.

Im Anfang der Reformation ließ der Bischof von Baderborn sechzehn Bürger, weil sie der reinen evangelischen Lehre anhängen, ins Gefängniß werfen. Darnach ließ er sie hervorziehen, befahl, ihnen die Köpfe abzuschlagen, stand selber und sah aus dem Fenster, um sich an dem Tode der unschuldigen Schlachtfische zu ergözen. Da nun Keiner für die armen Leute ein Zeugniß ablegen wollte, that's — der Henker. Der, da er sie sollte hinrichten, weigerte sich dessen, indem er sprach: er wäre bestellt, Diebe, Mörder, Buben zu richten, die ihr Leben nach dem Rechte verwirkt hätten; von diesen aber wüßte er der Sachen keins! — ging hin und legte das Richtschwert nieder vor der Obrigkeit. Da solches geschah, erhob sich auch unter dem Volk ein großes Klagen; Frauen und Jungfrauen hoben zu dem aus dem Fenster sehenden Bischof die Hände empor, weinten und baten für die Verurtheilten, bis der Bischof endlich auch sich der sechzehn Bürger erbarmte, sie zur Buße in ihre Häuser auf ein Jahr lang einlegen und eine Geldstrafe zahlen ließ.

## 184.

Als im schwedischen Heere einst die verbrecherische Unsitte des Duellirens Ueberhand genommen hatte, erließ der König Gustav Adolf einen Befehl, worin er einem jeden den Tod drohte, der dieses Verbrechen begehen würde. Bald darauf erhob sich ein Streit zwischen zwei hohen Offizieren. Da sie des Königs unbeugsame Festigkeit kannten, so suchten sie eine Audienz bei ihm und baten ihn um seine Erlaubniß, ihren Streit wie Männer von Ehre schlichten zu dürfen. Indem der König seinen Zorn unterdrückte, strafte er ihre verkehrten Begriffe von

Ehre, und sagte ihnen, weil sie muthwillig auf ihrem unverständigen Beschlusse beharrten, so wolle er ihnen den Zweikampf zu einer bestimmten Zeit und an einem bestimmten Orte erlauben. „Allein“, setzte er hinzu, „ich will selbst Zeuge Ihrer außerordentlichen Tapferkeit sein.“ Zur bestimmten Stunde erschien der König, begleitet von einem Trupp Soldaten, welche er um die Kämpfenden aufstellte. Sobann sagte er ihnen, sie könnten nun mit einander fechten, bis einer von ihnen getödtet wäre. Zugleich befahl er dem anwesenden Scharfrichter, wenn einer von den beiden Duellanten fiele, den andern auf der Stelle zu enthaupten. Erschrocken über diesen großen Ernst des Königs, besannen sich die beiden Generäle einen Augenblick, dann fielen sie auf die Kniee und baten den König um Verzeihung. Auf sein Zureden söhnten sie sich mit einander aus und versprachen einander treue Freundschaft bis an den Tod, was sie auch aufrichtig und dankbar gethan haben.

## 185.

Ritter Walther Raleigh, ein Mann von großer Tapferkeit und Ehrenhaftigkeit, wurde einst von einem jungen Heißsporn beleidigt und gefordert, und da er sich weigerte, sich mit ihm zu duelliren, spie der junge Mann ihm öffentlich ins Angesicht. Der Ritter zog sein Taschentuch heraus und antwortete: „Junger Mensch, könnte ich dein Blut ebenso leicht von meinem Gewissen abwischen, als den Speichel von meinem Gesicht, so würde ich dich in diesem Augenblick tödten.“ Der junge Mann wurde so von dem Gefühl seiner unwürdigen Handlungsweise durch diese sanftmüthigen Worte übertwältigt, daß er dem Ritter zu Füßen fiel und um Vergebung bat.

## 186.

Anton Steiner, ein boshafter Knabe, fing Sperlinge und andere Vögel, nagelte sie an Thüren und tödtete sie langsam. Konnte er eine Rahe oder ein Hündchen bekommen, so begoß er es mit siedendem Wasser und hackte ihnen Ohren und Füße ab, oder stach ihnen die Augen aus. Einst, als er eben einer gefangenen Lerche die Beine abknickte, kam der Prediger dazu und stellte ihm sein Verbrechen vor, aber er lachte laut auf. Da sagte der Pfarrer: „Ich fürchte, die Strafe Gottes wird dich noch schwer treffen, daß du seine Geschöpfe so marterst. Denke

an das, was ich dir sage, wenn du einst ebenso gequält wirst." Anton wurde jedoch von dieser Warnung nicht gerührt, sondern mit der Zeit nur immer grausamer, so daß er in seinem 20sten Jahre einen Freund, der ihm zu scharf gegen Grausamkeit sprach, mit einem Hammer beinahe zu Tode schlug. Er entfloh und wurde Soldat. Aber schon in der ersten Schlacht zerschmetterte eine Kanonenkugel ihm beide Beine. Er brüllte fürchterlich. Man trug ihn hinweg. Die Feldscherer sagten aus, wenn er nicht am Brande sterben wolle, so müsse man in wenigen Augenblicken beide Beine abnehmen. Nun stellten sich dem Unglücklichen auf einmal alle Grausamkeiten seiner Jugend und die erhaltenen Warnungen vor die Seele. „O“, sprach er, „wie manchem Thiere habe ich die Beine zerbrochen! Gott ist gerecht! Er straft mich, wie ich es verdiene!“ Unter fürchterlichen äußeren und inneren Qualen wurden sie ihm abgenommen. Er lebte noch 10 Jahre als Krüppel; ein anderer alter Soldat führte ihn auf einem Karren umher und bettelte für ihn. Wenn dann Kinder zu dem armen Anton kamen, so erzählte er ihnen seine Geschichte und ermahnte sie, barmherzig gegen Thiere und fromm zu sein.

## 187.

Galenus, ein heidnischer Arzt, sah in seiner Jugend einmal einen Menschen, der eine verschlossene Thür geschwind öffnen wollte. Als er solches nicht so geschwind thun konnte, als er wünschte, erbozte er sich dermaßen, daß er in den Schlüssel biß, mit den Füßen wider die Thür lief und Gott im Himmel lästerte, wobei ihm die Augen wie einem Rasenden funkelten. Der Anblick desselben machte auf Galenus einen so tiefen Eindruck, daß er dem Zorn feind wurde und sich jederzeit mit Fleiß davor hütete.

## 188.

Vor Alters lebte ein Mann, der war sehr aufbrausend und schnell zum Zorn, und wenn er zornig gewesen, gereuete es ihn wieder. Da dachte er: Das kommt von den bösen Menschen; ließen mich die in Frieden, würde ich auch wohl sanftmüthig sein. Ich will lieber fortgehen in den wilden Wald und ein Einsiedler werden. Da werde ich keinen mehr hören und sehen und werde mich nicht mehr erzürnen. So geht er fort in den Wald, sucht sich einen Ort, wo ein Brunnen vom Felsen herab

rinnt, und will sich da eine Hütte bauen. Unter der Arbeit wirbt ihm warm, und er trägt seinen Krug zum Brunnen und stellt ihn unter, daß er voll werde, der Krug aber fällt um, und er muß ihn zum zweitenmal unterstellen. Nach einer Weile fällt der Krug abermal, und der Einsiedler, statt ihn wieder aufzustellen, wird so zornig, daß er ihn nimmt und am Felsen in tausend Stücke zerschlägt. Als er nun den Henkel in der Hand hat und die Scherben auf dem Boden liegen sieht, kommt er auf einmal wieder zu sich, erschrickt und spricht zu sich selbst: O ich Thor, ich dachte, daß der Zorn in mich hinein kommt; nun sehe ich, daß er aus mir heraus kommt: darum will ich kein Einsiedler mehr sein, sondern wieder zu meinen Brüdern gehen, daß sie mir guten Rath geben und mir beten helfen, mein eigen Herz zu bessern.

## 189.

Bei den heidnischen Grönländern galt von Alters her die strengste Blutrache als Gesetz. Wurde jemand ermordet, so hielten sich seine Verwandten für verbunden, den Mörder aufzufuchen und sein Blut zu vergießen. Nun hatte einst ein Mann einen andern erschlagen, und war in eine entfernte Gegend geflohen. Der Erschlagene hinterließ einen 13jährigen Sohn mit Namen Kunnuk. Als dieser ein 33jähriger Mann war, erwachte plötzlich der Rachedurst in seinem Herzen, und er zog aus, den Mörder seines Vaters aufzufuchen und ihn sammt seiner Familie zu ermorden. Auf diesem Blutwege kam er durch eine Missionsstation, rastete hier einige Tage und besuchte auch die christlichen Gottesdienste. Was er dort gehört, geht ihm durchs Herz; er möchte gern selig werden, und geht zu dem Missionar mit dem Wunsche, getauft zu werden. Dieser, mit dem blutigen Vorhaben Kunnuk's bekannt, erwiderte: „Das Erste, was er von einem Täufling erwarte, wäre, nicht zu morden, sondern dem Feinde zu vergeben!“ „Dein Wort ist hart!“ entgegnete Kunnuk, „und was du forderst, ist schwer; doch will ich es mit meinen Verwandten überlegen!“ Einige Tage später kam er wieder. Sein Gesicht trug das Gepräge eines heftigen Kampfes in seinem Innern. „Du bist nicht ruhig“, redete der Missionar ihn an, „sage mir, was geht in dir vor?“ „Ich will und ich will nicht“, antwortete er, „ich höre und höre nicht; dergleichen habe ich noch nie erlebt. Ich wollte wohl meinem Feinde vergeben, und dann will ichs wieder nicht;

wenn mich meine Freunde zur Rache anspornen, will ich es nicht hören und höre es dennoch.“ Der Missionar sagte ihm: „Wenn du nicht vergeben willst, so spricht dein unbefehrtes Herz in dir; sobald du aber vergeben willst, siehe, da redet Gott zu dir. Was willst du nun thun?“ „Ach“, sagte er, „ich bin ganz unruhig; wenn du zu mir redest, siehe, dann möchte mein Herz dir gern gehorchen.“ Der Missionar las ihm hierauf aus der Bibel vor, wie Christus für seine Mörder gebetet. „Das ist erstaunlich!“ rief er aus und eine Thräne perlte in seinen Augen, „aber Jesus war auch viel besser, als wir sind!“ Darauf las ihm der Missionar den Tod des Stephanus vor. Runnuf wischte sich die Augen und sprach: „Ach, der ist jetzt gewiß selig, der ist jetzt gewiß bei Gott im Himmel.“ „Ja wohl“, antwortete der Missionar, „da ist er jetzt und du und alle, die ihm nachfolgen, werden auch dahin kommen.“ Jetzt, meinte Runnuf, sei er zu heftig bewegt, er müsse Zeit haben, sein böses Herz zum Schweigen zu bringen; dann wolle er wiederkommen. Nach einiger Zeit kam er zurück. Sein Angesicht strahlte vor Freude. „Jetzt bin ich glücklich!“ rief er, „es ist kein Haß mehr in meinem Herzen, ich habe vergeben!“ Als der Missionar fragte, was denn in seinem Herzen diese schnelle Wendung hervorgebracht hätte, sagte er: „Das waren die gewaltigen Worte Jesu. Hast du nicht bemerkt, wie ich bewegt wurde, als du mir von dem gekreuzigten Jesu vorlasest, wie er für seine Mörder gebetet hat: Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun? Da gelobte ich in meinem Herzen, ich wollte, so unwürdig ich auch sei, es machen, wie er, und nun habe ich vergeben.“ Vierzehn Tage nachher legte er vor der Gemeinde sein Glaubensbekenntniß ab und wurde getauft; er trat hierauf zu dem Missionar, reichte ihm die Hand und sagte: „Dir sei Dank, ich bin nun glücklich!“ Einige Tage darauf sandte er seinem Feinde die Botschaft: „Ich bin nun ein Christ geworden; du hast nichts mehr von mir zu fürchten!“ Sie söhnten sich vollkommen aus und der, welcher zum Morden aus seinem Hause ging, kehrte in dasselbe zurück, um zu beten.

## 190.

In Rom hatte ein reicher Bürger den Kaiser Augustus zu Gaste geladen. Als ein Slave ein kostbares Krystallglas zerbrach, wurde der Wirth so zornig, daß er ihn ohne alle Barm-



herzigkeit den Fischen im Teich zu fressen geben wollte. Da nahm sich der Kaiser des armen Knechtes an, zerbrach die andern Gläser alle, die auf dem Tische standen, und sprach: „Wirf mich nun auch in den Teich! Soll das bei dem Gastmahl das letzte Gericht sein?“ Damit beschämte er den Wirth, daß er des Knechtes schonen mußte.

## 191.

Philipp II., König von Spanien, hatte einst bis in die späte Nacht geschrieben und einen Brief von hochwichtigen Dingen beendet. Als er nun denselben dem Secretär gereicht hatte, damit er ihn zusammenlegen und versiegeln sollte, versah er es und ergriff statt der Streubüchse das Dintensaß und verdarb so den ganzen Brief, worüber er so heftig erschrak, daß er wie eine Leiche aussah. Der König sagte aber ohne die geringste Entrüstung: „Gib anderes Papier her!“ und machte sich von neuem an die Arbeit und schrieb einen andern Brief.

## 192.

Im Jahre 1450 hatten die beiden Brüder Kurfürst Friedrich II. und Herzog Wilhelm III., beide von Sachsen, durch Aufhebung friedhässiger Leute einen verderblichen Krieg mit einander angefangen, worin, von anderem Unheil zu schweigen, an einem einzigen Tage an 60 Flecken und Dörfer in Asche gelegt wurden. Schon sollte es an der Grenze von Thüringen zur Schlacht kommen, da riethen weise Leute, man sollte vorher die Herren selbst mit einander reden lassen, ob sie etwa eins würden, und ein so greuliches Blutbad verhütet werden könnte. Dies geschah, indem sie im Angesicht der beiden Armeen auf einem Hügel in voller Rüstung mit geschlossenen Helmen allein zusammen kamen und sich mit einander unterredeten. Sie wurden auch bald enig, worauf sie die Helme abthaten, die eisernen Handschuhe wegwurfen, einander die Hände gaben und um den Hals fielen. Unter dem Frohlocken des ganzen Landes schlossen sie einen ewigen Frieden und ließen zum Andenken daran Münzen schlagen, auf denen zwei Fürsten sich die Hände reichten, mit der Unterschrift: Friede ernährt, Unfriede verzehrt.

## 193.

Johannes, Bischof von Alexandrien, gerieth einst mit dem Nicetas Baritius in einen heftigen Streit, so daß sie harte

Worte wechselten und in Unwillen von einander schieben. Allein wie es gegen Abend war, schickte der Bischof einige Freunde hin, und ließ dem Nicetas nicht mehr sagen als diese Worte: „Herr, die Sonne will untergehen; es will Abend werden und der Tag hat sich geneiget.“ Darüber ging Nicetas in sich, und ließ sich gesagt sein, er solle die Sonne nicht über seinem Zorn untergehen lassen. Eph. 4, 16.

## 194.

Einst ließ ein erzürnter Edelmann seinem Nachbar John Brune sagen, er und seine Leute sollten sich nicht unterstehen, jemals wieder auf seinen Grund und Boden zu kommen. Brune ließ ihm erwidern: „Saget eurem Herrn, wenn er oder jemand von seinen Leuten auf meinen Grund und Boden kommen wolle, so werde es mir sehr lieb sein; wolle er aber gar zu mir ins Haus kommen, so werde es mir noch angenehmer sein.“ Diese freundliche Antwort besiegte den Troß des Nachbars und rührte ihn zu Thränen; er kam und versöhnte sich mit ihm.

## 195.

Als Laurentius, der Palatin von Ungarn, zu dem Kaiser Sigismund sagte: er thäte gar unweise, daß er seinen überwundenen Feinden nicht allein das Leben und ihre Güter ließe, sondern sie noch dazu als Freunde aufnehme und groß mache, so antwortete ihm der Kaiser: „Dich dünkt es nütze, seinen Feind zu tödten, indem man ihn umbringt, und die Todten fangen freilich keinen Krieg an. Ich aber tödte meine Feinde, indem ich ihnen das Leben schenke, und mache sie mir zu Freunden damit, daß ich ihnen vergebe und sie groß mache.“

## 196.

Ein europäischer Zimmermann arbeitete in seiner Werkstatt in Neuseeland, dessen wilde Einwohner durch ihre blutgierige Nachsucht bekannt sind. Da trat ein Neuseeländer, der für den Zimmermann im Taglohn gearbeitet hatte, in die Werkstatt, um zu warten, bis ihm der Lohn ausbezahlt würde. Der Zimmermann fuhr ihn an, hieß ihn sich hinauspacken, und als der Neuseeländer ganz sanftmüthig erwiderte: „Ich will nicht beschwerlich fallen“, fiel der erzürnte Europäer über ihn her und trat ihn mit dem Fuß in die Seite und schlug ihn. Der Neuseeländer ließ das alles ruhig geschehen. Als aber

der Europäer aufgehört hatte, faßte er ihn mit der Hand, warf ihn, als wäre er ein Kind, auf den Boden, griff nach dem Beile, und schwang es über seinem Haupte. „Setz siehst du“, sprach er, „dein Leben ist in meiner Hand. Du verdankst es nur dem Evangelium. Du merkst wohl, mein Arm ist stark genug, dich zu tödten. Mein Arm will dich todt schlagen, aber mein Herz sagt: nein! denn ich habe die Missionare predigen gehört. Wäre mein Herz noch so finster wie vormals, als ich das Evangelium noch nicht kannte, so hieße ich dir den Kopf ab.“ Er ließ ihn nun los, und that ihm auch nicht das Geringste zu leid. Siehe da die Macht des Evangeliums!

## 197.

In dem Lande Bithynien war eine Christengemeinde, die von den Heiden hart verfolgt wurde, also, daß sie nur bei Nacht in Wäldern und Klüften sich versammeln konnte, den Herrn zu preisen. Es war aber allda ein Mann, Namens Milas, der ging umher, wo Christen waren, und zeigte sie an bei dem Landpfleger aus Bosheit und um schändlichen Gewinnst. Und wenn die Christen gepeinigt wurden, höhnte er sie. Aber nach einiger Zeit, da er Hader bekommen hatte mit seinen Gesellen um den Lohn, brachen diese in sein Haus, zerstückten ihn mit vielen Wunden und ließen ihn für todt in seinem Blute liegen: aber alle seine Habe nahmen sie mit sich. Also war er so arm, als er nimmer gewesen, noch je gedacht hatte, und sein Weib und Kinder seufzten in Hunger und Kummer, also daß sie mit dem Vater zu sterben gedachten; denn niemand erbarmte sich ihrer. Als nun solches der Christengemeinde bekannt wurde, sammelten sie eine Beisteuer, und ein jeglicher gab reichlich von seiner Armuth, nachdem er hatte. Und sie sandten am Abend einen aus ihrer Mitte, daß er ihnen Hülfe brächte. Da er nun in ihr Haus trat, jammerte die Mutter und die Kinder schrieten und wehklagten vor Hunger und Elend. Als sie aber den Fremdling sahen, erschrafen sie und verstummten. Da that der Fremdling seinen Mund auf und sprach mit sanfter Stimme: „Fürchtet euch nicht! ich bringe euch einigen Trost und Erquickung, eure Noth zu mildern.“ Darauf reichte er dar einen Vorrath von Lebensmitteln und die Beisteuer, hinreichend für viele Tage. Als nun das heidnische Weib den Fremdling ansah, da rief sie laut auf mit Schrecken: „O ihr Götter! Du bist einer von denen,

die wir verfolgten!“ Denn das Weib hatte auch heimlich verkundschaftet und dem Manne bedeutet, wo Christen wären. „Uns, deinen Feinden“, sagte sie, „erweistest du solches Erbarmen!“ Ihr Mann aber stöhnte, denn er war voller Schmerzen. Da sprach der Abgesandte: „Danket mir nicht! Ich komme im Namen des HErrn, den ihr verfolgt, und der uns gelehrt hat, unsere Feinde zu lieben und denen wohlzuthun, die uns hassen und verfolgen.“ Darauf sagte er: „Setzt pfleget des Kranken und wollet ihr dankbar sein, so verschweiget, was euch hier widerfahren ist, damit euch ferner geholfen werde.“ Da er solches gesagt, grüßte er sie alle freundlich und ging von dannen. Als er hinweg war, ward eine Stille in der Kammer; das Weib aber weinte mit vielen Thränen und sagte mehrmals: „Ist das der HErr, den wir verfolgt haben?“ Und sie pflegte ihres Mannes und seiner Wunden mit Binden und Salben, die auch zur Beisteuer gelegt waren, und sagte einmal über das andere: „Ist das der HErr, den wir verfolgt haben?“ Nach etlichen Tagen starb Milas und ward begraben. Da kam am Abend der Fremdling in das Haus und brachte der Wittve die Steuer der Gemeinde. Da fiel sie auf ihr Angesicht und weinte bitterlich und sprach: „O Herr, was soll ich thun und wie soll ich danken? und wie soll ich meine Sünde bedecken?“ Da hob er sie auf und sprach: „Glaube an den HErrn Jesus, so wirst du und dein Haus selig.“ Und sie ward gläubig mit ihrem ganzen Hause; und nachdem sie mit dem Schwerte enthauptet worden, hat sie die Krone des Lebens empfangen, die der HErr geben wird allen, die ihn lieb haben.

## 198.

Im Jahre 1356 litt die Stadt Basel großen Schaden durch Erdbeben und Feuersbrunst. Da reizten den Erzherzog Albrecht von Oesterreich seine Rätthe, diese Noth der Baseler, seiner Feinde, zu benutzen und sie anzugreifen, so könne er sie sich leicht unterwerfen. Allein der christliche Held gab zur Antwort: „Da behüte mich Gott für! Sollte ich die Betrübten noch mehr betrüben, wo bliebe denn da Christi Befehl: Liebet eure Feinde; thut wohl denen, die euch beleidigen?“ Er sandte auch alsbald 400 starke Bauern zu den Baselern, damit sie den Bürgern die verbrannten Häuser wieder aufbauen hülfsen.

## 199.

General Schupler war einer der hervorragendsten Männer im amerikanischen Befreiungskriege 1776—1783. Die englischen Generale dingten damals Indianer, gegen die Amerikaner mitzukämpfen. Schupler war ihnen bei diesem Vorhaben entgegen, weil er bei den Indianern in großem Ansehen stand. Man trachtete daher, ihn aus dem Wege zu räumen, und als dieses in offener Feldschlacht nicht gelingen wollte, wurde der Plan geschmiedet, ihm aufzulauern und ihn heimlich zu ermorden. Zwei Männer wurden zur Vollziehung dieser That ausgewählt, ein Indianer und ein Engländer. Schon war Tag und Stunde festgesetzt, mit gespannter Flinte lagerten sich die Zwei im Dickicht des Waldes an einer Stelle, wo der General, nach Hause zurückkehrend, vorbeikommen mußte. Nachdem sie eine Zeitlang gewartet, sahen sie ihn von ferne herankommen. Er war zu Pferde und niemand bei ihm. „Jetzt oder nie!“ dachten sie und legten an, — noch eine Minute, und der General mußte todt vom Pferde stürzen. Allein in diesem Augenblicke schlug der Indianer des Engländers Flinte zu Boden, indem er sagte: „Ich kann ihn nicht todt schießen; ich habe zu oft sein Brod gegessen!“ Unbeschädigt ritt der General weiter. Der Herr hatte ihm vergolten, was er in barmherziger Weise an den armen Rothhäuten gethan hatte.

## 200.

Stephanus, König von Ungarn, war ein Schutz der Unterdrückten und nahm sich aller Vertriebenen väterlich an. Wie ernst er aber gegen solche Flüchtlinge war, die eine ungerechte Sache hatten, zeigte er gegen Heinrich, den Bruder des deutschen Kaisers Konrad II. Als dieser bei Stephanus gegen seinen Bruder in ungerechter Sache Hülfe suchte, ließ der König — es war gerade Karfreitag, also Fasttag — ein Fleischgericht auftragen. Verwundert sagte Heinrich: „Es ist ein großes Vergehen, an solchem Tage solche Kost zu genießen.“ „Ja wohl“, sprach Stephanus ernst, „aber eine weit größere Sünde ist es, mit dem Bruder im Streite zu leben.“ Betroffen ging der Gast in sich, kehrte zurück und versöhnte sich mit seinem Bruder.

## 201.

Eine arme Frau in Irland kam in Noth, und ihre hungernden Kinder schrieten nach Brod. Weinend ging die Arme zu einer Mehlhändlerin, und bot ihr ihre alten abgetragenen Kleidungsstücke an als Pfand, bis sie das Mehl, das sie vorgehen wollte, bezahlen könnte. Die Mehlhändlerin fand die Sachen keine zwei Groschen werth und ließ die arme Frau ohne Mehl wieder nach Hause gehen. Darnach gereuete sie ihre Härte und es regte sich Mitleid mit dem Jammer der Unglücklichen in ihrem Herzen; doch nun war es zu spät, die Unglückliche war fort. Als der Mann des Abends nach Hause kam, erzählte die Mehlhändlerin ihm klagend, was sie gethan hatte. Dieser machte sich eilig auf, und ging mit einem Brode nach dem Hause der Armen. Welch ein Anblick! Die verhungerte Mutter lag todt hingestreckt auf einer Bank; drei kleine, nackte Kinder standen heulend um sie; eins hing an ihrer Brust und sog vergebens Nahrung aus der versiegten Quelle. Wie versteinert stand der Mann da! Als er von seiner Bestürzung sich erholt hatte, theilte er sein Brod unter die Kleinen aus, nahm den schmachtenden Säugling auf die Arme, und die drei andern Waisen mußten ihm folgen. So ging er zu seiner Frau. Seine Erzählung machte sie untröstlich. O, was hätte sie nun nicht gethan, um Geschehenes ungeschehen zu machen! Aber keine thatenlose Reue war es, was sie empfand. Sie nahm die vier Unmündigen zu sich und wurde ihre Mutter.

## 202.

Während eines strengen Winters hatte besonders die liebe Armuth zu leiden. Mehrere Menschen waren bereits umgekommen. Da begegnete Martin, ein römischer Soldat, als er eben zum Thore der Stadt Amiens in Frankreich einreiten wollte, einem halbnackten Bettler, der die Vorübergehenden um ein Almosen bat. Doch niemand nahm sich des Elenden an. „Gott hat ihn für mich aufbewahrt!“ dachte Martin bei sich selbst; aber er besaß nichts als sein Schwert und seinen Kriegsmantel. Da besann er sich kurz, zog das Schwert aus der Scheide, und theilte den Mantel in zwei Hälften. Die eine gab er dem Armen, in die andere hüllte er sich selbst, so gut es gehen wollte. Einige, die es mit angesehen hatten, spotteten seiner, andere aber schämten sich, daß sie dem Halbnackten von

ihrem Ueberflusse nichts mitgetheilt hatten. Martin aber ritt unbekümmert weiter, bis er zur Herberge kam. In der Nacht erschien ihm Christus im Traume. Er hatte um seine Schulter die Mantelhälfte geschlagen, die Martin dem Armen gegeben hatte. Zu einer Engelschaar aber, die ihn umgab, sprach er mild: „Mit diesem Gewande hat mich der fromme Martin bekleidet.“ Später wurde Martin ein trefflicher Bischof; er starb 400 nach Christi Geburt.

## 203.

Einst hatte der alte Pfarrer Flattich einem Handwerksburschen sein bestes Paar Strümpfe geschenkt. Als nun nach etlichen Tagen die Hausfrau fragte: „Lieber Mann, hast du denn das neue Paar Strümpfe etwa herausgethan?“ sagte er: „Ja, ich hab's einem Handwerksburschen geschenkt.“ „Ei, warum hast du ihm denn gerade deine guten, und nicht lieber ein Paar schlechte geschenkt?“ „Liebe Frau“, sagte der Alte, „schlechte hatte er selber.“

## 204.

Ein Executor, welcher einen armen Bürger auspfänden sollte, fand denselben, umringt von seinen Kindern, das Lied singen: „Wenn wir in höchsten Nöthen sein“ zc. Durch diesen Anblick, noch mehr aber durch diesen Gesang wird der Executor so erweicht, daß er seinen Rock dem armen Bürger gibt, damit er ihn verkaufe und seine Schuld bezahle.

## 205.

Pachomius, ein heidnischer Jüngling, wurde unter dem Kaiser Constantin zum Soldaten ausgehoben. Einst, als die Rekruten am späten Abend in eine Stadt einzogen, eilten einige Männer herbei, welche den ermatteten, hungernden Soldaten Lebensmittel brachten und Muth zusprachen. Verwundert über diese zuvorkommende Freundlichkeit, fragte Pachomius, wer diese Leute seien? Er hörte, es seien Christen, die jedermann, besonders den Fremdlingen, Gutes zu thun sich bemühten. Begierig forschte er ihrer Religion nach, und in der Stille wandte er sich zu Gott, und betete: „Wirfst Du mich diese heilbringende Religion der Liebe erkennen lassen und aus meiner gegenwärtigen Noth befreien, so will ich mein ganzes Leben

Deinem Dienste weihen!“ Bald darauf siegte Constantin, und entließ einen Theil seiner Soldaten, auch den Pachomius, der nach Chinoboscium, einem Dorfe bei Thebä, eilte, um dort den Unterricht im Christenthum zu suchen. Er wurde getauft und wirkte mit großem Segen unter seinen Brüdern.

## 206.

Zwischen den Dänen und Schweden hatte einst eine Schlacht stattgefunden. Ein Däne hatte sich auf dem Schlachtfelde mit großer Mühe eine halbe Flasche mit einem Labetrunk verschafft, die er eben an den vertrockneten Mund setzte, um sich zu erquickern, als er die Wehklage eines nahe liegenden Feindes vernahm, dem beide Beine abgeschossen waren, und der ihm ein Zeichen machte, ihm einen Trunk zu reichen. Tief bewegt setzte er die Flasche ab und beugte sich über den Verwundeten, um ihn zu tränken, noch ehe er selbst getrunken hatte. Aber in dem Augenblicke feuerte der heimtückische Schwede ein geladenes Pistol auf seinen Wohlthäter ab, das aber zum Glück fehlte. Ruhig nahm der Däne die Flasche zurück, trank sie halb aus und reichte sie dann dem Feinde mit den Worten: „Siehst du, jetzt kriegst du nur die Hälfte.“

## 207.

Einst wurde Odeffa von einer drückenden Hungersnoth heimgesucht, bei welcher viele Arme ums Leben kamen. Ephrem, der Syrer, gestorben 378, wartete einige Zeit, ob nicht jemand anders sich der Sache annehmen würde; da aber kein Helfer sich fand, brach seine Liebe alle Bedenken, und er schritt getrost in die Häuser der Reichen und Vornehmen, sie zu strafen wegen ihrer Lieblosigkeit und Härte. Da hoben sie an, sich zu entschuldigen. Geizig wollte keiner gewesen sein; aber, hieß es, es sei so schwierig, jemanden zu finden, dem man die Vertheilung der Almosen anvertrauen könne. „Wohlan, haltet ihr mich tüchtig zu diesem Amte?“ fragte Ephrem. Er hatte ein so gutes Gerücht bei den Leuten, daß jeder willig seine Zustimmung gab. „Nun, so will ich es übernehmen“, rief er freudig. Er sammelte nun überall Beiträge ein und wirkte mit solchem Erfolge, daß er dreihundert Betten in den Klöstern der Stadt aufstellen lassen konnte, in denen er die Schwächsten und Kränksten mit Nahrung und Arznei pflegte.



Er sorgte auch für die Fremden (denn die Hungersnoth hatte viele vom Lande in die Stadt getrieben), bis endlich die Dürre ein Ende nahm.

## 208.

Als König Alfred von England (871—900 nach Christo) nach der unglücklichen Schlacht gegen die Dänen zu Athelney in Somersetshire sich aufhielt, kam ein Bettler zu ihm und bat um Almosen. Die Königin entgegnete ihm, sie und ihr Gemahl hätten selbst nicht mehr als ein kleines Brod für sich und ihre Freunde, die eben nach Nahrung für sie ausgezogen wären, und noch wisse man nicht, ob sie Speise finden würden. Da sprach der König: „Gib dem armen Christen die Hälfte des Brodes. Der einst fünf tausend mit fünf Broden sättigte, kann auch uns zusammen mit einem halben Brod satt machen.“

## 209.

Bei einer großen Theurung theilte Pfarrer Flattich jedem, der kam und um Brod bat, reichlich mit, was er hatte. An seinem kleinen, spärlich gedeckten Tische wurden durch Gottes Segen täglich Hungernde gesättigt. Eines Morgens kam seine schon erwachsene Tochter zu ihm und sagte: „Lieber Vater! es sind schon wieder arme Kinder da, die Brod haben wollen. Soll ich denn immer noch weggeben? Wir haben ja selbst keines mehr.“ „Wie“, sagte Flattich, „es ist kein Brod mehr im Hause?“ „Nur noch ein Restchen von dem gestern angeschnittenen Laib“, antwortete die Tochter, „und noch ein einziger ganzer. Aber das langt ja kaum bis morgen früh in dem Haus halt, und Getreide ist gar nicht mehr da.“ „Ei“, sagte Flattich, „Du hast noch einen ganzen Laib und auch noch ein Restlein von einem, und sprichst schon, es sei kein Brod mehr da? Geh' nur, meine Tochter, und schneide den Kindern getrost herunter, und so viel wie sonst. Steht es doch geschrieben: Siehe, des HErrn Auge siehet auf die, so ihn fürchten, die auf seine Güte hoffen; daß er ihre Seele errette vom Tode, und ernähre sie in der Theurung. Unsere Seele harret auf den HErrn, er ist unsere Hülfe und unser Schild. Seine Verheißung wird der HErr auch heute noch wahr machen.“ Die gute Tochter ging, und gab (denn das war ihre Freude) gerne. Aber bei jedem Bissen, den sie herunter schnitt, konnte sie sich kaum der Sorge erwehren, wo der Vater bei dem großen Mangel, der überall sei, Getreide

austreiben werde. Der aber saß ganz ruhig in seinem Zimmer bei seinen Arbeiten. Da kam eine reiche Nachbarin zu ihm und sprach: „Bei Ihnen wird wohl das Getreide, das Sie sich aufgehoben, ziemlich zu Ende gehen. Denn mit Verwunderung habe ich oft gesehen, wie Sie von Bettelleuten überlaufen werden, von denen jeder in Ihrem Hause ein Stück Brod erhält. Darum hab' ich schon immer zu meinem Manne gesagt: „Mann, wir müssen für unsern Herrn Pfarrer einige Scheffel Getreide aufheben, denn bei dem wird's bald fehlen!“ Wenn Sie nun Getreide brauchen, so schicken Sie nur, und lassen es holen, so viel Sie wollen. Und wenn Sie wieder einmal ernten, so geben Sie es uns wieder.“ Da dankte der Pfarrer der guten Nachbarnsrau herzlich, und lobte den Namen seines treuen Gottes. Das Getreide wurde geholt. Und Gott segnete den Vorrath, daß er ausreichte bis zur nahen reichen Ernte.

## 210.

Es herrschte einmal eine Theuerung in England. Um nun den Armen zu Hülfe zu kommen, verkaufte Ethelwood, Bischof zu Winchester, die silbernen und goldenen Kirchengefäße, indem er sagte: „Es ist nicht recht, daß die leblosen Tempel Gottes reich sind, während die lebendigen Tempel des Heiligen Geistes, die frommen Armen, aus Armuth Hungers sterben.“

## 211.

Als Lüdcke Leisenberg, Wirth in Kleinburgwedel bei Celle, einst gerade in Großburgwedel war, hörte er, daß eine franke Wittve daselbst, die kein Fuhrwerk hatte, ihre Früchte auf dem Felde in aufgebundenen Garben stehen habe, und daß niemand ihr diesen Ernteseegen einführen wolle. Sogleich eilte Leisenberg nach Kleinburgwedel zurück, ließ seine eigene Feldarbeit liegen, kam mit seinem Fuhrwerke und seinen Leuten eine Stunde Weges herbei und fuhr der Wittve alle Früchte ein. Wohlthun war seine Freude. Oft brachte er, wenn er des Sonntags nach Großburgwedel zur Kirche ging, unter seinem Rocke ein Brod für Arme mit, und kam nicht selten von seinen Reisen nach Celle und Hannover hungrig und durstig zurück, weil er das mitgenommene Zehrgeld sammt den eingesteckten Lebensmitteln an Arme vertheilt hatte. Als er starb, beglei-

teten ihn die ganze Gemeinde und viele Andere unter großer Trauer und vielen Thränen zu Grabe, daß es schien, als ob der allgemeine Vater und Versorger der ganzen Gegend begraben würde.

## 212.

Zu Gimbeck im Hannoverschen las an einem Sonntage ein Hausvater in der Bibel, und da er an die Worte des Heilandes kam: „Wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf“, Luc. 9, 48., siehe, da stand auch ein armer achtjähriger Knabe, der weder Vater noch Mutter mehr hatte und sein Brod vor fremden Thüren suchen mußte, gerade in derselben Minute vor seiner Thüre und bat um ein Almosen. Der Mann hielt sogleich inne mit Lesen, sah seine Frau an und rief ihr zu: „Frau, hörst du?“ Damit wollte er sagen: Daß uns nicht nur Gottes Wort hören oder lesen, sondern auch darnach thun! Die Frau verstand ihn sogleich und gab zur Antwort: „Ja, lieber Mann, ich bin völlig deiner Meinung; wir wollen thun, was geschrieben steht.“ Als bald riefen sie den Knaben in's Haus herein, nahmen ihn mit Freuden auf, hielten ihn wie ihr eigenes Kind und leiteten ihn zu allem Guten an.

## 213.

Der Bischof Dionysius zu Alexandrien, um das Jahr 250, schildert uns in einem Briefe das Betragen der Christen während einer schrecklichen Pest in Alexandrien. Er sagt: „Viele der Unsrigen schienen sich ganz zu vergessen, besuchten sicher und unerschrocken ihre Kranken, dienten ihnen unausgesetzt, thaten um Christi willen für sie, was sie konnten, und starben mit ihnen. Manche, die ihre Kranken durch ihre Sorgfalt wieder gesund gemacht haben, wurden selbst ein Opfer des Todes. Diejenigen, welche die kranken Körper der Heiligen mit offenen Armen und in ihren Schooß aufnahmen, ihnen die Augen schlossen, sie auf ihren Schultern zu Grabe trugen, wuschen und bekleideten, sie selbst empfingen diese Liebesdienste in wenig Tagen von Andern; denn die Ueberlebenden traten in die Fußstapfen der Verstorbenen. Bei den Heiden war es umgekehrt. Wer anfang, krank zu werden, wurde aus dem Hause geworfen, man floh von denen, die man sonst am liebsten hatte, ließ sie halbtodt auf den Gassen liegen, warf die

Todten unbegraben weg und vermied alle Vertraulichkeit mit dem Tode, dem doch mit aller Vorsicht nur Wenige entweichen konnten."

## 214.

J. Heß, der erste lutherische Prediger in Schlessien, drang, zum Domprediger in Breslau berufen, nachdem er das Anbeten und Verehren der Bilder, die Processionen, Vigilien, Seelenmessen, die Weihung des Wassers, Gewürzes, Salzes u. s. w. abgeschafft und mit dieser Umgestaltung der Kirche auch die Verbesserung der höheren und niederen Schulen verbunden hatte, auch auf Umgestaltung des Armenwesens. Da der Magistrat nicht Hand an das Werk legen wollte, unterließ Heß etliche Sonntage das Predigen. Verwundert fragten die Leute nach der Ursache. „Mein lieber Herr Jesus Christus“, gab er zur Antwort, „liegt vor der Kirchthüre, über den mag ich nicht schreiten; will man ihn nicht wegräumen, so mag ich auch nicht predigen.“ Das half; in kurzer Zeit kam eine treffliche Armenordnung zu Stande, und schon 1526 waren 500 Arme in den Spitalern untergebracht. Ueber 400 erhielten außerhalb derselben Unterstützung an Brod, Kleidern, Hauszins u. s. w. Heß machte sich auch verdient um den Bau des großen Hospitals zu „Allen Heiligen“ im Jahre 1526; auf sein Anregen war jedermann dazu zu helfen willig: der eine gab Steine, der andere Holz, Eisen u. s. w. Heß legte am 27. Juli den Grundstein; die Handwerksleute arbeiteten umsonst und so fleißig, daß der Bau binnen zehn Wochen in den vier Mauern stand.

## Das sechste Gebot.

---

## 215.

Ein angesehener verheiratheter Herr, der sonst lebte, wie es einem ehrbaren Manne gebührt, hatte die Gewohnheit, daß er grobe und unflätige Scherzreden führte, und selbst in Gegenwart von Frauen und Jungfrauen unkeusche und unzuchtige Geschichten erzählte. Was geschieht? Er erkrankt in seinen besten Jahren und blühendem Glück, also daß er im Munde faulet bis in den Hals und auf die Lunge, und der-

maßen stinkt, daß fast niemand um ihn bleiben konnte. Er selbst wußte keine andere Ursache, als daß Gott ihn im Munde, womit er so unflätig gewesen, auch faul und stinkend gemacht habe. Jedermann hatte Mitleiden mit ihm, erkannte es aber für eine besondere Strafe Gottes wegen seiner unverschämten Worte. Der Arzt Jakob Horst, welcher Vorstehendes erzählt, bemerkt dazu: „Dies wolle jeder wohl zu Herzen nehmen und solchen Mißbrauch abstellen.“

## 216.

Scriver erzählt im Seelenschatz I, 815: „Es hat mir neu-lich ein berühmter Kupferstecher fast ein ganzes Register solcher Maler und Kupferstecher genannt, welche ihre Kunst dazu mißbrauchten, schändliche unzuchtige Gemälde und Bilder zu verfertigen, und mir erzählt, daß sie entweder in die äußerste Armuth und Dürftigkeit verfallen sind, oder durch einen unzeitigen unverhofften Tod ihr Leben elendiglich geendet haben.“

## 217.

Ein Edelmann, der ein unzuchtiges Leben führte, befand sich mit seinen Leuten zur Erntezeit auf dem Felde, als ein starkes Gewitter mit Blitzen, Donnern und Regen heraufzog, und ihn nöthigte, sich unter den Garben zu verbergen. Der gerechte und mächtige Gott predigte ihm zwar mit einer erschrecklichen Donnerstimme das Gesetz und hieß ihn Buße thun, er aber nach seinem gottlosen und verstockten Herzen achtete es nicht, sondern fing an, vor dem Angesichte des eifernden und erzürnten Gottes mit einer Magd seine Hurenhändel zu treiben. Ueber solchen Frevel ergrimmete Gott also, daß er mit einem erschrecklichen Blitzstrahle die Magd stracks todt, ihm aber seine Nase, Lippen und Kinn hinweg schlug, und er also sein Lebenlang zu jedermanns Scheusal herumgehen mußte. „Ich habe ihn mehrmals selbst gesehen“, setzt Scriver hinzu, „und als ich mich zuerst vor ihm entsetzte, erhielt ich von glaubwürdigen Leuten, welchen die ganze Sache bekannt war, die mitgetheilte Nachricht, konnte mich aber nicht genug verwundern, daß dieser Mensch, welchen Gottes Hand so gezeichnet, keine Besserung spüren ließ, sondern so lebt, wie keinem Christen geziemt.“

## 218.

Karlmann, der Sohn des Kaisers Ludwig des Stammeln- den, ließ eine Buhlerin in sein Haus bringen. Als er nun dahin eilte, um der schändlichen Lust zu fröhnen, geschah es ohne Zweifel durch Gottes gerechtes Verhängniß, daß das Pferd den Baum nahm und mit ihm in eine niedrige Thür rannte, so daß ihm Brust und Hals zerschmettert wurde, und er statt der verbotenen Lust plötzlich den bittern und schmerz- lichen Tod fand.

## 219.

Die Töchter Casimirs II., Königs von Polen, wurden eben an der Stelle, da der Vater zuvor eine freie Jungfrau geschändet, aller königlichen Würden entsetzt und aus dem Königreiche verbannt.

## 220.

Zu Brüssel in den Niederlanden waren zwei junge Per- sonen, die einander in herzlichster Liebe zugethan waren und sich zu heirathen wünschten. Allein der Vater der Jungfrau, der mit dem Vater des Jünglings wegen eines Processes in hef- tiger Feindschaft lebte, weigerte sich hartnäckig, dazu seine Ein- willigung zu geben. Da bot der Vater des Jünglings um seines Sohnes willen alles auf, indem er sich freiwillig bereit erklärte, von seinem Rechte zu weichen. Doch es war ver- geblich. In ihrer großen Betrübniß beschloßen die jungen Leute, ihre Zuflucht zum Gebet zu nehmen: Gott werde ihnen gewißlich helfen, daß sie in Ehren zusammen kommen möchten; denn Christus habe verheißen, was zwei in starkem Glauben von Gott begehren würden, das sollte ihnen widerfahren, wenn sie der Sache eins wären. Als nun einst die Jungfrau an einem verborgenen Orte in der Kirche betete, traf es sich, daß der damalige Kanzler des deutschen Kaisers, Sigmund Selden, von ihr unbemerkt, ihr zuhörte, und daß die Innigkeit ihres Gebetes einen tiefen Eindruck auf ihn machte. Bald darauf wurde der Kanzler mit dem Vater der Jungfrau zu einem Gastmahle geladen und kam an seine Seite zu sitzen. Diese Gelegenheit benutzte der Kanzler, um für die Tochter Fürbitte bei dem Vater einzulegen, indem er ihm von dem herzlichsten Gebet derselben erzählte, und ihm einzuwilligen rieth, da seine

Tochter sich an einen so mächtigen Werber gewandt hätte, dem nicht leichtlich etwas abzuschlagen sei. Ueber diese wohlgemeinten Worte wurde der Vater so zornig, daß er im Beisein vieler vornehmen Leute sagte: daß seiner Tochter Gebet nicht helfen werde. Denn wenn es möglich wäre, daß Gott selbst vom Himmel käme und ihm solches geböte, so wolle er dennoch diese Liebe zerstören oder nicht leben. Je mehr nun die anwesenden Herren zur Freundschaft und Güte riethen, desto heftiger wurde sein Zorn, daß er sich in seiner Bosheit verfluchte und sagte: Gott solle geben, daß er den Tod aus diesem Becher trinke, wenn er diesem Menschen seine Tochter geben wollte. Darauf wurde auch der Sache nicht weiter mehr gedacht und man schied bald darauf von einander. Was geschieht? Als dieser hochmüthige, unbarmherzige Vater heim kommt, setzt er sich in seinem Zorn, ziemlich trunken, auf einen hohen Stuhl, läßt seine Tochter aus dem Schlaf und Bette vor sich fordern und spricht: „Ich habe dir schon längst befohlen, du sollst des Menschen müßig gehen. Nun nimmst du solche kindische Mittel vor, in der Meinung, als ob dir Gott zu dem helfen würde, was ich nicht haben will. Du närrisches Kind! wirst du seiner noch einmal auch nur im Gebete gedenken, so will ich dich verstoßen und enterben, oder Gott soll mich zeitlich und ewiglich strafen.“ Kaum hat er geendet, so ergreift ihn ein Schwindel, er fällt vom Stuhle und gibt, ohne ein Wort weiter zu reden, seinen Geist auf. Als solches bekannt wurde, hat jeder daraus geschlossen, Gott wolle seine Mittel, das Gebet und die Fürsprache frommer Leute, nicht verachtet haben. Deshalb wurde von allen Seiten mit großem Ernst zu dieser Heirath gerathen; selbst Kaiser Karl V., der sich damals in Brüssel aufhielt, schenkte dem jungen Paare ein vortreffliches Hochzeitsgeschenk. Darauf haben sie mit einander einen frohen und gesegneten Ehestand geführt.

## 221.

Ein reicher Bäcker unweit Zeit hatte ein einziges Kind, eine Tochter, um welche ein Krämer freite. Im Anfang war der Vater ihm günstig und ließ es geschehen, daß seine Tochter, wenn der Freier nicht daheim war, im Kramladen saß und verkaufte, als wäre sie schon Frau im Hause. Später jedoch entzweite sich der Vater mit dem Freier und vertweigerte ihm

seine Tochter. Allein die jungen Leute verachteten das und trieben heimliche Unzucht. Als nun die Schande offenbar wurde, willigte der Vater auf den Rath guter Freunde endlich ein und ließ eilends Hochzeit machen, damit seine Tochter mit Ehren in den Ehestand treten könnte. Sie durfte mit einem Kranze zur Kirche gehen; aber daß sie ihn nicht mit Ehren trug, wurde man nach einem Vierteljahr, da sie eines Kindes genas, wohl gewahr. Leider thaten die jungen Eheleute keine Buße. Darum traf sie auch Gottes gerechtes Strafgericht. Wie die Ehe wider des Vaters Willen unehrlich angefangen war, so nahm sie auch einen unseligen Fortgang und Ausgang. Ihre Liebe verwandelte sich bald in Haß; ja, es kam mit ihnen dahin, daß sie sich schalten, lästerten und schlügen. Der alte Groll zwischen Vater und Schwiegerjohn hörte nicht auf und vermehrte noch den Widerwillen der Eheleute. Endlich nahm der Vater die Tochter mit dem Kinde wieder zu sich. Die Verbitterung zwischen den Eheleuten wurde je länger je ärger. Sie zog, um ihren Mann zu höhnen, in fremde Lande; er verarmte allmählich immer mehr und beschuldigte seine Frau öffentlich des Ehebruchs. Weil er es aber nicht beweisen konnte, wurde er von der Obrigkeit gezwungen, nach vielen Jahren sein Weib wieder zu nehmen sich und alt, die er zuvor, als sie jung und schön war, nicht haben wollte. Bald darauf erkrankte und starb er, nachdem er schier zum Bettler geworden war.

## 222.

Ein junger Student wollte sich zum Kirchenamt ordiniren lassen und verlobte sich darauf mit einem tugendhaften Mägdelein, welches aber arm war. Darum wurde er bald nachher anderen Sinnes, ließ das arme Kind sitzen, und bewarb sich um eines reichen Mannes Tochter, mit welcher er auch Hochzeit hielt. Allein Gott bewies, daß ihm der Bruch eines Verlöbnißes ebenso mißfalle, als der Ehebruch. Zwar suchte der Student sein Vorhaben mit dem Verse eines heidnischen Dichters: „Jupiter lacht über die Meineide der Liebenden“, zu entschuldigen. Allein was geschieht? Weil er an seiner rechtmäßigen Braut eidbrüchig und treulos geworden war, so strafte Gott ihn schleunig, daß er in der ersten Brautnacht rasend wurde und sein Lebenlang viel geplagt sein mußte.



## 223.

Von einem Edelmann N. von Grebendorff hat Dr. Luther gesagt: „Was die Welt nicht strafen will, das muß Gott strafen.“ Jener Junker versprach einer jungen adeligen Wittve die Ehe, worauf er sie entehrte; und nachdem er 4000 Gulden von ihr empfangen hatte, verließ und verleumdete er sie als ein unzuchtiges Weib, und leugnete die ihr gegebene Zusage. Allein als der meineidige Bösewicht bald darauf einer andern Jungfrau die Ehe verspricht, erwacht sein Gewissen und ängstigt ihn dermaßen, daß er sich nicht trösten lassen wollte. Noch in derselben Nacht reitet er mit seinem Knechte von seinen Gästen, und als sie ins Feld kommen, spricht er zu seinem Knechte: „Siehe, ich sehe viel Reiter dort herkommen.“ Darauf ist er plötzlich mit Zittern vom Pferde gefallen, und hat in seiner Gewissensangst sich selbst erstochen.

## 224.

Als der Pabst Nicolaus I. den Priestern die Ehe verbot, warnte ihn der Bischof Ulrich von Augsburg in einem ernstern Briefe aus Gottes Wort vor einem solchen grausamen Verfahren. „Es gibt aber einige“, sagt er darin, „welche sich zum Schutze des Eheverbots auf den Pabst Gregor I., den Großen, berufen. Allein ich muß ihrer Thorheit lachen und ihre Unwissenheit beklagen. Denn sie wissen nicht, daß das von Gregor erlassene gefährliche Verbot nachher von ihm selbst in rechtschaffener Buße wieder abgeschafft worden sei.“ Darauf erzählt er Folgendes: Gregor gab ein Gesetz, daß kein Kirchendiener ein Eheweib haben sollte, auch beraubte er zuerst die Priester in Sicilien ihrer Ehefrauen. Nun lag in Rom neben einem Nonnenkloster ein tiefer Teich. Als derselbe einst abgelassen wurde, um darin zu fischen, fand man darin 6000 Köpfe von kleinen Kindern, die heimlich dahinein geworfen und ersäuft waren. Als Gregor dies sah und bedachte, daß er und Andere mit dem Eheverbote hiezu Ursache gegeben hätten, ist er darüber hart erschrocken und hat von Stund an seinen Befehl wieder aufgehoben und gesagt: „Paulus spricht: Es ist besser freien, denn Brunst leiden; aber ich mag wohl sagen: Es ist besser freien, denn zu solchem Mord Ursache geben.“

## 225.

Als Kaiser Maximilian I. nach seiner Gemahlin Abgange, die sich vom Pferd zu Tode gefallen, des Herzogs von Bretagne Tochter, Fräulein Anna, gefreiet und sie durch Wolfgang von Pöleheim mit großer Pracht holen ließ, raubte sie ihm König Karl VIII. von Frankreich und ließ sich mit ihr zusammengeben, ungeachtet daß ihm Kaiser Max seine Tochter, Margaretha mit Namen, zum Gemahl gegeben hatte, die er verstieß und dem Vater wiederum heim sandte. Das war ein zweifacher großer Frevel. Dennoch nahm Pabst Alexander VI. Geld, und bestätigte diese geraubte Ehe und unbillige Ehescheidung.

## 226.

Friedrich ward als Bischof getweihet zu Utrecht im Beisein Kaiser Ludwigs, des Gottseligen. Als er nun bei Kaiserlicher Majestät an der Tafel saß und der Kaiser ihn ermahnete, sein Amt ernstlich zu verrichten ohne Ansehen der Personen, wies der Bischof auf einen großen Fisch in der Schüssel liegend und sprach: „Gnädigster Herr, wenn ich von dem Fisch essen wollte, wo sollte ich ihn am füglichsten angreifen, am Haupte oder am Schwanz?“ Als nun Kaiser Ludwig sagte: „Ei, das Haupt ist das Beste, daran fanget Ihr billig an“, darauf antwortete der Bischof: „Eure Majestät sind das Haupt, daran ich anfangen will der Blutschanden wegen, so Ihr im Ehestande begehret mit Kaiserin Judith, die Eure gar nahe Blutsverwandte ist.“ Diese Strafe nahm der Kaiser willig auf und verabschiedete die Kaiserin. Judith aber, eine zweite Herodias, ward darüber so erzürnet, daß sie den Bischof über dem Altar ermorden ließ.

## 227.

Ein Christ wurde von fleischlichen Lüsten angefochten, und zum Saufen, Ehebruch und Morden gereizt. Als er nun sicher wurde, meinte er, er wolle unter diesen drei Sünden die geringste erwählen, nämlich sich einmal vollsaufen. Allein die Trunkenheit erregte in ihm zugleich die schändliche Brunst, welche ihn antrieb, mit seines Nachbarn Weibe Unzucht zu begehren. Und als ihr Mann dazu kam, machte er sich über ihn und erwürgte ihn, damit seine böse That nicht verrathen würde. So führt die Trunkenheit zu vielen andern Greueln.

228.

Weil der griechische Kaiser Zeno täglich der Trunkenheit fröhnte, wurde seine Gemahlin Ariadne, die gleichfalls ohne Gottesfurcht war, endlich seiner überdrüssig. Als er sich nun eins wieder toll und voll gesoffen hatte, ließ sie ihn in ein Grab werfen, und einen großen Stein davor legen. Wie ihm nun der Rausch verging, begann er zwar erbärmlich zu heulen: „Erbarmet euch mein und thut mir auf!“ Allein weil ihm niemand helfen durfte, mußte er in der Todtengruft elendiglich sterben und verderben. Wie man bei der Eröffnung des Grabes fand, so hatte er sich selbst den halben Arm abgefressen.

229.

Einst ließ Altpius, der Freund des heiligen Augustinus, sich von seinen guten Bekannten verleiten, wider seine bessere Ueberzeugung das Schauspiel zu besuchen, wo nach heidnischer Art Leibeigene und Gefangene auf Tod und Leben mit einander kämpfen mußten. Zwar nahm er sich vor, nichts zu sehen, und hielt seine Augen eine Weile fest verschlossen. Als aber einer von den Fechtern verwundet und erlegt wurde, und deshalb ein großes Freudengeschrei unter den Zuschauern entstand, schlug er die Augen auf, und als er den Körper in seinem Blute liegen sah, entbrannte er von Lust, sah seine Freude daran und schrie, wie die andern, und wurde seitdem ein leidenschaftlicher Besucher des gottlosen Schauspiels.

230.

Rousseau, ein Philosoph von atheistischen Grundsätzen, sprach seine Ansicht über das Schauspiel dahin aus, daß dasselbe in allen Fällen eine Schule des Lasters sei. Obgleich er früher selbst für die Bühne geschrieben hatte, tritt er doch mit aller Macht gegen die Errichtung eines Theaters in Genf und erklärte, daß jeder, der nur einigermaßen gesunde Moral liebe, sich gegen ein solches Unternehmen erheben sollte. Ach leider! daß dasjenige, was selbst von den Ungläubigen als zu lasterhaft mit dem Banne belegt wurde, von sogenannten Christen öffentlich in Schutz genommen wird.

231.

Einst speiste der Potsdamer Prediger Heinrich Schubert mit König Friedrich Wilhelm; da meldete sich ein Komödiant,

und bat um die Erlaubniß, Komödie spielen zu dürfen. Einige an der Tafel sprachen dafür, andere dagegen. Da wandte sich der König schnell an den Prediger und fragte: „Schubert! was sagt Er dazu?“ Schubert antwortete: „Ich denke eben darüber nach, wenn ich während der Komödie stürbe, und vor dem Throne Gottes befragt würde: Schubert, wo kommst du her? ob ich wohl mit Freudigkeit sagen könnte: Aus der Komödie!“ Da sagte der König mit großem Ernst: „Nein, in der Komödie möchte ich auch nicht sterben; man soll die Leute abweisen.“

## 232.

Ein allgemein gerühmter Schauspieler in Paris, ein Komiker, kam einst zu einem Prediger, um ihm die Unruhe seines Gewissens zu entdecken, und ihn um seinen Rath zu bitten. Der Prediger machte einen Spaß daraus, und sagte ihm: „Das sind Grillen; gehen Sie nur einmal in die herrlichen Komödien des bekannten Schauspielers N., da werden Sie schon wieder heiter.“ „Eben dieser Schauspieler bin ich“, erwiderte der Bekümmerte; „ich versichere Sie, mein Herr, daß eben jene Handlungen, wodurch ich Andern so viel Belustigung verschaffe, mir zu Gewissensbissen werden. Ich sehe aber, daß ich bei Ihnen nicht zum rechten Mann gekommen bin“, und damit verabschiedete er sich.

## 233.

Ein Mann, welcher zu Hause den Ruf hatte, ein Christ zu sein, besuchte, als er auf Reisen in einer großen Stadt sich aufhielt, ein Theater, in der Meinung, daß ihn niemand dort kenne. Jahre darnach wurde er an ein Sterbebett gerufen. Der Sterbende legte ihm den Verlust seiner Seele zur Last. Als er noch jung war, hatte er jenen Christen ins Theater gehen sehen und war seinem Beispiele gefolgt; sein Gewissen damit beschwichtigend, daß er, was er ein Glied der Kirche und einen Sonntagschul-Superintendenten thun sähe, wohl auch thun dürfe. Er hatte seitdem sein Herz in der Sünde verhärtet und lag ohne Hoffnung im Angesicht des Todes da; er fühlte, daß der Wendepunkt in seinem Leben jener Theaterbesuch gewesen war.

## 234.

Ph. J. Spener wurde in seinem zwölften Jahre mit andern jungen Leuten zu einer Gesellschaft erwachsener Leute eingeladen. Man forderte ihn auf, zu tanzen. Er wollte nicht. Da redete man ihm so lange zu, bis er es that. Kaum hatte er den Tanz angefangen, so überfiel ihn eine solche Angst, daß er sich nicht anders zu helfen wußte, als mitten aus dem Tanz davon zu laufen, um in einem Winkel seine Gewissensqual durch Thränen zu erleichtern. Dies war das erste und letzte Mal in seinem Leben, daß er an solchen Lustbarkeiten Theil genommen hat. Die Erinnerung an diese Seelenqual hat ihn sein ganzes Leben hindurch nicht verlassen, und noch kurz vor seinem Tode erzählte er seinen Freunden diesen Vorfall als einen Beweis davon, daß er in seiner Jugend böse gewesen sei. Wäre doch bei unserer Jugend das Gewissen auch so zart!

## 235.

Friedrich II. besuchte einst die Schulanstalt in Klosterbergen, wo damals Abt Steinmez, den der König wegen seiner Gelehrsamkeit hochschätzte, Vorsteher war. Nachdem er Alles gesehen, sagte der König zu Steinmez: „Ich finde Seine Schüler recht gut, aber ihr Gang ist so plump; Er muß ihnen Tanzmeister halten, und daß ich's übers Jahr so finde!“ Aber Schüler tanzen lernen lassen, das vertrug sich mit Steinmezens Grundsätzen nicht. Er hörte des Königs Befehl an, aber befolgen wollte und konnte er ihn nicht. Das nächste Jahr kam der König wirklich wieder, und noch dazu in Begleitung des rauen Dessauer (so nannte man den Fürsten von Anhalt-Dessau abkürzungsweise). Er fragte nach dem Tanzmeister; der Abt antwortete: „Ich habe keinen angeschafft, und werde so lange keinen anschaffen, als es Ew. Majestät gefällt, mich in diesem Amte zu lassen; denn ein Tanzmeister in einer Schule ist wider mein Gewissen.“ Der König lehnte sich unwillig um und schnalzte mit den Fingern. Der Dessauer bemerkte des Königs Zorn und sagte: „Ew. Majestät, lassen Sie diesen alten ehrlichen Mann; es werden wenige Siege sein, die er nicht auf seinen Knien erbeten hätte. Mir hat er einmal so bange gemacht in einer Predigt, daß ich's mein Leben lang nicht vergessen werde.“

## 236.

Hans von Molsdorff, Weller genannt, hatte den Ruhm, daß man ihn niemals trunken gesehen habe. Da versuchte einst der Herzog Georg ihm einen Rausch beizubringen. Molsdorff sträubte sich dagegen mit Bitten und Entschuldigungen, und sagte endlich, als man alles dies nicht gelten lassen wollte, mit heiligem Eifer: „Ei, so will ich dennoch über mein Vermögen nicht trinken, und wenn gleich drei Fürsten über einander säßen, denn da stehet Gottes Wort: Saufet euch nicht voll Weins!“

## 237.

Zu der Zeit, als die Christen von den römischen Kaisern verfolgt wurden, suchte ein heidnischer Richter einen christlichen Jüngling auf alle Weise zu schändlicher Wollust, und so zum Abfall zu reizen. Der jugendliche Bekenner wurde auf seinen Befehl in einen anmuthigen Garten geführt. Zwischen Rosen und Lilien war unter einem säuselnden Baum ein weiches Bett aufgeschlagen. Er wurde auf den Pfühl gelegt, mit seidenen Bändern gebunden und dann allein gelassen. Bald nahte sich ihm ein Weib von großer Schönheit und in der üppigsten Kleidung. Die mußte nun alle ihre Buhlkünste erschöpfen, um in ihm die böse Lust zu erregen. Aber durch Gottes Gnade blieb sein Wille stärker, als die unwillkürliche Lust, von der er sich ergriffen fühlte. Er gedachte des Wortes: Es ist besser, daß eins deiner Glieder verderbe, als daß der ganze Leib in die Hölle geworfen werde; und um sein Fleisch zu überwinden, biß er sich die Zunge ab und spie sie dem schamlosen Weibe ins Gesicht. So überwand er die Versuchung, bewahrte seinen Leib als einen Tempel des Heiligen Geistes und gab durch seinen Heldennuth der Jugend ein herrliches Vorbild der Keuschheit.

## 238.

Während Johanne Eleonore von Merlau am Hofe des Herzogs Philipp Ludwig von Hessen lebte, bekannte sie den Herrn Jesus mit Worten und Werken, weshalb die Hofleute bald mit Blicken und Geberden, bald mit stichelnden Reden ihrer spotteten. Nachdem es fast ein ganzes Jahr gedauert, daß Alle am Hofe, auch die geringsten, nur einige fromme

Herzen ausgenommen, ihren täglichen Spott mit ihr gehabt hatten, so wendete es sich nun, und der allmächtige Gott gab nach seiner wundervollen Gnade eine solche Furcht in Aller Herzen, daß sowohl Hohe, als Niedere sich scheuten, in Eleonorens Gegenwart etwas Unrechtes zu reden und zu thun, und ob sie sich gleich vor dem Hofprediger nicht scheueten, so wurden sie doch ganz stille, sobald Eleonore in das Zimmer trat, und selbst junge ausgelassene Leute hielten sich still und ehrbar, sobald sie hereinkam. So widerlegte der Erfolg die Meinung derer, welche behauptet hatten, wenn sie nicht fortfahre, durch äußere Gleichstellung mit der Welt, durch Kleiderpracht, Entblößung der Glieder, Tanzen und dergleichen sich die Verbindung mit Anderen, und somit die Gelegenheit zur Einwirkung auf sie zu erhalten, so könne sie auch niemand für das Christenthum gewinnen. Im Gegentheil bewirkte ihre Entschiedenheit und treue Beharrlichkeit, daß alle diejenigen sich an sie mit dem vollsten Vertrauen wandten, welche gerne der inneren Unruhe los geworden wären. Zwar zogen sich Manche zurück, welche früher religiöse Gespräche mit ihr geführt, denen es aber dabei bloß um den Schein der Gottseligkeit oder um Abwechslung der Unterhaltung zu thun gewesen; aber ernstere Gemüther, die in Wahrheit Gott suchten, schlossen sich dafür an sie an, und sie schaffte einen viel größeren Nutzen, als ehe- dem, da sie der Welt dem Aeußeren nach sich noch gleich gestellt hatte.

## 239.

Als der König Philipp II. von Spanien in Madrid einst einen Spazierritt machte, beging eine Frau die sträfliche Unvorsichtigkeit, mit unbedecktem Busen aus dem Fenster zu schauen. Sobald als der König sie erblickte, wurde er von schändlicher Brunst ergriffen, und traf Anstalten, daß sie zu ihm aufs Schloß gebracht wurde. Die Frau wußte, welche Gefahr ihr drohe. Schnell entschlossen, schüttete sie siedend heißes Wasser über ihre Brust, wodurch sie mit Brandwunden bedeckt wurde. Als sie sich dann zum Könige begab, fragte sie, indem sie ihren Busen öffnete: „Ist es diese meine Brust, die dem Könige so gefallen hat?“ Indem der König die blutenden Wunden erblickte, erschrak er von Herzen, und es war ihm leid, daß er durch seine schändliche Brunst diesen Brand verursacht hatte.

## 240.

Philipp V. von Spanien begehrte die Prinzessin Wilhelmine Charlotte von Anspach zur Gemahlin. Da sie jedoch infolge dieser Verbindung hätte in ein katholisches Land ziehen und wahrscheinlich selbst katholisch werden müssen, so trug sie großes Bedenken, in diesen Antrag zu willigen, und begehrte den Rath des von ihr hochgeachteten Philipp Jakob Spener. Dieser schrieb ihr zurück: wenn man auch nicht voraussetzen mußte, daß sie durch diese Heirath genöthigt sein würde, katholisch zu werden, so hätte dieselbe doch schon sehr viel Bedenkliches, weil es einer Mutter sehr wehe thun müsse, ihre Kinder in einer andern Religion erziehen lassen zu müssen, und nach der Erfahrung die Katholiken unaufhörlich und insbesondere bei Krankheitsfällen aufs zudringlichste ihre Religion anzuempfehlen suchten; allein ohne Zweifel würde sie genöthigt sein, selbst auch gleich bei der Verheirathung katholisch zu werden; dies könne aber ein Lutheraner, der eine Einsicht in den Unterschied beider Confessionen habe, auch nicht um den Preis einer Krone thun. Er möchte ihr daher rathen, daß sie dem Beispiel derer folge, welche lieber auf die Hoffnung so glänzender Versorgung Verzicht geleistet, als ihren Glauben zum Opfer gebracht. Sei es indessen in dem Rathe Gottes beschlossen, daß sie eine Königin werden solle, so werde es dessen ungeachtet geschehen. Die Prinzessin folgte diesem Rathe und ward einige Jahre darauf die Gemahlin des Prinzen Georg von Hannover, der 1727 König von England wurde.

## 241.

Der bekannte Fürst Leopold von Dessau, gewöhnlich der alte Dessauer genannt, welcher als preussischer Feldherr seinen Sitz in Halle hatte, hatte unter andern Eigenthümlichkeiten auch die unerhört tyrannische, daß er oft mit Gewalt dortige Mädchen zwang, Soldaten von seinem Regimente zu heirathen. Nun wollte einst ein Soldat, der ein roher Mensch war, die Tochter eines Schneiders zur Frau haben. Das Mädchen aber und ihre Eltern liebten Gott von Herzen, waren nicht irdisch gesinnt, und wußten wohl, welche große und heilige Sache es mit der Ehe sei, daher verabscheuten sie die leichtfertige und unheilige Art, mit der so viele Heirathen geschlossen werden. Eine Verbindung mit einem so rohen Soldaten war



dem Mädchen so zuwider, daß sie die Heirath unbedingt abwies. Allein bald ließ der Fürst den Eltern sagen, er werde den Feldprediger und einen Unteroffizier mit dem Soldaten zu ihnen schicken, und dann müßte die Trauung ohne Umstände vor sich gehen. Die Eltern und ihre Tochter wußten, daß der Fürst Wort halte, und wurden daher sehr betrübt. Aber sie verließen sich auf Gott und vertrauten ihm, daß er es nicht zulassen werde. An dem zur Trauung bestimmten Tage erschienen auch wirklich der Feldprediger, ein Unteroffizier und der Soldat. Das Mädchen aber war in ihre Kammer gegangen, und hatte sich dort dem Schutze Gottes übergeben. Als nun jene nach der Tochter fragten, antworteten die Eltern: „Sie ist in ihrer Kammer.“ Sogleich öffneten sie die Kammer, und fanden das Mädchen knieend an einem Lehnstuhle, den Kopf auf denselben stützend, und unter ihren Händen das Hallische Gesangbuch aufgeschlagen. Alle meinten, sie wäre beim Beten eingeschlafen, und versuchten, sie zu wecken. Aber mit Erstaunen fand man, daß sie todt war. Gott hatte sie der Gefahr entrißen, die Frau eines gottlosen Menschen zu werden. Ihre rechte Hand ruhte auf dem Verse:

Laßt mich in der Ruh,  
Fragt nicht, was ich thu!  
Ich bin durch den Vorhang gangen,  
Jesus einzig zu umfassen.

## 242.

Themistokles, einer der vornehmsten Bürger von Athen, gab seine Tochter einem redlichen armen Manne. Gefragt, warum er solches thäte, antwortete er: „Es wäre ihm ein solcher Mann lieber, der Geldes bedürfe, als viel Geld, das eines Mannes bedürfte.“ Damit gab er zu verstehen, daß man bei einem Menschen mehr auf Redlichkeit, als auf großen Reichtum sehen solle.

## 243.

Als einst ein Vater seine Tochter aussteuerte, händigte er seinem Schwiegersohne dreißig Thaler ein mit den Worten: „Sehet, dies Geld schenke ich Euch zur Aussteuer, die habe ich ehrlich erworben, es ist kein ungerechter Pfennig dabei, legt es auch wohl an.“ „Ei“, sagte Dr. Luther, als er davon hörte, „dies wollte ich für 30,000 Gulden Gut genommen haben.“

## 244.

Ein Graf von Nidda hatte einen einzigen Sohn, dem er gerne eine züchtige fromme Hausfrau geben wollte. Der Sohn aber konnte sich nicht recht dazu entschließen, weil er immer fürchtete, er werde sie nicht ernähren können. Eine Zeit darauf will sich eines Bauern Knecht an eine Magd verheirathen; da aber beide unter der Leibeigenschaft standen, mußten sie bei dem Grafen erst um Erlaubniß anhalten. Als sie deshalb mit einander vor ihm erschienen, fragte sie derselbe: „Wie viel Geld bringt ihr zusammen?“ Der Knecht antwortete: „Ich habe mir 15 Gulden an meinem Lohn erspart, und meine Braut 6, — das ist unser Vermögen.“ — „Wie willst du aber mit 21 Gulden eine Frau ernähren? Ich weiß einen jungen Mann, der hat mehr als 21,000 Gulden und getraut sich doch keine Frau zu ernähren.“ — „O“, sagte der fromme Knecht, „der muß nie in der Kirche gewesen sein und gesungen haben: Gott will uns allezeit ernähren, Leib und Seel auch wohl betwahren.“ Darauf sieht der Edelmann seinen Sohn, welcher tief beschämt vor ihm stand, ernst an und spricht: „Mein Sohn, du hast mich viel gekostet, daß ich dich zu einem brauchbaren Menschen habe erziehen lassen; aber das Beste hast du nicht gelernt, nämlich: Gott zu vertrauen. In dieser Kunst hat dieser Knecht da es weiter gebracht.“ Das wirkte.

## 245.

Eine Jungfrau zu Wittenberg war mit einem jungen Doctor verlobt. Nach der Verlobung verlor ihr Vater Haus und Hof und alles, was darin war, durch eine Feuersbrunst. Als darauf die Jungfrau gefragt wurde, was sie nun ihrem Bräutigam mitbringen wolle, da antwortete sie mit tiefem Seufzen: „Ach, alles, was er bei mir gesucht hat, als, einen unbefleckten reinen Leib, ein williges Herz und ein treues Gemüth.“

## 246.

Zu Alexander dem Großen wurde nach einem Siege unter anderen Gefangenen eine fürstliche Jungfrau von außerordentlicher Schönheit gebracht, welche herzlich weinte. Als nun Alexander nach der Ursache ihres Schmerzes fragte, antwortete sie unter Thränen: sie fürchte wegen ihrer Ehre und des Lebens ihres Bräutigams, für welchen sie gerne sterben wolle.

Während sie solches redet, kommt ihr Bräutigam in Eilen geführt, fällt dem Könige zu Füßen und bittet nicht für sich, sondern um seiner Braut Ehre und Leben, indem er sich erbot, er wolle gerne den Tod für sie erleiden. Als bald setzte der König sie in Freiheit und schenkte ihnen einen großen Schatz an Gold zur Aussteuer, worauf er sie durch seine Trabanten sicher und ehrenvoll in ihre Heimath geleiten ließ.

## 247.

Auf die Frage: wie Einigkeit unter Eheleuten erhalten werden könne? antwortete der König Alphons: Wenn das Weib stumm und der Mann taub ist, d. i. wenn das Weib schweigen und der Mann überhören kann.

## 248.

Als der König Cyrus seiner Gemahlin, der schönen Aspasia, ein köstliches Halsband mit einem überaus prächtigen Kleinod anhing, sagte sie lächelnd: „Ach, mein Herr, schenket es Eurer Frau Mutter, ich will mich doch wohl also gegen Euch verhalten, daß Ihr ohne dies Kleinod Liebe, Lust und Gefallen zu mir tragen sollt.“

## 249.

Als Cyrus, der Perser König, den jungen König Tigranes sammt seiner Gemahlin gefangen genommen hatte, und Tigranes fürchtete, sie würden zur Sklaverei verurtheilt werden, fiel er Cyro zu Füßen und erbot sich, für seine Gemahlin den Tod zu leiden, damit sie nur ihre königliche Freiheit behalten möchte. Das gefiel dem Cyrus so wohl, daß er beide los und frei gab und einen Friedensbund mit ihnen schloß. Als nun Tigranes seine Gemahlin fragte, wie ihr Cyrus gefallen hätte, sagte sie: „Ach, ich habe ihn vor Scham gar nicht angesehen.“ Und als er wiederum fragte: warum sie denn einen solchen gewaltigen, herrlichen, siegreichen Herrn mit ihren Augen nicht angeschaut hätte, gab sie diese züchtige Antwort: „Ei, auf wen sollte ich denn billiger meine Augen wenden, als auf Euch allein, der Ihr Euch erbotet, Leib und Leben zu lassen zu meiner Erledigung?“

## 250.

Archippa, die Frau des berühmten atheniensischen Staatsmannes und Kriegshelden Themistokles, hatte mit ihrem Gehorsam und ihrer Unterthänigkeit ihren Gemahl so gewonnen und eingenommen, daß er ihr alles zu Liebe that. Sie hielt sich nach dem alten Sprüchwort: *Ut ameris, amabilis esto*, d. i. willst du geliebt werden, so sei liebenswürdig.

## 251.

Man liest von einem heidnischen Weibe, Ennia genannt, daß sie ihren Ehemann in 43 Jahren niemals mit einem Wort, Geberde oder Werk erzürnt habe.

## 252. a.

Monika, die Mutter des Augustinus, hatte einen sehr zornigen Mann, und doch ging alles im Hause ruhig zu. Darüber wunderten sich die anderen Frauen, die viel ruhigere Männer hatten, aber doch oft von diesen so mißhandelt wurden, daß die Spuren im Gesichte davon oft lauter zeugten, als die Zunge. Einmal fragten sie Monika, wie sie doch mit ihrem jähzornigen Manne so friedlich leben, und von allen Mißhandlungen verschont bleiben könnte? Man habe nie vernommen, daß sie auch nur einen Tag mit ihm in Unfrieden geblieben sei, und wisse doch nur zu gut, daß ihr Mann viel schlimmer sei, als alle anderen Männer der Stadt. Monika antwortete gleichsam scherzend darauf: „Die Schuld liegt an Eurer scharfen Zunge; habt Ihr erst gelernt, die Zunge im Zaume zu halten, so wird alles besser gehen; ich habe mir zur Regel gemacht, nie mit meinem Manne zu zanken, und Gott gebe, daß ich dabei bleibe.“ Monika wirkte durch ihr christliches Wesen so auf ihren heidnischen Mann ein, daß dieser auch ein Christ wurde.

## 252. b.

Eine Landfrau kam eines Tages zu William Hutton und sagte ihm, daß ihr Gatte sie sehr schlecht behandle, andere Gesellschaft aufsuche und seine Abende auswärtz zubringe, was sie sehr unglücklich mache; und da sie wisse, daß Herr Hutton ein weiser Mann sei, habe sie gedacht, er könne ihr rathen, wie sie ihren Mann wieder gewinnen könne. „Das Mittel ist ein

ganz einfaches“, sagte er; „trotz dieser Einfachheit jedoch habe ich nie gesehen, daß es seinen Zweck verfehlt hätte. Begegne deinem Gatten immer mit freundlichem Lächeln.“ Die Frau sprach ihren Dank aus, verneigte sich und ging davon. Einige Monate später kam sie wieder zu Herrn Hutton, brachte ihm zwei schöne Hühner und bat ihn, dieselben anzunehmen. Mit einer Thräne freudiger Dankbarkeit im Auge sagte sie ihm, sie habe seinen Rath befolgt und ihr Gatte sei curirt. Er suche nicht mehr die Gesellschaft Anderer auf und behandle sie mit beständiger Liebe und Gütigkeit.

## 253.

Als Kaiser Konrad Krieg führte mit Herzog Welf von Bayern, und der Herzog mit aller seiner Macht sich in die Stadt Weinsberg begab, belagerte ihn der Kaiser so lange darin, daß sie sich vor Hungersnoth ergeben mußten und der Herzog sammt anderen Herren und Obersten sich in des Kaisers Hände stellen sollten auf Gnade und Ungnade. Ehe nun das geschah, ließen die Weiber eine Bitte thun an den Kaiser, er wolle ihnen vergönnen, sicher aus der Stadt zu ziehen und mit sich zu tragen, was ihnen lieb wäre. Da nun der Kaiser darein willigte, vermeinend, sie würden ihre Kleider, Geld, Schmuck und Kleinodien mitnehmen, da nahm eine jede ihren Ehemann auf den Rücken, saßte ihre Kinder unter die Arme und in den Schooß und gingen also zur Stadt hinaus. Ob nun wohl des Kaisers Obersten dawider murreten, die Zusage wäre nicht also gemeint, so ließ sich doch der fromme Kaiser die Treue der Weiber gegen ihre Männer und Kinder so wohl gefallen, weil die Herzogin mit ihrem Manne voranging, daß er seine Zusage hielt, dem Herzoge und alle den Seinen Gnade erzeugte, sie sammt den Weibern zu Gaste lud und einen beständigen Frieden mit ihm und den Seinen aufrichtete.

## 254.

Robert, der Sohn Wilhelms des Eroberers, Königs von England, wurde gegen das Ende des elften Jahrhunderts in einer Schlacht von einem vergifteten Pfeile getroffen. Da erklärten ihm die Aerzte, er könne nicht genesen, wenn er nicht seine Wunde auf der Stelle aussaugen ließe. Aber er antwortete: „So grausam werde ich nimmermehr sein, zuzugeben, daß jemand sein Leben für mich auf's Spiel setzt.“ Als die

Zeit gekommen war, wo er schlief, trat seine Gattin, Prinzessin Sybille, hinzu und sog schnell seine Wunde aus, damit er nicht zuvor erwachen möchte. So rettete sie ihrem Gatten das Leben, mußte aber das ihre dafür hingeben.

## 255.

Von der Ehe des Kurfürsten August von Sachsen wird berichtet, daß dieselbe für das ganze Land ein Spiegel der Gottseligkeit und anderer christlichen Tugenden war. Seine Gattin Anna war eine Tochter des vortrefflichen christlichen Fürsten Christian III. von Dänemark. In 37jähriger Ehe war Kurfürst August mit ihr verbunden, in welcher sie gänzlich in der Sorge für ihren Gemahl aufging. „Was ihren Ehestand belangt, hat sie ihres frommen Herrn und ihrer Pflänzlein, die Gott gegeben, also gewartet, daß man hat sagen müssen, wenn sie eine Magd gewesen — das doch von solch einer hohen Person viel sagen will — hätte sie nicht mehr thun können.“ Wir erfahren von ihr, daß sie eine eifrige Beterin war, welche „dreimal des Tages mit ihrem Frauenzimmer Betstunde hatte, da auch eine und die andere mußte in der Bibel lesen“. Nicht nur sie selbst spendete Almosen, sondern sammelte auch solche bei den Hofbeamten; sie besuchte die Kranken, namentlich die Wöchnerinnen. Bei ihrem Tode ward ihr von den Armen nachgerühmt, daß sie „mit der Mutter Anna Einen Beutel, Eine Apotheke, Eine Kirche und Eine Versorgung gehabt“.

## 256.

Ein Chemann, der ein Feind des Christenthums und ein Knecht der Sünde war, saß mit seinen Trinkbrüdern bis spät in die Nacht im Wirthshause. Da kam das Gespräch auf die Fehler und Tugenden ihrer Weiber, und er erschöpfte sich in Lobeserhebungen über seine Frau. „Alles“, sagte er, „vereinigt sie in sich, was sich Vortreffliches an einem Weibe denken läßt, ihre religiösen Grillen abgerechnet. Er wolle wetten, daß, wenn sie jetzt alle, wie sie beisammen wären, in sein Haus gehen und, ungeachtet es so tief in der Nacht sei, seine Frau aus dem Schlafe herauspochen und die Zubereitung einer Mahlzeit verlangen wollten, so würde diese es mit Liebe, ohne Murren, und freundlichen Angesichts sogleich thun.“ Die Trinkbrüder schrienen und wetteten, das sei nicht Menschen

möglich. Die Wette wurde geschlossen, und die Gesellschaft taumelte und lärmte nach dem Hause der guten Frau hin. „Wo ist die Frau?“ fragte der Mann die Magd, die ihm entgegen kam. „Sie liegt schon im Bette!“ antwortete diese. „Rufe ihr“, fuhr jener fort; „sie soll aufstehen und für mich und meine Freunde ein Abendessen machen.“ Unverzüglich stand die Frau auf, kam mit einem sanften, freundlichen Angesichte herein, voll Liebe gegen ihren Mann, war sogleich bereit, seinen Wunsch zu erfüllen, und bald stand das verlangte Essen vor ihm. Als wenn sie ihre Gäste eingeladen hätte und diese zur rechten Zeit gekommen wären, bediente sie dieselben mit aller Freundlichkeit. Nach dem Essen vermochten sie ihre Verwunderung jedoch nicht mehr länger zurückzuhalten. Der Nüchternste unter ihnen wandte sich jetzt an sie, und sprach: „Ihre Höflichkeit setzt uns in Erstaunen! Unser Erscheinen zu dieser ungewöhnlichen Zeit ist die Folge einer Wette mit Ihrem Manne, die wir nun verloren haben. Sie sind eine gottesfürchtige Frau! Sagen Sie uns doch, wie konnten Sie uns doch so liebevoll behandeln, da Sie unsere Gefinnung nicht zu billigen vermögen?“ „Als wir, mein Mann und ich, uns heiratheten“, antwortete jene, „lebten wir beide nach der Welt Weise; aber es hat Gott gefallen, mich aus diesem unglücklichen Zustande zu erretten. Aber mein Mann wandelt noch auf diesem Wege, und ich zittere für sein künftiges Loos. Stürbe er so, wie er jetzt ist, wie traurig würde sein Schicksal jenseits des Grabes sein! Darum ist es meine Pflicht, ihm sein Leben hienieden noch so angenehm als möglich zu machen!“ Diese Antwort rührte die ganze Gesellschaft, machte auf den Mann selbst einen tiefen Eindruck. Endlich sprach er: „Theures Weib! bist Du um mein ewiges Unglück wirklich so besorgt? Dank sei Dir für Deine treue Warnung! durch Gottes Gnade will ich ein anderer Mensch werden!“ Er hielt sein Versprechen und wurde von nun an ein besserer, neuer Mensch, voll Liebe zu Gott und den Menschen, vor allen aber gegen den treuen Engel seines Lebens, gegen seine gute Frau.

## 257.

Als Kaiser Karl V. im Jahre 1537 die Stadt Algier belagerte, befand sich in seinem Heere ein vornehmer Bürger und Kriegermann aus Nürnberg sammt seiner Ehefrau. Da erhob sich ein heftiger Sturm, in welchem an 130 Schiffe der kaiser-

lichen Flotte untergingen. Der Frau gelang es, sich an das Land zu retten, wo sie von den Afrikanern gefangen und an einen reichen Mann verkauft wurde, während ihr Ehemann glaubte, sie sei mit andern ertrunken. Als nun Kaiser Karl von Algier abzog, kehrte auch der Nürnbergische Bürger wieder in seine Heimath zurück, wo er sich nach zwei Jahren wieder verheirathete, weil er nicht anders wußte, als daß seine Frau in jenem Sturme verunglückt sei. Indessen diente seine Frau dem Weibe des reichen Afrikaners so fleißig, daß sie lieb und werth gehalten wurde. Nachdem sie nun ihrer Herrin in drei Kindbetten mit der größten Treue beigestanden hatte, gab dieselbe ihr die Freiheit, machte ihr reiche Geschenke und sorgte dafür, daß sie sicher heimreisen konnte. Als sie nun nach Nürnberg kommt, und eine andere Ehefrau im Hause bei ihrem Manne findet, wendet sie sich an die Obrigkeit und an das Consistorium. Alle verwunderten sich über diese göttliche Fügung, und da kein Zweifel obwaltete, daß sie wirklich die erste Frau sei, so wurde die zweite Frau von dem Manne geschieden, und sie wieder in ihren vorigen Ehe- und Ehrenstand eingesetzt.

258.

Der Kaiser Heinrich der Vogler dankte vor seinem Ende seiner Gemahlin Rechthilbe, daß sie sich während ihrer Ehe gegen ihn allezeit freundlich und gehorsam bewiesen, seinen Zorn oft gelindert und gestillt, ihm manchen guten Rath gegeben, ihn jederzeit zur Gerechtigkeit ermahnt, und ihn stets um Hülfe für Arme und Unterdrückte gebeten habe.

## Das siebente Gebot.

259.

Eine Mutter erlaubte ihrem Söhnlein, allerlei Kleinigkeiten zu stehlen, ja, sie hatte ihr Wohlgefallen daran, daß er so behende und geschickt sei. Endlich stahl er auch werthvolle Dinge, wurde darüber ergriffen und zum Galgen verurtheilt. Auf dem Wege dahin zieht er seine Mutter und ruft sie zu sich, als wollte er ihr etwas Heimliches ins Ohr sagen. Da sie sich nun zu ihm neigt, beißt er ihr das Ohr ab und spricht: sie



hätte das um ihn verdient, weil sie ihn in der Jugend nicht vom Stehlen abgehalten, sondern auch wohl das Gestohlene von ihm angenommen hätte. Denn wenn sie ihm gesteuert und getwehrt hätte, so würde er jetzt diesen Weg nicht gehen.

## 260.

In C. starb 1850 ein Vater in der Stunde, in welcher sein Kind confirmirt wurde. Der Sarg wurde bei dem einen der zwei Schreinermeister des Ortes bestellt. Allein am Morgen des Begräbnistages fehlte der Sarg; er war in der Nacht gestohlen worden. Die Beerdigung mußte um mehrere Stunden verschoben werden, bis in der Eile ein neuer Sarg angefertigt werden konnte. Nach etlichen Tagen wurde derselbe in einiger Entfernung vom Orte wieder aufgefunden und dem Schreinermeister zugestellt. Unter dem Volke wurde der zweite Schreinermeister des Ortes als der „Sargdieb“ bezeichnet, der aus Neid darüber, daß bei ihm die Bestellung nicht gemacht worden, diese wohl unerhörte That vollbrachte. Was geschieht? Bis zum September 1850 stirbt im Orte niemand, und der Sarg wartet fort und fort auf eine anderweitige Benützung. Da reinigt der zweite Meister, der auch ein „Jägbler“ war, seine Doppelflinte anfangs Septembers. Der eine Lauf ist geladen, geht los und streckt den Mann todt nieder. So kommt er in den von ihm gestohlenen Sarg und neben den im Frühjahr verstorbenen Vater auf dem Kirchhof zu liegen. Dieser Vorfall erregte in der ganzen Gegend das größte Aufsehen; alle nachdenkenden Christen erblickten darin nicht einen „Zufall“, sondern die Hand des Allmächtigen.

## 261.

Ein Student gerieth in liederliche Gesellschaft, die ihn zum Spielen verführte. Er verspielte, fing an zu borgen und gerieth endlich so tief in Schulden, daß er die Stadt verlassen mußte. Während er nun in einer Dorfschenke übernachtete, hörte er neben seinem Gemach einen Reisenden Geld zählen. „Wie, wenn du das Geld hättest?“ raunte der Versucher ihm zu. Während der Nacht wurde der Vorsatz, den Fremden zu berauben, leider ganz fest. Am andern Morgen wartete er auf ihn in einem Gebüsche, überfiel ihn und stach ihn, da er sich zur Wehre setzen wollte, nieder. Jetzt eilte der Mörder, sich des Felleisens zu bemächtigen und es in einem entfernten

Graben zu öffnen. Aber wie wurde ihm, als er darin einen Brief von seinem Vater fand, ungesiegelt und ein Päckchen mit 200 Thalern. Es waren die rührendsten elterlichen Ermahnungen, die er mit Zittern und Zagen las; ja, er wurde voll Entsetzen, als er erfuhr, daß der von ihm Ermordete seiner Mutter Bruder war, der ihn seit seiner Kindheit nicht wieder gesehen hatte und der das Geld überbringen wollte, um den Verirrten auf den rechten Weg zurückzuführen. Wie ein Donnerschlag fiel der Inhalt dieses Briefes auf seine Seele und er erstach sich selbst mit demselben Degen, den er eben in das Herz seines Onkels gestoßen hatte. Man fand die Leichname, und den Brief in der krampfhaft zusammengezogenen Hand des Mörders.

## 262.

König Gustav Adolf von Schweden sah bei der Belagerung von Nürnberg, daß die deutschen Truppen anfangen, trotz des strengsten Verbotes das Landvolk zu bedrücken und zu befehlen. Empört darüber ließ der König alle deutschen Hauptleute vor sein Zelt kommen und hielt ihnen wegen ihrer schlechten Manneszucht eine furchtbare Strafrede, wobei er ihnen vorhielt, daß sie einst vor Gottes Thron darüber Rechenschaft geben müßten, und ihnen drohte, wenn sie sich nicht besserten, würde er sie durch seine Schweden zusammen hauen lassen. Alle waren über diesen Zornausbruch des Königs wie erstarrt. Ja, er packte mit eigener Hand einen Corporal, der einem armen Bauern eine Kuh geraubt hatte, bei den Haaren und übergab ihn dem Profoß mit den Worten: „Es ist besser, ich strafe dich, als daß Gott nicht allein dich, sondern auch mich und uns alle um deinetwillen strafe.“

## 263.

Kaiser Sigismund ließ dem untreuen Feldobersten Pipo, der sich von den Venetianern mit Gold bestechen ließ, solches Gold in den Hals gießen und sprach: „Trinke Gold, weil dich nach Gold gedürstet hat!“

## 264.

Als Kaiser Karl V. einstmals in großem Gedränge ging, trug er am Halse eine kleine, künstliche und gar theure Uhr.

Die ward ihm von einem Diebe durch List vom Halse geschnitten. Da aber der Dieb wegen der Menge Hofrätthe, Diener und Volkes nicht entweichen konnte, was er gern gethan hätte, mußte er in dem Gedränge bleiben. Siehe, da fängt auf einmal das Seigerlein an zu schlagen und verräth den Dieb vor dem Kaiser und Volk. Der Dieb erschrak, fiel mit Furcht und Schrecken dem Kaiser zu Füßen, gab die Uhr wieder und bat mit Thränen um Gnade. Der Kaiser war so gütig, daß er's ihm verzieh, und sprach öffentlich: „Es sei dir vergeben; allein, du wirst hinfüro darüber größere Scham und Schande vor jedermann haben, als du im Stehlen Hoffnung des Gewinnes geschöpft hast.“

## 265.

Ein Bauer war eben daran, seinem Nachbar mehrere Furchen abzuackern. Metzger, sein Pfarrer, bemerkte diesen Betrug und forderte ihn auf, sein Unrecht wieder gut zu machen. Der Bauer wollte nicht. Da sagte ihm Metzger das prophetische Drohwort: „Wenn du nicht sogleich die rechten Grenzen wieder herstellst, so wird dich Gott nach wenigen Tagen mit jähem Tode bestrafen.“ Der Mann verachtete ihn, aber nach einigen Tagen lag er auf der Todtenbahre; ein unerwarteter Unglücksfall hatte seinem Leben plötzlich ein Ende gemacht.

## 266.

Als im Jahre 1379 die theure Zeit durch eine reiche Ernte ersetzt wurde, wollte solches dem Kornwucherer Pantelitz zu Damgarten in Pommern, welcher viel Korn gekauft und solches noch auf größere Theuerung inne hielt, nicht gefallen. Weil er nun seine Waaren nicht ohne Schaden verkaufen konnte, und hörte, wie sein Knecht, der auf dem Pferde saß und ein Fuder Korn in der Ernte nebst seinem Herrn hinter sich her führte, fröhlich war, und seinem Gott für den Segen, damit er das Jahr gekrönt hatte, mit Singen und Loben dankte: konnte er solches nicht länger leiden. Er schürzte den Strick, womit man den Baum über die Garben bindet, um den Hals und erwürgte sich selbst. So wurde er, während der Knecht nichts davon wußte, in die Stadt geschleppt, ein abschreckendes Beispiel des bestraften Geizes.

## 267.

Anno 1343 gerieth zu Eisenach einem Prediger sein Haus in Brand. Nun floß das Wasser an seiner Thür vorüber, so daß das Haus leicht konnte gerettet werden, aber da wollte niemand dem armen Priester zu Hülfe kommen, wie sehr er auch um Rettung laut rief, sondern jedermann gönnte es dem Pfarrer wohl. Als nun das Haus abgebrannt war und viel Volks unthätig zugeesehen hatte, erhebt sich plötzlich ein Wind und treibt das Feuer so, daß die Häuser am Sonnabends-Markt davon angesteckt werden. Da liefen die Leute zu, wollten löschen; war aber zu lange geharret und ward daher ein großer Theil der Stadt jämmerlich verderbt. Darum heißt es:

Freu dich eines Andern Unglücks nicht,  
Wer weiß, was dir noch heut geschieht;  
Hilf löschen deines Nachbarn Brand,  
Sein Haus steht nächst an deiner Wand.

## 268 a.

Auf der Insel Cimeo predigte einst Missionar Rott über die Worte: „Wer gestohlen hat, der stehle nicht mehr“ 2c. Er widerlegte besonders die falsche Meinung der Insulaner, daß der Diebstahl kein Verbrechen, sondern ein Verdienst sei, wenn er listig ausgeführt werde; er drang auch zuletzt darauf, nicht nur für die Folge ehrlich zu sein, sondern daß die gestohlenen Gegenstände zurückgegeben werden müßten. Als er nun am andern Morgen aufgestanden war, sahe er eine Menge Eingeborener vor seiner Thür sitzen. Sie hatten die Nacht nicht schlafen können vor Unruhe, die ihnen die Predigt gemacht hatte, und brachten eine Menge gestohlener Sachen. Einer hob ein Beil auf, ein anderer einen Meißel und sagte: „Dies stahl ich dem Zimmermann von dem Schiffe ‚Charlotte‘.“ Andere brachten Sägen, Messer, Stricke mit dem reumüthigen Bekenntnisse, daß sie gestohlen seien. Rott sagte: „Aber, lieben Leute, was soll ich damit? Habt ihr euren Landsleuten etwas gestohlen, so gebt es ihnen sogleich zurück, und den Schiffen, wenn sie wieder kommen.“ Darauf sagten alle: „O nein! wir können die Sägen nicht wieder mitnehmen; wir haben keine Ruhe, so lange die Sachen in unsern Häusern sind; wir bitten dich, sie zu dir zu nehmen, und sie den Eigenthümern zurückzugeben.“ So stark war die Macht des Gewissens. Ja, Einige, welche einem Missionar auf Tahiti

etwas gestohlen hatten, bestiegen ihr Canoe und segelten mit dem ersten günstigen Winde 70 Meilen weit hinüber, um dort dem rechtmäßigen Eigenthümer die gestohlenen Sachen wiederzubringen.

268 b.

Claus Harms erzählt in seiner Lebensbeschreibung S. 38 Folgendes: „An einem der folgenden Tage (meiner Krankheit) ging mir der Gedanke zu, daß ich zuweilen aus dem Garten eines Nachbarn Aepfel und Birnen entwendet, sie nach der Mühle getragen und dort mit dem Müllergesellen verzehrt hatte. In den letzten Jahren war es freilich nicht geschehen, aber jetzt quälten mich diese gestohlenen Früchte. Ich mußte die Sache von meinem Gewissen los sein, stellte deshalb meinem Vater vor, es hätten mich so viele besucht, aber der eine alte Nachbar hätte mich ja noch nicht besucht; ich möchte doch gerne, daß derselbe auch noch zu mir käme. Mein Vater bat ihn zu mir, ließ mich auch allein mit ihm — vielleicht verstand mein Vater mich; ich bat den Nachbar um Verzeihung. O, wie freundlich lächelnd streckte der Greis seine Hand nach mir, faßte meine und sagte: „Lütje Natwer, lat di dat nich quelen; ick wet ja gar nich, dat du dat dahn hest.“ — Aber ich wollte das Wort der Vergebung von ihm haben. Er gab mir's. O Leser, Leserin! nehmt's genau mit Kleinigkeiten solcher Art! Sie können auf unserem Kranken- oder Toddbette schwere Großheiten werden! — Bald darnach trat meine Genesung ein. Schlaf kam wieder und Gflust kam wieder.“

269.

Dem Spizenhändler Jakob Häuser fiel es einst schwer auf's Herz: „Du hast bisher bei deinen Preisen immer eine etwas höhere Summe angesetzt, als die war, für welche du die Waaren lassen konntest, und auch wirklich ließeßt, wenn Leute da waren, die das Handeln verstanden. War das auch recht? Ein Christ soll nicht lügen noch betrügen, das war aber beides. Wohl! mein Gott, es soll nicht mehr geschehen!“ Er kommt nach Rassel zur Messe. Gleich am ersten Tage kommen viele Leute, die seine Waaren ansehen, nach dem Preise fragen, und dann handeln wollen. Da er aber erklärt, das sei wirklich der äußerste Preis, so verkauft er an diesem Tage nicht eine Elle. Abends im Wirthshaus kann er vor Traurigkeit nicht essen.

„Das ist also“, denkt er, „der Lohn christlicher Treue. So ist dir's doch nicht gegangen, als du, wie man sagt, bei der Welt warst.“ Dann fand er sich aber doch wieder zurecht und schloß ruhig ein. Aber es ging an den beiden folgenden Tagen wieder ebenso. Abends, wenn die andern Kaufleute fröhlich waren, aß Häuser sein Stückchen trocken Brod heimlich und mit Seufzen. Noch war Hoffnung auf eine Käuferin, die gewöhnlich nicht handelte. Endlich am vierten Tage kommt die Frau Landgräfin, und zuerst an Jakobs Bude. Diesem klopft das Herz hoch vor Freude und Erwartung. Sie sucht aus, aber will auch ein Mäßiges abhandeln. Der arme Jakob muß erklären, er könne keinen Heller zurückgehen, und sie geht schweigend hinweg zu den andern Spizenhändlern. Sie, als Kennerin, bemerkte aber bald, daß diese viel theurer sind, und die Spizen schlechter, als bei Jakob, spricht das aus gegen ihre Damen, und kehrt zurück zur ersten Bude. Hier kauft sie dann reichlich, und lobt laut den ehrlichen Mann. Alle Damen des Hofes und der Stadt wollen nun auch bei Jakob kaufen. Am Abend hat er auch nicht Eine Vierteilelle mehr. „Konnte ich“, erzählt er, „an den ersten drei Abenden vor Kummer und Sorge nicht essen, so konnte ich es nun vor Freude nicht. Meine Seele war voll Lobes und Dankes gegen Gott.“

## 270.

Der berühmte holländische Admiral Ruyter war, ehe er in die Dienste der holländischen Regierung trat, eine Zeit lang Schiffer in den Diensten eines Kaufmanns. Einmal hatte er den Auftrag, ihm eine Ladung Tuch und andere Waaren auf dem Markte zu Salee im Königreich Marokko zu verkaufen. Er legte hier seine Waaren, wie andere Handelsleute, öffentlich aus und der Absatz ging ganz nach Wunsch, bis ihm ein sehr bedenkliches Abenteuer zustieß. Unter anderen Käufern fand sich nämlich auch der Sand (das Oberhaupt der Stadt) ein, und besah seine Waare. Da gefiel ihm ganz vorzüglich ein Stück schönes kastanienbraunes Tuch. Er lobte es und fragte nach dem Preis. Ruyter forderte 80 Thaler. Der Sand bot 30 und verlangte mit Heftigkeit, und indem er sich auf seine Würde berief, das Tuch um diesen Preis. Ruyter aber beharrte bei dieser geforderten Summe, schlägt die 30 Thaler aus, bietet dagegen das Tuch dem Sand zum Geschenk

an. Darüber äußerte der Sand seine Verwunderung, worauf Ruyter ihm erklärte, das Wegschicken der Waare könne er im Nothfalle verantworten, wolle er aber unter dem Preis verkaufen, so würde dadurch der ganze Markt verdorben. Der Sand, zu stolz, um das Geschenk anzunehmen, bot nun noch einmal dieselbe Summe und drohte mit furchtbarer Rache, wenn Ruyter ihm nicht willfahre, und schon wollte er Hand an ihn legen, als der Bruder des Sands sich in's Mittel legte und diesen betrog, dem muthigen Kaufmann eine kleine Bedenkzeit zu lassen. Während sich nun der Sand entfernte, suchte sein Bruder durch gute Worte Ruyter zu gewinnen, aber vergeblich. Der Sand kommt zurück und fragt mit drohender Heftigkeit. Ruyter bietet ihm mit Ruhe das Tuch entweder als Geschenk oder zu dem festgesetzten Preise an. Jetzt konnte der Sand die Verwunderung, die er solchem Muth und solcher strengen Gewissenhaftigkeit schon längst in seinem Innern zollte, nicht mehr zurückhalten; er legte die Hand auf Ruyters Brust, und hieß denselben ihm das Gleiche thun zum Zeichen ihres Freundschaftsbundes; er versicherte ihn seines Schutzes und gab ihm die geforderte Summe um das Tuch. Von jetzt an hatte er immer guten Markt, und die Mauren hegten solches Zutrauen zu ihm, daß sie mit dem Einkauf auf ihn warteten und ihm seine Ladungen schnell abnahmen.

## 271.

William Hall, ein Metzger zu London, ließ 1748 in die Zeitungen setzen: „Vor 20 Jahren kam ich durch Unglücksfälle in den Gant, und konnte meinen Gläubigern nur 30 Procente zahlen. Seitdem hat mich aber Gott so gesegnet, daß ich jetzt meine alten Schulden bezahlen werde. Deshalb lade ich alle meine Gläubiger auf den 1. Juli zu einer Mahlzeit in den Gasthof zum goldenen Löwen ein, um ihnen hier das zu vergüten, wozu mich zwar nicht die Gesetze, aber mein Gefühl für Recht und Billigkeit verpflichtet.“ Er bezahlte wirklich seine alten Gläubiger.

## 272.

Eine Frau in Dranienbaum, in Rußland, hatte am Hafen ein kleines Gasthaus, das von Seeleuten am meisten besucht ward. Eines Abends hatten mehrere holländische Schiffer bei ihr gegessen, und am andern Morgen fand sie beim Aufräumen

einen versiegelten Beutel mit Geld unter dem Tisch. Sie dachte gleich, daß einer der Holländer den Beutel vergessen habe, aber sie waren schon alle mit günstigem Winde abgeseigelt. Acht Jahre nachher bewirthete sie eines Tages drei Engländer und einen Holländer. Die Engländer fragten den Holländer, ob er schon früher einmal in Dranienbaum gewesen sei? „Ach“, jagte der, „ich kenne das Nest nur zu gut; es hat mir einmal 700 Rubel gekostet, die ich in der Trunkenheit hier irgendwo verloren habe.“ „War das Geld versiegelt?“ fragte die Wirthin, die das Gespräch mit angehört hatte. „Ja“, sagte er, „ich trage das Petschaft, womit er versiegelt war, noch bei mir.“ Die Frau sah das Petschaft, und erkannte es gleich als dasselbe, womit der gefundene Beutel versiegelt war. Sie holte das Geld herbei und gab es dem Eigenthümer wieder; acht Jahre lang hatte sie es aufbewahrt.

## 273.

Als dem Herzog von Wellington gerathen wurde, ein Landgut zu kaufen, welches unmittelbar an seine Besitzung grenzte und deshalb für ihn sehr werthvoll war, willigte er ein, und der Kauf wurde abgeschlossen. Darauf gratulirte ihm sein Verwalter zu diesem vortheilhaften Handel, da der Verkäufer aus Noth habe verkaufen müssen. Der Herzog fragte: „Was verstehen Sie unter einem vortheilhaften Handel?“ „Nun“, erwiderte der Verwalter, „das Landgut ist 1100 Pfund Sterling werth, und wir haben es für 800 bekommen.“ Da sagte der Herzog: „Wenn das so ist, so bringen Sie gefälligst dem letzten Besitzer die fehlenden 300 Pfund und reden Sie nie wieder mit mir von solchem vortheilhaften Handel!“

## 274.

Im siebenjährigen Kriege ward der Rittmeister von Stainville ausgeschiedt, um Fourage für seine Pferde zu suchen. Er begab sich an der Spitze seiner Eskadron nach der ihm angewiesenen Gegend, einem einsamen Thale, wo man nichts als Buschwerk erblickte. Er ward indeß einer armseligen Hütte ansichtig, und als er anpochte, trat ein alter Mann mit einem eisgrauen Kopfe heraus. „Vater!“ redete ihn der Offizier an, „zeig mir ein Feld, wo meine Leute Futter holen können.“ „Sogleich“, erwiderte der Alte, bot sich ihnen selbst zum Wegweiser an, und führte die Schwadron das Thal hinab.



Nachdem sie etwa eine Viertelstunde weit gekommen waren, trafen sie ein schönes Gerstenfeld an. „Hier ist das, was wir suchen“, rief der Rittmeister. „Noch einen Augenblick Geduld!“ sagte der Greis, „und Sie sollen befriedigt werden.“ Sie marschirten also weiter und langten nach einer Viertelmeile Wegs bei einem andern Gerstenfelde an. Die Reiter stiegen von den Pferden, mäheten das Feld ab, banden die Gerste auf die Pferde, saßen wieder auf, und ritten davon. Darauf sagte der Rittmeister zu seinem Führer: „Guter Vater, Ihr habt uns unnöthiger Weise weiter marschiren lassen, das erste Feld war besser, als dieses.“ „Das kann wohl sein“, versetzte der Alte, „aber es gehörte nicht mir!“

## 275.

Die Wohlthätigkeit Kaiser Karls des Großen, gestorben 814, erstreckte sich nicht bloß auf die eigenen Unterthanen, sondern seine Almosen gingen auch über das Meer nach Syrien, Egypten und Afrika, nach Jerusalem, Alexandrien und Karthago hin, wo er irgend von nothleidenden Christen hörte. Vorzüglich deshalb unterhielt er die Gemeinschaft mit jenen entfernten Königen, damit den unter ihrer Herrschaft lebenden Christen eine Erquickung und Erleichterung zu Theil werden möchte.

## 276.

Der griechische Kaiser Tiberius II. war gegen die Armen so überaus freigebig und wohlthätig, daß es zuweilen schien, als wollten ihm die Mittel fehlen, seine kaiserliche Tafel zu erhalten, weshalb Sophia, Kaiser Justinus' hinterlassene Wittve, durch deren Rath er zur kaiserlichen Würde gekommen war, ihm einen ernststen Bertheiß gab und seine Milde Verschwendung nannte. Allein Tiberius gab zur Antwort, er wäre versichert, daß es ihm nimmer mangeln würde, wenn er nach Christi Befehl die Armen versorgte und sich einen Schatz im Himmel sammelte. Als er nun einst im kaiserlichen Palast spazieren ging, und gewahr ward, daß ein Marmorstein im Pflaster lag, worauf ein Kreuz gehauen war, sagte er, es wäre unbillig, daß man über solches Zeichen unserer Erlösung mit den Füßen gehen sollte, und befahl, denselben auszuheben und zu versetzen. Als man aber diesen ersten Stein gehoben hatte, fand sich unter demselben ein anderer, der ebenfalls mit dem Kreuze gezeichnet war, und

unter demselben ein dritter von gleicher Gestalt. Nachdem auch dieser weggeräumt war, fand er über alles Vermuthen einen großen Schatz, der, wie einige berichten, sich auf über eine Million Kronen belief. Der Kaiser verwunderte sich über diese Güte und väterliche Vorsorge Gottes und ließ von seinem gefundenen Schätze den Armen reichlich austheilen. Bald darauf kam er auch in den Besitz des großen Schatzes, welchen der Feldherr Narfes in Italien hinterlassen hatte. Der fromme Kaiser ward hierdurch mehr und mehr im Glauben gestärkt, und hörte nicht auf, den Dürftigen Gutes zu thun, was Gott auch über das Vorige mit siegreicher und glücklicher Regierung vergolten hat.

## 277.

Ein Jüngling, der seine Studien vollendet hatte, und nun, von allem Gelde entblößt, Wittenberg verlassen sollte, trat einst, tief gebeugt von Kummer, in Luthers Zimmer und flehte um eine kleine Geldunterstützung. Luther hatte selbst kein Geld, seine Gattin, die eben zugegen war, ebensowenig. Mit herzlichem Bedauern erklärte Luther dem armen Jünglinge, daß er außer Stande sei, ihm zu helfen. Der Verlassene weinte. Viele schon hatte er angerufen, und nirgends Hülfe gefunden. Auf Luther war seine letzte Hoffnung gestützt. „Ach Gott, wo soll ich Hülfe suchen?“ seufzte er, „ich weiß ja keinen Menschen mehr.“ Da fiel Luthers Blick auf einen schönen vergoldeten Becher von Silber im offenen Schranke. Der Kurfürst hatte ihm erst vor kurzem dies köstliche Geschenk verehrt. Rasch greift Luther nach dem Becher, und gibt ihn dem Studenten. Dieser steht und staunt, und will nicht zugreifen. Katharina winkt, die zu große Gabe doch nicht aufzudringen. Aber was thut Luther? Er drückt den köstlichen Becher mit Kraft zusammen, und gibt ihn dem Jüngling mit den Worten: „Ich brauche keinen silbernen Becher, da nimm ihn, trag ihn zum Goldschmied, und was du dafür lösest, behalte.“

Bei einem andern ähnlichen Falle kam Luther seiner Frau, die gerade in den Wochen lag, übers Pathengeld und brachte es dem Dürftigen. Als man ihn darüber zur Rede stellte, sprach er: „Gott ist reich, er wird anderes beschenken.“

Ein um des Glaubens willen Vertriebener sprach Dr. Luther

um eine Gabe an. Da er selbst nur noch einen Joachimsthaler hatte, rief er fröhlich nach kurzem Bedenken: „Heraus, Joachim, der Heiland ist da!“

## 278.

Als Kaiser Karl V. etliche Prediger zu Augsburg ihres Amtes entsetzte und in die Verbannung trieb; weil sie das Interim nicht annehmen wollten, fragte der gefangene Kurfürst von Sachsen, Johann Friedrich, einen derselben, wie es ihnen ginge. Und als er vernahm, daß ihnen der Kaiser das ganze römische Reich hatte verbieten lassen, hat er angefangen zu weinen, daß ihm die Thränen die Backen herab auf die Erde flossen, ist aufgestanden und an das Fenster getreten. Bald darauf wandte er sich und fragte sie: „Hat Euch denn der Kaiser auch den Himmel verboten?“ Und wie der Prediger antwortete: „Nein“, erwiderte er: „Ei, es hat keine Noth; seid getroßt, das Reich Gottes und der Himmel muß uns doch bleiben.“ Darauf ließ er sich seine Satteltasche bringen und sagte: „Darin ist alles, was ich auf Erden habe; daraus will ich Euch einen Zehrpennig verehren, den theilet unter Eure Brüder und Kreuzgesellen; wiewohl ich auch ein armer gefangener Fürst bin, so wird mir doch Gott wohl wieder etwas bescheren.“

## 279.

Während Joh. Mich. Moscherosch als Amtmann zu Bingen an der Saar alle Drangsale des dreißigjährigen Krieges ausstehen mußte, kam zu den Lebensgefahren auch die Erfahrung großer Verarmung. Trotzdem theilte der wohlthätige Mann den noch Vermerren all das Seine aus, so daß er „fast selber darüber darben mußte“. Aber das Sprüchlein der Alten wurde auch an ihm wahr:

Almosen geben armet nicht,  
Kirchengehen säumet nicht,  
Unrecht Gut wudelt nicht,  
Gottes Wort treugt nicht.

„Almosen geben“ schreibt er, „ist (in jener Zeit) mein bester Schatz gewesen. Habe ich gerne gegeben, Gott hat es mir viel lieber wiederum gegeben — ich sage greiflich, augenscheinlich, zehnfältig. Ich kann mich nicht genug verwundern über die Gnade Gottes. Je mehr ich hingegeben, desto mehr

habe ich gehabt; die Frucht ist mir, mit Verwunderung meines Gesindes, auf dem Speicher, das Mehl in dem Kasten, das Brod in dem Backofen und so zu sagen in den Mund gewachsen. Der Segen Gottes hat mich unaussprechliche Dinge sehen lassen."

## 280.

Als Alexander, der Große, nach Indien kam, zog ihm Taziles, ein König, entgegen und sprach: „Was bedürfen wir weitläufiger Uneinigkeit und Krieges? Findest du, daß ich reicher bin, als du, so will ich ja gerne mit dir theilen; bist du aber reicher, als ich, so will ich bereitwillig deine Wohlthaten annehmen.“ Diese Rede gefiel Alexander so wohl, daß er ihm um den Hals fiel und sprach: „Wohlan, so wollen wir mit Geschenken und Wohlthaten mit einander streiten; laß sehen, wer von uns der Freigebigste sein wird.“ Ach! es ist eine edle Kunst, wenn man dem Feinde durch Sanftmuth und Wohlthat das Herz brechen und ändern kann!

## 281.

Joh. Gerhard, gestorben 1637, war einer der unermüdetsten Armenfreunde, und sorgte auf jede Art und Weise für die Bedürfnisse der Nothleidenden, nicht allein durch Darreichen von Speise und Trank, Kleidung und Arznei, sondern auch durch guten Rath und heilsame Ermahnung. Desters hörte man ihn sagen: „Er wolle lieber alle seine Weinberge, Gärten und Acker verkaufen, als einen armen Menschen mit einem harten Worte anfahren und ohne Unterstützung von sich lassen.“

## 282.

August Hermann Franke beschäftigte sich eines Tages mit der Betrachtung der Worte: „Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb. Er hat ausgestreuet und gegeben den Armen; seine Gerechtigkeit bleibet ewiglich.“ In diesem Augenblicke ward ihm ein Brief von einem frommen Manne aus Magdeburg übergeben, welcher ihm die Noth seiner leidenden Familie an das Herz legte. Frankes Herz entbrannte. Er eilte zu seiner Kasse, aber die war durch seine unaufhörliche Milnthätigkeit längst erschöpft. Er beschloß nun, zum Besten der Unglücklichen ein Buch zu schreiben; aber schon waren seine Tagesstunden von früh bis spät völlig besetzt. Um gleichwohl zu

einem so wohlthätigen Unternehmen noch einige Frist zu gewinnen, brach er täglich an seiner Mittags- und Abendmahlzeit eine halbe Stunde ab, schrieb in diesen ersparten Augenblicken seine *Observationes biblicas* (biblischen Anmerkungen) und rettete mit dem Erlös jene leidende Familie vom Untergange. (Eph. 5, 1. 2.)

## 283.

„Mein Sohn“, sagte ein Banquier einst zu seinem Knaben, „ich möchte dir eine Lehre geben, wie man Geschäfte thut. Hier ist ein halber Dollar. Kannst du nun einen Knaben finden, dem du trauen darfst und der dir die Interessen davon geben will, so magst du ihm das Geld leihen; und wenn du weislich damit umgehst, so will ich dein Kapital vermehren.“ Abends fragte der Vater den Sohn: „Mein Sohn, was hast du mit dem Geld, welches ich dir gab, gemacht?“ „Ich begegnete einem armen Knaben auf der Straße, Papa, der hatte keine Schuhe und war hungrig; so gab ich ihm den halben Dollar, damit er sich etwas zu essen kaufen könne.“ „Aus dir, scheint es, wird nie ein Geschäftsmann werden. Geschäft ist Geschäft. Jedoch ich will es noch einmal mit dir versuchen. Hier hast du einen Dollar; siehe zu, daß du besser damit umgehst.“ Ein herzliches Lachen war die Antwort des Sohnes auf die Gabe des Vaters, und die Erklärung, welche ersterer letzterem gab, war: „Mein Sonntagschullehrer hat mir gesagt: Wer den Armen gibt, der leihet dem Herrn, und er wird es ihm doppelt wiedergeben; ich habe aber nicht geglaubt, daß er es so schnell schon thun würde.“

## 284.

Cozmus Medici, Herrscher von Florenz, verwandte auf Kirchbau und Almosen mehr als königliche Kosten. Dennoch pflegte er zu sagen: Er habe in seinen Rechnungen nie befinden können, daß ihm Gott etwas schuldig geblieben wäre.

## 285.

Eine Herzogin von Württemberg sagte bei ihrem Ende: sie hinterlasse keinen bessern Schatz, als den, welchen sie bei den Armen und wohlverdienten Leuten hinterlegt hätte.

286.

Als ein reicher Kaufmann einst von seinem Könige gefragt wurde, wie viel Geld er hätte, antwortete er: „Es wird sich die Summe nicht viel über 1000 Gulden belaufen.“ Als nun der König meinte, daß der Kaufmann scherze, sprach dieser: „Ich habe um Gottes willen 1000 Gulden den Armen gegeben, und diese allein halte ich für die meinigen, weil sie mir niemand nehmen kann. Meine übrigen Güter sind dem Willen des Königs, den Händen der Räuber und dem wunderlichen Wechsel des Glücks unterworfen; ich kann sie also nicht für die meinigen achten.“

287.

Ein gottseliger Mann, Johannes Paulus von Siena, dem seine weltlich gesinnten Freunde oft seine große Wohlthätigkeit als eine Thorheit vorgeworfen, als mit welcher er sich noch so arm machen werde, daß er auf dem Stroh sterben müsse als ein Bettler, kam zum Sterben. Da sagte er zu diesen Freunden: „O, wie ganz anders ist es doch nun gekommen, ihr lieben Freunde, als ihr's gesagt habt. Was ich behalten, das ist jetzt verloren. Was ich verschenkt, das hab' ich noch. Drum trag ich Leid nur um das, was ich versagt habe. Vergib' mir's Gott!“

288.

Als ein Missionar in Verbice vor mehreren Jahren die Namen der Leute aufrief, um zu erfahren, wie viel ein Jeder geben wollte zur Errichtung eines neuen Gotteshauses, rief er auch den Namen Fitzgerald Matthew. „Hier bin ich“, antwortete er alsbald, und er humpelte in Eifer und Ernst mit seinem hölzernen Beine aus der Versammlung hervor an den Tisch. Als er herantrat, steckte er seine Hand in eine Tasche, nahm etwas Silber heraus und sagte mit einer liebenswürdigen Heftigkeit: „Das ist für mich, Massa!“ Als der Missionar sagte, er solle sein Geld jetzt nur noch behalten, er werde es ein andermal einnehmen, erwiderte der Neger: „Ach, Massa, Gottes Werk muß gethan werden und ich kann sterben!“ Und hiermit fuhr er in eine andere Tasche, brachte ein anderes Päckchen Silber hervor, und sagte: „Das ist für mein Weib, Massa!“ Dann steckte er seine Hand in eine andere Tasche,

brachte ein etwas kleineres Päckchen hervor, und sagte: „Das ist für mein Kind, Massa!“ Es waren zusammen nahe an 3 Pfund Sterling (15 Dollars), eine große Summe für einen armen Feldneger mit einem hölzernen Beine!

## 289.

Ein Missionar in Verbice war am Fieber sehr bedenklich erkrankt; da flehte die Negergemeinde, die er aus ehemaligen Sklaven gesammelt hatte, für ihn, wie einst die Gemeinde in Jerusalem um Petri Errettung. Er genas. Da beschloß die Gemeinde, dem Herrn für die Genesung ihres lieben Seelsorgers ein Dankopfer zu bringen. An dem Tage, an welchem er zum ersten Male wieder die Kanzel betrat, wurde eine Collecte veranstaltet. Und siehe da! die Sammlung, die zum Bau einer neuen Kirche gemacht wurde, betrug 3000 Gulden. Kinder und Große, alles drängte sich herzu, um mit der That zu beweisen, wie theuer ihnen die Verkündigung des Wortes, und wie lieblich ihnen die Füße des Friedensboten seien. Ein Mann rief laut bei seiner Gabe unter die Menge hinein: „Ich schätze dich für mehr als 30 Gulden, und hier sind sie!“ „Ja“, riefen andere, „den letzten Heller geben wir für unsern Seelsorger.“

## 290.

Eine neubefehrte Gemeinde in Demerara, Südamerika, deren Glieder nicht über 300 sind und unter denen keiner höheren Ranges ist als Feldarbeiter, hat jüngst in einem Jahre mehr als 5000 Thaler für kirchliche Zwecke freiwillig aufgebracht. Viele von ihnen sagten: „Wir geben nur etwas von unserem Gelde dem, der sein Leben für uns gegeben hat.“

## 291.

Einige reiche junge Engländer beschloßen, an dem Geburtstage ihres Königs ein glänzendes Fest zu feiern. Die Anstalten dazu sollte Morington machen, dem sie eine große Summe mit den Worten übergaben: „Wir überlassen alles deinem Geschmaße, aber es muß ein göttliches Fest sein.“ Sie traten am Tage des Festes in das Haus, bemerkten aber in der Küche keine Zubereitung und fanden die Zimmer schlecht beleuchtet. „Morington, was ist das?“ riefen sie, als er aus einer angrenzenden Thür ihnen entgegentrat, „du scheinst wenig für unser

Bergnügen gesorgt zu haben.“ „Ihr wolltet doch ein göttliches Fest? hier ist es!“ Und in diesem Augenblicke öffnete er die Thür eines Zimmers. Hier saßen zehn Londoner Bürger mit ihren Familien und genossen ein Mahl. Es waren Leute, die durch Unglücksfälle in Schulden gerathen waren, und deren Gläubiger sie, wie es dort die Gesetze verstaten, in das für zahlungsunfähige Schuldner bestimmte Gefängniß hatten setzen lassen. Morington hatte mit dem von seinen Freunden erhaltenen Gelde die Schulden dieser Männer bezahlt, die armen Gefangenen dadurch aus ihrer Haft befreit und hier eine gute Mahlzeit für sie anrichten lassen. Den Rest des Geldes hatte er unter sie vertheilt, damit sie neues Handwerkszeug und das nöthige Hausgeräth kaufen und sich wieder empor arbeiten könnten. „Ihr wolltet doch ein göttliches, ein himmlisches Fest?“ sagte Morington. „Sehet, hier ist es! So feiert es Gott alle Tage im Himmel.“ Die Bürger konnten mit ihren geretteten Familien nicht Worte des Dankes genug finden, aber ihre Augen und Thränen sprachen laut. Die jungen Engländer waren gerührt und überrascht, und setzten sich mitten unter sie an die Tafel. „Morington!“ sagten sie beim Weggehen, „du hast uns wahrlich ein göttliches Fest bereitet“, und sie unterzeichneten für's künftige Jahr eine gleiche Summe zu dem nämlichen Zwecke.

## 292.

Es war eine reiche Frau, deren Gut nahm täglich ab; die hatte eine Nachbarin, die ward zusehends reich. Da ging sie zu ihr und sprach: „Liebe Gevatterin, ich wundere mich über Eure Wirthschaft. Ihr waret zwei arme Kinder, und gedeihet zusehends; ich habe meinem Manne groß Gut zugebracht, noch hat's weder Hände noch Füße: offenbaret mir doch, wie Ihr's macht.“ Die Gevatterin sprach: „Ich habe ein Heiligthum, das trage ich alle Tage Morgens und Abends durch alle Kammern, Gewölbe und Ställe.“ Da bat sie höflich, sie wollte es ihr doch leihen. Jene aber band ein Steinlein in ein Tüchlein und gab es ihr. Als sie nun mit diesem vermeinten Heiligthum herumspazierte, fand sie überall Unrath und ließ es ändern; in kurzer Zeit ging alles in ihrer Wirthschaft fort, als wenn's vier Räder hätte. Darauf brachte sie das Heiligthum wieder, und bedankte sich demüthig. Die Nachbarin sagte: „Liebe Gevatterin, ich darf Euch nicht in Aberglauben stecken



lassen; denn viele Leute haben den Narren gefressen, daß sie das Glück in solchen Dingen suchen. Besehet das versuchte Heiligthum, es ist ein schlecht Feldsteinlein. Das hat Euch gemangelt. Ihr habt alles dem Gesinde vertrauet, und seid auf dem Stühlchen sitzen geblieben. Die Frau muß selber sein die Magd, will sie im Hause schaffen Rath."

## 293.

Als einst in London für eine Irren- und Blindenanstalt collectirt wurde, kamen zwei Männer zu diesem Zwecke an ein Kaufmannshaus. Indem sie hineintreten wollten, hörten sie den Hausbesitzer der Magd darüber Vorwürfe machen, daß sie einen Schwefelsfaden, der nur einmal angezündet worden, unbedachtamer Weise weggeworfen und zertreten habe. Darauf traten sie in das Zimmer und sagten dem Kaufmann die Ursache ihres Besuches. Sogleich ging dieser in ein Nebenzimmer und holte aus demselben 400 Guineen (4400 Gulden), zählte sie ihnen vor und steckte sie in ihren Beutel. Die Sammler, die einen so reichen Beitrag nicht erwartet hatten, konnten nicht umhin, ihr Erstaunen darüber zu bezeugen, und sagten dem Kaufmanne, was sie vorhin gehört hätten. „Meine Herren“, erwiderte derselbe, „als ein Mann, der nach häuslicher Grundfägen handelt, spare ich mein Geld, um da, wo es zweckmäßig angelegt ist, desto mehr geben zu können. Eben dadurch, daß ich das Meinige jederzeit zu Rathe hielt, kam ich in die glückliche Lage, wohlthätig sein zu können.“

## 294.

Dr. Jonas gab einst einem Armen und sagte: „Wer weiß, wo es Gott wiedergibt!“ Da sprach Dr. Luther: „Als wenn's Gott nicht schon längst voraus gegeben hätte!“

## 295.

Der berühmte Philosoph Locke besuchte den Großkanzler von England, Lord Ashley, Grafen von Shaftesbury, mit dem er in sehr freundschaftlichem Verhältniß stand, und traf ihn in Gesellschaft einiger Freunde beim Kartenspiel sitzend. Locke sah lange Zeit ruhig dem Spiele zu, endlich zog er seine Schreibtisch heraus und schrieb mit anscheinend großer Aufmerksamkeit Einiges auf. Als ihn nach einigen Stunden der Kanzler fragte, was er schreibe, antwortete er: „Ich bemühe

mich, Mylord, Ihrer Gesellschaft so viel zu nützen, als ich kann. Schon lange sehnte ich mich darnach, in diese Gesellschaft der klügsten und geistreichsten Männer unserer Zeit zu kommen, und da mir nun endlich dieses Glück geworden ist, so glaube ich nichts Besseres thun zu können, als Ihre Unterredung aufzuschreiben, und wenn Sie erlauben, so will ich nun vorlesen, was ich geschrieben habe." Hierauf las er einen Theil ihres Gespräches her; allein kaum hatte er eine Weile gelesen, so schämten sich die Herren ihres Kartenspiels, und wählten eine würdigere Unterhaltung.

296.

Ein junger Mensch, der eben erst das Kartenspielen gelernt hatte, war so eifrig dafür eingenommen, daß er nach dem Laden lief, um sich ein neues Packet Spielkarten zu kaufen. Auf dem Heimwege besuchte er einen alten Spieler, der den besten Theil seines Lebens mit dieser eiteln Beschäftigung zugebracht hatte, um demselben die Karten zu zeigen. Dieser nahm sie, fingerte eine Weile in denselben herum und gab sie dem Jüngling mit der Bemerkung zurück: „Du thust am besten, die Karten zu verbrennen.“ Erstaunt hörte der Jüngling diesen unerwarteten Rath und nahm denselben ernstlich zu Herzen. Er dachte: „Gewiß, wenn jemand im Stande ist, über diese Sache ein richtiges Urtheil abzugeben, so muß es der sein.“ Von jener Stunde an spielte er nie wieder und entging so dem Verderben, welches auf das Kartenspiel zu folgen pflegt: Müßiggang, Zank, Streit, Mord.

### Das achte Gebot.

297.

Kaiser Theodosius II. schenkte seiner Gemahlin einen Apfel von seltener Größe und Schönheit. Diese gab ihn ohne alle böse Absicht dem Paulinus, einem gelehrten und ihr befreundeten Manne. Dieser, der jenes nicht wußte, bietet ihn als etwas Seltenes dem Kaiser dar, bei dem nun seine Gemahlin in den Verdacht der Untreue kommt. Er fragt sie, wo der Apfel sei, und sie suchte sich mit einer Nothlüge zu helfen, indem sie sagte, sie habe den Apfel gegessen. Da wurde der Kaiser zornig, tödtete den Paulinus und verbannte seine Gemahlin.

298.

Vor mehreren hundert Jahren wusch sich eines Morgens ein vornehmer Herr in der Stadt Brandenburg in seinem Schlafkabinet die Hände, zog dabei seinen kostbaren Ring vom Finger und legte ihn neben sich auf ein offenstehendes Fenster. Er vergaß, ihn sogleich wieder anzustecken, und als er ihn nach einer Viertelstunde wieder suchte, fand er ihn nicht mehr. Der Herr wußte gewiß, daß er ihn aufs Fenster gelegt und nicht wieder weggenommen hatte, und ebenso gewiß wußte er, daß kein Mensch weiter in das Zimmer gekommen war, als er selbst und sein Kammerdiener, und daß von außen niemand herein-gegriffen haben konnte. Deshalb argwöhnte er, daß sein Kammerdiener ihm den Ring gestohlen haben müsse. Er stellte ihn deshalb zur Rede und versprach ihm, nichts weiter aus der Sache zu machen, wenn er den Ring ohne weitere Umstände wieder herausgäbe. Aber der Kammerdiener, der seinem Herrn beinahe zwanzig Jahre treu und redlich gedient hatte, erschraf über diese Beschuldigung gewaltig und sagte: es sei in der That nicht fein, daß man ihm, der in seinem ganzen Leben seinen guten Namen mit keiner Untreue befleckt habe, eine so böse That zutraue. Der Herr ward durch diese Entschuldigung nicht befriedigt, sondern bestand darauf, der Kammerdiener und kein Anderer müsse der Dieb sein. Da ihm nun an dem Ringe viel gelegen war, theils weil er einen großen Werth hatte, theils weil er ein Andenken von seiner verstorbenen Gemahlin war, so trieb er, von seinem Argwohn verleitet, die Sache aufs Aeupferste, ließ den Kammerdiener verhaften und unter Bedrohung der grausamsten Folter wegen des Verbrechens verhören. Der arme Mensch, der sich nichts Böses bewußt war, betheuerte in jedem Verhör seine Unschuld. Damit begnügte sich aber der Herr nicht, sondern brachte es bei den Gerichten dahin, daß man den armen Mann auf die Folter spannen mußte. Er hielt fast alle Grade derselben standhaft aus und tröstete sich mitten unter den furchtbarsten Qualen mit seinem guten Gewissen. Endlich da fast alle seine Glieder schon zerschraubt und voller Wunden waren, da seine Gesundheit schon völlig zerrüttet und nichts weiter als der schmerzlichste Tod auf der Folterbank mehr für ihn übrig zu sein schien, entschloß er sich, die angeschuldigte That zu gestehen, um dadurch seinem Leiden ein Ende zu machen. Aber auch damit entging er den Händen der Peiniger nicht; denn nun sollte

er gestehen, wo er den Ring habe? und das war ihm doch durchaus nicht möglich. Also ward er von neuem auf die Folter gespannt, und als man durch seine Qualen, so entsetzlich sie auch für ihn erdonnen wurden, herausbringen konnte, wo er den Ring gelassen habe, so ward er endlich als ein verstockter Bösewicht zum Tode verurtheilt. Man führte ihn hinaus auf den Richtplatz und eine Menge Menschen folgte ihm nach. Als ihm der Henker den Strick um den Hals schlingen wollte, um ihn an den Galgen zu knüpfen, rief der unglückliche Mann noch folgende Worte mit matter Stimme aus: „So gewiß ein gerechter Gott im Himmel ist, so gewiß wird auch meine Unschuld noch an den Tag kommen. Ich sterbe mit einem ruhigen Gewissen; Gott gebe, daß auch meine Richter einst mit einem ebenso guten Gewissen aus der Welt gehen mögen.“ Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, so ward ihm der Hals zugesehürt, und mehrere tausend Menschen, die es mit ansahen, glaubten, ihm sei Recht geschehen. Es vergingen beinahe volle sieben Jahre, ohne daß der vornehme Herr auch nur ein einziges Mal daran dachte, ob vielleicht sein Kammerdiener unschuldig gewesen sein könne. Während dieser Zeit hatte er auch den Ring fast ganz vergessen. Eines Nachmittags aber ward er plötzlich und zu seinem größten Unglücke wieder daran erinnert. Er sah zu, wie in seinem Garten ein hohler Baum, worin die Raben genistet hatten, ausgegraben wurde. Als der Baum niederstürzte, fiel das alte Rabennest aus den Zweigen. Indem er von ungefähr mit dem Fuße daran stieß, sah er allerlei Kleinigkeiten herausfallen und darunter auch seinen Ring. Ach! wie erschrak der Mann! Beim Anblicke desselben! Gleich als wäre er vom Blitze getroffen, stand er da, und wußte nicht, was er denken oder sagen sollte; denn den Ring sehen und von der Unschuld seines hingerichteten Kammerdieners überzeugt sein, das war eins! Es war ihm klar: ein Rabe hatte den Ring vom Fenster und in sein Nest getragen. Mit jeder Minute ward sein Gewissen des unschuldig zu Tode gefolterten Kammerdieners wegen unruhiger und peinigender. Er wollte anfänglich das Wiederfinden des Ringes verschweigen, damit niemand die Blutschuld, die er auf seinem Gewissen hatte, erfahren sollte; aber man sah bald in seinem ganzen Betragen so viel Unruhe und Niedergeschlagenheit, daß seine Freunde ihn gar nicht mehr allein lassen konnten. Endlich entdeckte er ihnen die schreckliche Geschichte und daß er unschuldig

Blut habe vergießen lassen. Alle hörten es mit Entsetzen; keiner konnte ihn trösten. Sein Zustand war über alle Beschreibung schrecklich! Fast drei Monate lief er wie unsinnig umher, dann fiel er in eine schwere Krankheit, in welcher er fast beständig rastete und unaufhörlich den Namen seines Kammerdieners ausrief, bis er endlich in der Verzweiflung seinen Geist aufgab.

## 299.

Zwei Bettler, welche erfahren hatten, daß der mitleidige und milde Bischof von Cypern, Epiphanius, auf einer Reise an ihnen vorbei komme, erdachten eine besondere List, ihn zu betrügen. Der eine legte sich, so lang er war, neben den Weg, der andere stand dabei und weinte bitterlich, daß er einen so plötzlich gestorbenen Freund aus Mangel an Geld nicht könnte beerdigen lassen. Der vorbeireisende Bischof sprach ihm sehr tröstlich zu, ermahnte ihn, nicht zu weinen, indem es doch nichts helfe, und gab ihm dabei Geld zur Leiche. Als er hinweg war, ermunterte der stehende Schalk den daliegenden, er solle nun freudig aufstehen, sie hätten das Geld erhascht; er rüttelte und schüttelte ihn; aber, der sich todt gestellt hatte, vergaß das Aufstehen; er blieb liegen und war wahrhaftig todt.

## 300.

Kaiser Sigismund ließ dem theuren Zeugen der Wahrheit, Johannes Huß, einen Geleitsbrief ausstellen, der ihm völlige Sicherheit verhieß. Trotzdem wurde Huß in Kostniz auf Befehl des Papstes ins Gefängniß geworfen. Seine Freunde waren außer sich über diese Treulosigkeit, und wandten sich an den Kaiser, der auch sofort in einem Erlasse vom 10. December 1414 befahl, den Gefangenen augenblicklich frei zu lassen, widrigenfalls er den Kerker mit Gewalt werde erbrechen lassen. Aber der Papst verhinderte die Vollstreckung des Befehls, und die römisch-katholische Priesterschaft wußte den Kaiser mit teuflischer Beredsamkeit zu überreden, daß man einem Ketzer Treu und Glauben nicht zu halten brauche, daß der gute Zweck die Mittel heilige und daß der Kaiser als Laie sich gar nicht in die Sache zu mischen habe. Von ihnen übertäubt, gab der Kaiser nach und Huß wurde nun in ein noch viel schrecklicheres Gefängniß geworfen, wodurch in kurzer Zeit seine Gesundheit zerstört wurde. An dem Tage, als Huß zum Feuertode ver-

dammt wurde, den 6. Juli 1415, blickte er den Kaiser an und sprach: „Ich habe mich freiwillig zum Verhör gestellt, unter Treu und Glauben des hier anwesenden Kaisers.“ Bei diesen Worten erröthete der Kaiser und schwieg, von seinem Gewissen erschreckt.

## 301.

Als ein Ehrabschneider in einer Gesellschaft einen ganzen Abend hindurch von abwesenden, achtbaren Leuten die ärgerlichsten Geschichten erzählt hatte und zuletzt, um sich deswegen zu entschuldigen, sagte: er sei eben ein altes deutsches Herz, das kein Unrecht leiden könne und sich kein Blatt vor den Mund nehme, erwiderte ihm einer der Anwesenden: „Nein, du bist nur eine Fliege, die alles beschmeißen muß und doch selber nichts nütze ist.“

## 302.

Der Kaiser Justinian hatte den Feldherrn Belisar erst so lieb, daß er sogar dessen Bildniß neben dem seinigen auf die Münze schlagen ließ mit der Ueberschrift: „Des römischen Reiches Zierde und Ehrenkrone.“ Aber es dauerte nicht lange, da wurde Belisar durch böse Zungen dermaßen verleumdet, daß der Kaiser ihm beide Augen austechen ließ, und daß der früher so berühmte Feldherr am Wege sitzen und betteln mußte: „Gebt dem armen Belisar einen Pfennig, den die Tugend erhoben, der Neid aber gestürzt und um seine Augen gebracht hat.“

## 303.

Der Gothenkönig Dietrich in Italien war den Wittwen und Waisen so gnädig zugethan, daß er ihnen sofort Recht verschafft wissen wollte. Einst klagte ihm eine Wittve mit Thränen, wie sie nun über drei Jahre eine Sache vor Gericht hätte, die so klar wäre, daß alles in wenig Tagen abgemacht werden könnte, trotzdem könne sie die Erledigung derselben nicht erlangen. Der König ließ die Richter vor sich fordern, erkundigte sich nach der Sache und befahl ihnen, dieselbe auf's schleunigste zu befördern. Kaum waren zwei Tage vorbei, als die Wittve schon einen guten Abschied bekam. Der König fragte die Richter: wie sie die schwere Rechtsache, die drei Jahre lang gewähret, in zwei Tagen hätten zu Ende bringen

können? Sie antworteten: sie hätten hierin Ihrer königlichen Majestät Empfehlung und gnädigem Verlangen wollen Genüge leisten. Hierauf sagte der König: „So höre ich wohl, es ist um meinetwillen geschehen. Ich meinte aber, ich hätte euch damals, als ich euch auf den Richterstuhl setzte, alle Sachen, vornehmlich aber der Wittwen und Waisen, bereits auf's ernstlichste anbefohlen? Und ihr Bösewichter habt einen Handel, welcher in zwei Tagen entschieden werden konnte, drei ganze Jahre lang hingezogen!“ Darauf sprach er das Todesurtheil über sie aus, worauf sie vom Scharfrichter enthauptet wurden.

## 304.

Eines Tages im Sommer 1864 begegneten sich zufällig zwei Männer in den Straßen der Stadt D—, in Ohio. Als der eine im Begriff war vorüberzugehen, wurde er von dem andern gebeten, einen Augenblick still zu stehen. Indem er diese Bitte, die in einer freundlichen und höflichen Weise ausgesprochen zu sein schien, erfüllte, beugte er sich, um einen Korb niederzusetzen, den er am Arme trug, da er gerade auf dem Markte gewesen war, und während er in dieser Stellung sich befand, wurde er von dem andern geschossen und auf der Stelle getödtet. Der Mord wurde begangen, ohne daß die geringste Beleidigung oder nur ein Schein derselben vorhergegangen wäre. Zwischen den beiden Männern gab es nichts, was Feindschaft herbeiführen konnte, ausgenommen, daß sie verschiedenen Ansichten in der Politik huldigten. Beide genossen das Ansehen und die Achtung ihrer Mitbürger. Es war somit eine der unerhörtesten Mordthaten, die jemals mit kaltem Blute vollbracht wurden. Der Fall kam natürlich vor Gericht, allein er wurde unter dem Vorgeben, daß kein unparteiisches Geschworenen-Gericht in D— zu haben sei, in ein benachbartes County (Grafschaft) verlegt. Der Mörder war ein begüterter Mann und besaß reiche und einflussreiche Freunde. Von ihnen wurden, wie man annimmt, der Richter und die Geschworenen bestochen. Jedenfalls war das Urtheil: „Nicht schuldig“, welches sie abgaben, im Widerspruche mit dem Thatbestande und dem klaren Augenschein. So waren in diesem Falle ein schuldiger Mörder und ein meineidiges Geschworenen-Gericht, welche der wohlverdienten Strafe des bürgerlichen Gerichtes entgingen. Allein der gerechten Strafe Gottes

konnten sie nicht entinnen. Von all den Geschworenen, die bis jetzt gestorben sind, ist keiner eines natürlichen Todes gestorben, und die, welche noch am Leben sind, sind wahnsinnig, ohne Aussicht, daß sie jemals genesen. So ist auf jeden von ihnen der Fluch des beleidigten Gottes und der beleidigten Gerechtigkeit gefallen. Indessen war der Mörder zehn Jahre lang, nachdem er freigesprochen war, allem Anscheine nach ein sehr glücklicher Mann. Allein, die Gerechtigkeit ereilt den Verbrecher immer gewiß, wenn auch zuweilen nicht sogleich. Im Jahre 1874 ging nämlich in dem Zustande dieses Mannes eine sichtbare Veränderung vor. Seine Gesundheit begann zu wanken; er wurde zerstreut, trübsinnig und unfähig zur Arbeit. Er war augenscheinlich die Beute seiner Gewissensbisse. Er mied alle Gesellschaft, und die Gesellschaft mied ihn. Seine Gesundheit nahm ab, bis er Appetit und Schlaf, namentlich den letztern, fast gänzlich verlor, und wie eine geisterhafte Erscheinung umhertwandelte. Eines Tages im Sommer 1877 entfernte er sich von Haus und seitdem hörte man nichts mehr von ihm. Im Herbst, zur Zeit, da man das Welschkorn auszuhülsen pflegt, wurde sein fleischloses Gerippe in einem Kornfelde gefunden. Man erkannte aus Stücken von Kleidern und Papieren, daß es seine Ueberreste waren. Man vermuthete, daß er entweder vor Erschöpfung niedergesunken und gestorben sei, oder daß er mit eigener Hand ein Leben geendet habe, welches für ihn zur Hölle geworden war.

## 305.

Eine junge Frau, Namens Sobridge, die einem bejahrten Manne die Wirthschaft führte, wurde von diesem beschuldigt, daß sie ihm einen silbernen Vorlegelöffel gestohlen habe. Die Sache kam vor die Assisen zu Exeter. Sie behauptete mit der größten Heftigkeit, daß diese Beschuldigung eine schreckliche Verleumdung und Kränkung ihrer Ehre sei; vermaß sich auch hoch und theuer, daß sie sich von einem solchen Verbrechen rein wisse, hinzusetzend: „Wenn ich den Löffel gestohlen habe, so mag mich in diesem Augenblicke Gott tödten!“ Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, so sank sie in die Kniee, stürzte zu Boden und war entseelt. Man beeilte sich, sie ins Leben zurückzurufen; alle Versuche blieben aber erfolglos. Bei der Besichtigung der Leiche und da man ihre Kleidungsstücke untersuchte, fand man einen Knoten in ihrem Schnupftuche. Als man



diesen löste, fand sich der Pfandschein eines Pfandleihers vor, der auf den silbernen Vorlegelöffel lautete, den sie bei demselben versteckt hatte.

## 306.

Eine Weibsperson im Württembergischen kam 1850 zu ihrem Prediger mit der Klage, daß sie in ihrem Gewissen keine Ruhe finden könne, ohne jedoch irgend etwas Bestimmtes anzugeben. Auf wiederholte Besuche und Vorhalte gestand endlich die Bekümmerte: „Vor etwa 12 Jahren bin ich weit weg von der Heimath in Diensten gestanden. Eines Tages hat ein junger Dienstknecht einer Tagelöhnerin in meinem und noch zweier anderer Mägde Beisein unzuchtige Anträge gemacht, welche von jener standhaft zurückgewiesen wurden. Nun ist der Verfänger in Wuth gerathen und hat jenes Mädchen arg mißhandelt, also daß es etliche Tage darauf gestorben. Vor Gericht haben wir, die drei weiblichen Zeugen, alle angegeben, daß wir von der Sache nichts wüßten. Der Thäter lebt noch; aber die erste Zeugin hat sich 14 Tage nach dem Vorfall erhängt; die zweite ist elend in einem Spital verkommen, und ich, die dritte, finde seit vielen Jahren nirgends Ruhe und Frieden.“

## 307.

Weil Arius die Gottheit Christi leugnete, wurde er von dem Concil zu Nicäa im Jahre 325 seines Amtes entsetzt und von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen. Später gelang es ihm jedoch, durch ein täuschendes Glaubensbekenntniß den Kaiser Constantin für sich einzunehmen. Schon sollte Arius auch in Constantinopel, der kaiserlichen Hauptstadt, öffentlich und feierlich wieder in die Gemeinschaft der Kirche aufgenommen werden. Da nahm der Kaiser, als ob ihm doch nichts Gutes ahne, den heuchlerischen Arius noch einmal vor, um sich von der Rechtgläubigkeit desselben gewiß zu versichern. Auf die Frage, ob Arius die nicänischen Beschlüsse annehme, unterschrieb sie derselbe ohne Weigerung. Der Kaiser forderte, daß Arius darauf schwören solle. Auch dieses that er. „Hast du richtig geschworen“, rief ihm zuletzt der Kaiser zu, „wohl dir! wo nicht, so wirst du Gottes Strafgericht nicht entgehen.“ Nun befahl der Kaiser dem Bischof Alexander von Constantinopel, den Arius wieder in die christliche Gemeinschaft aufzu-

nehmen, und die ganze Partei desselben freute sich schon mit Jubel auf den Tag, da dies geschehen sollte. Da wendet sich Alexander, der bei Menschen keine Hülfe mehr zu erwarten hatte, mit heißem Flehen zu Gott, begibt sich in die Kirche und verharret daselbst mehrere Tage unter vielen Thränen in Fasten und Beten, während die Gemeinde ein Gleiches thut und unablässig zu Gott ruft, daß er darein sehen und sich ihrer erbarmen wolle. Indessen rückt der Tag heran, an welchem Arius in feierlichem Aufzuge in die Kirche eingeführt werden soll. Da geht Alexander mit seinem Freunde Makarius abermals in die Kirche, wirft sich an den Stufen des Altars auf sein Angesicht nieder, und fleht mit großer Inbrunst zu Gott, daß er den Wolf, der jetzt in Schafskleidern komme, nicht unter die rechten Schafe kommen und die Herde zerreißen lassen möchte; wollte er aber ja nach seinem unerforschlichen Rathe dies zulassen, so möchte er ihn, seinen Knecht, noch zuvor aus diesem Leben abrufen. Hiermit ging er weinend nach Hause. Als am andern Morgen Arius mit einem großen triumphirenden Gefolge in die Kirche einziehen wollte, überfiel ihn auf einmal in der Nähe des kaiserlichen Rathhauses eine heftige Angst und ein solcher Schmerz im Unterleibe, daß er von dem Zuge abtreten und einen Ort suchen mußte, wo er sich Erleichterung verschaffen könne. Indessen wartete die Menge mit Ungeduld, daß Arius wiederkommen möchte. Allein er kam nicht wieder, und ward endlich todt gefunden, einen schauerlichen Anblick gewährend, wie alle seine Eingeweide von ihm gegangen waren.

## 308.

Ein junger Prediger hielt eines Sonntagabends eine sehr ernste Predigt, wobei ein anderer junger Mann tief ergriffen und erweckt wurde. Er suchte Gelegenheit, nach beendigtem Gottesdienst mit dem Prediger zu reden, während letzterer einen Weg von etwa vier Meilen zu machen hatte. Außer ihm waren noch mehrere andere Personen in Gesellschaft des Predigers. Der junge Mann hoffte und erwartete, dem Boten des Evangeliums sein geängstigtes Herz offenbaren und von ihm Belehrung und Trost erhalten zu können. Wie groß war aber seine Täuschung, als er wahrnehmen mußte, daß derjenige, der erst eben so feierlich und eindringlich seine Zuhörer ermahnt hatte, sich nun auf dem Heimweg in allerlei Scherz-

reden erging und seine Begleiter in beständigem Gelächter hielt. Das traurige Resultat wollen wir den damals Erreichten selbst erzählen lassen. Nach Verlauf mehrerer Jahre wurde nämlich jener Prediger an das Krankenlager des besagten Mannes gerufen. Er kam in der redlichen Absicht, Gutes zu thun. Nachdem er an das Bett des Kranken getreten war, redete ihn derselbe folgendermaßen an: „Erinnern Sie sich noch, an einem gewissen Sonntagabend in jenem Dorf“ — dasselbe mit Namen nennend — „gepredigt zu haben?“ Der Prediger bejahte es. „Ich befand mich damals unter Ihren Zuhörern und war tief ergriffen von Ihrer ernsthaften Predigt, und wurde beunruhigt über mein Seelenheil.“ „Gott sei Dank!“ rief der Prediger. „Danken Sie Gott nicht so eilig“, unterbrach der Kranke, „bis ich mit meiner Erzählung zu Ende bin. Sie werden sich wahrscheinlich nebst Ihrer Predigt auch noch auf Ihre Unterhaltung auf dem Heimweg besinnen können. Ich suchte damals Gelegenheit, mit Ihnen zu sprechen über die Angst meines Herzens, fand sie aber nicht. Auch schwanden meine besseren Gefühle bemerkbar, während ich Zeuge Ihrer leichtfertigen Reden sein mußte, die Sie in jenem Gasthaus, wo Sie einkehrten, noch bis zum Abendessen fortsetzten. Während Sie am Tisch saßen, ging ich zur Thür hinaus, stampfte auf den Boden und erklärte Sie mit atheïstischem Hohn für einen Lügner und alle Religion für bloßen Schein. Von da an ergab ich mich dem Unglauben. In diesem Augenblick bin ich jedoch kein Ungläubiger, denn ich bin eines Bessern überzeugt. Ich sterbe und gehe der Verdammniß entgegen. Vor dem Richtersthule Gottes wird mein Blut von Ihrer Hand gefordert werden.“ So starb der Unglückliche ohne Gott und ohne Hoffnung. Welch eine erschütternde Warnung für alle Christen, alles ärgerliche Geschwätz zu meiden!

Ein Freund Cäsars hatte einen Menschen durch seine Fürsprache bei diesem vom Tode gerettet; rühmte sich aber dieser That überall öffentlich, bis der arme Mensch zuletzt ausrief. „Ueberliefere mich wieder dem Cäsar! Ich will viel lieber einen tausendfachen Tod sterben, als mir mein Leben fortwährend von dir zum Vorwurf machen lassen!“

## 310.

Ein speichelleckerischer Priester sagte einst zu Constantin dem Großen, er verdiene seiner Tugenden wegen hier in einem Weltreich und einst in Ewigkeit mit dem Sohn Gottes zu herrschen. Der Kaiser rief mit Entrüstung aus: „Pfui, pfui! Schande und Schmach! Laß mich nie wieder so unschickliche Rede hören; sondern flehe vielmehr meinen allmächtigen Schöpfer an, daß ich möge würdig erfunden werden, in diesem wie im zukünftigen Leben sein Diener zu sein.“

## 311.

Wenn an den Macedonierkönig Alexander den Großen jemand mit Anklagen gegen einen Andern herantrat, pflegte er das eine Ohr zuzuhalten. Als ihn ein Freund fragte, warum er das thue, antwortete er: „Das hebe ich auf für den Beschuldigten.“

## 312.

Zeulufus, der Gesetzgeber der Lokrer, verordnete, daß ein Ehebrecher mit dem Verluste seiner beiden Augen bestraft werden sollte. Sein eigener Sohn war einer der ersten, der das Gesetz übertrat. Sein Verbrechen war erwiesen. Sein Vater verdamnte ihn zu der bestimmten Strafe des Gesetzes. Doch die ganze Stadt wurde darüber zum Mitleiden bewegt und legte Fürbitte für ihn ein. Da ließ der Vater zuerst sich, dann dem Sohne ein Auge ausstechen. Indem er dies schmerzliche Opfer brachte, bewies er seine väterliche Liebe und erhielt zugleich als ein gerechter Richter dem Gesetze sein Ansehen. Das that ein Heide.

## 313.

Kaiser Otto der Große feierte im Jahre 962 zu Pavia das Osterfest. Als die Tafel bereits gedeckt war, trat ein Herzog von Schwaben an dieselbe, und brach von einem Fladen ein Stück ab. Der kaiserliche Truchseß wurde über diese Störung seiner Anordnung so böse, daß er sich so weit vergaß, mit seinem Marschallstabe den Herzog derb über den Kopf zu schlagen. Als dies der Hofmeister des Herzogs, der Ritter Heinrich von Rempten, sah, ergrimimte er so sehr, daß er, die seinem Herrn angethane Schmach zu rächen, das Schwert zog und den Truchseß niederstieß. In dem Augenblicke trat der Kaiser in den

Saal, und über die Ermordung seines Dieners erbittert, befahl er, den Ritter von Rempten zu greifen und zur Richtstätte zu bringen. Dieser bat, sich erst vertheidigen zu dürfen, allein der Kaiser beharrte bei seinem Ausspruche, und wollte von keiner Rechtfertigung hören. Da gerieth der Ritter von Rempten außer sich, riß sich von denen, die ihn bisher gehalten hatten, los, stürzte wüthend auf den Kaiser, packte ihn mit Riesenkräften um den Leib, warf ihn zu Boden und würde ihn in seiner Erbitterung höchst wahrscheinlich ermordet haben, wären nicht die anwesenden Hofleute herzugespungen, ihn aus den Händen des Rasenden zu befreien. Die Zeugen des Auftritts glaubten nun nicht anders, als daß die früher verhängte Todesstrafe jetzt durch Martern verschärft werden würde; aber es kam ganz anders, als sie erwartet hatten. Denn der Zorn des Kaisers schien sich beinahe ganz gelegt zu haben, und ungleich ruhiger, als vorher, sagte er zu dem Ritter von Rempten: „Ich erkenne, daß Gott mich durch deine Hand schlug, weil ich die Pflicht des Richters verletzete, die gebietet, eines jeden Strafbaaren Vertheidigung zu hören, ich dich aber in übereilem Zorn verurtheilte. Aber ich will mein Unrecht wieder gut machen; daher erlaube ich dir, jetzt zu reden.“ Der Ritter erzählte nun den ganzen Hergang der Sache getreu der Wahrheit, und der Kaiser fand ihn darnach so wenig strafbar, daß er ihm nicht nur die Ermordung des Truchseß verzieh, sondern auch den Angriff auf seine eigene Person; denn er sagte, er sähe dieses als eine Züchtigung Gottes für seine Uebereilung an.

## 314.

Vor einem jungen Kadi in Smyrna stritten zwei Parteien wegen eines Hauses, welches ein Reicher in Besitz genommen hatte, während ein Armer es als sein Eigenthum beanspruchte. Dieser hatte Papiere und Urkunden, um sein Recht zu beweisen, jener dagegen eine Menge Zeugen, um dessen Anspruch zu entkräften, und um ihr Zeugniß desto wirksamer zu machen, schenkte er dem Kadi einen langen Beutel mit 500 Dukaten. Als der Gerichtstag erschien, erzählte der Arme seine Geschichte und legte seine Schriften vor, allein er konnte sie nicht mit Zeugen unterstützen. Der Reiche dagegen gründete seine ganze Sache auf seine Zeugen, sowie auf des Gegners Unvermögen, Zeugen beizubringen, und drang in den Kadi, zu seinen Gunsten zu entscheiden. Als er nun immer dringender darum anhielt, zog

der Richter unter seinem Sopha den langen Beutel mit Dukaten, den ihm der Reiche zur Bestechung gegeben hatte, hervor, und sagte zu ihm mit großem Ernst: „Du bist in einem großen Irrthum; denn wenn der Arme auch keine Zeugen stellen kann, um sein Recht zu beweisen, so kann ich doch wenigstens 500 beibringen.“ Hierauf warf er unwillig und unter Vorwürfen den Beutel fort, und sprach das Haus dem armen Kläger zu. So unbestechlich war ein türkischer Richter.

## 315.

Papinianus war römischer Rechtsgelehrter unter Kaiser Septimius Severus, welcher sterbend ihm seine Söhne Caracalla und Geta empfahl. Nachdem der Erstere seinen Bruder ermordet hatte, forderte er von Papinian, diese Mordthat vor dem römischen Rath oder vor dem Volke in öffentlicher Rede zu entschuldigen. Allein der rechtliche Mann gab zur Antwort: „Es ist leichter, einen Brudermord zu begehen, als zu entschuldigen; und es ist ein zweiter Mord, einen Unschuldigen anzuklagen, nachdem man ihm schon das Leben genommen.“ Darüber ließ Caracalla dem freimüthigen Manne den Kopf abschlagen.

## 316.

Als auf dem Concilium zu Costnitz Kaspar Schlick, Kaiser Sigismunds Secretär, vernahm, daß die päpstlichen Prälaten Johann Huß als einen Ketzer zum Feuer unschuldig und unüberwiesen verdammen wollten, stand er auf und ging davon, protestirte auch öffentlich, er wollte mit solchem ungerechten Urtheil nichts zu thun haben, viel weniger es billigen und darein willigen. Das hat ihm Gott also vergolten, daß er den Kaiser und die Fürsten ihm so geneigt gemacht und ihn in solches Ansehen gebracht, daß Kaiser Friedrich ihn zum Grafen gemacht und mit vielen Gütern begabet, ihm Land und Leute geschenkt hat. Davon noch heute die Grafen Schlick von Bahna und Weißenkirchen ihren Namen und Ursprung haben.

## 317.

Samuel Urlsperger, ein Freund M. H. Francke's, war Hofprediger in Stuttgart. Es ging damals am württember-

gischen Hofe sehr ausschweifend zu, was den Hofprediger sehr schmerzte; allein Menschenfurcht und Mengengunst banden seine Zunge. Frande erfuhr dies, ging in seine Predigt und darauf voll Wehmuth zu Urlsperger, zu welchem er sagte: „Ich höre, Bruder, daß deine Vorträge evangelisch sind, aber die Sünden deines Hofes berührst du mit keinem Worte. Ich komme also, dir im Namen Gottes zu sagen, daß du ein stummer Hund bist, und wenn du nicht umkehrst und als öffentlicher Lehrer die Wahrheit frei heraus sagst, so gehst du verloren trotz aller deiner Erkenntniß.“ Betrübt nahm Frande Abschied und ging. Sonntags darauf redete der Hofprediger mit viel Ernst und Freimüthigkeit. Der Herzog ließ ihm sagen, er sei schon willens gewesen, ihn von der Kanzel zu schießen; wenn er künftigen Sonntag nicht seine Predigt widerrufe, könne er leicht den Kopf verlieren. Urlsperger ließ antworten, widerrufen könne er auf keinen Fall. Nun wurde er arretirt und ihm für künftige Woche sein Todestag bestimmt. Darauf ließ er seine Frau und vier Kinder kommen, und fragte sie, was sie zu seiner Sache sagten? Die Frau antwortete: „Lieber Mann! Dein Tod wird mich und unsere Kinder in das größte leibliche Elend stürzen; ich bitte dich aber um Gottes willen, verleugne die Wahrheit nicht, sonst bliebe der Fluch auf mir und meinen Kindern liegen.“ Getröstet über diese Antwort ließ er dem Herzog sagen, sein Kopf stünde ihm alle Tage zu Diensten. Dieser legte nun das Todesurtheil seinem Minister zur Unterschrift vor, allein der Minister übergab sein Amt und seinen Degen und sagte: „Euer Durchlaucht! Hier ist mein Amt und meine Ehre, ich unterschreibe keine Blutschulden!“ Der Herzog erstaunte, und um seinen ersten Rath nicht zu verlieren, setzte er den Hofprediger bloß ab, allein ohne alle Berforgung. Einige Jahre darauf war derselbe Minister mit dem Fürsten bei der Wachtparade, als eben der ehemalige Hofprediger vorbeiging. Der Minister machte den Fürsten aufmerksam auf ihn und sagte: „Euer Durchlaucht hatten, so lange dieser Mann noch im Amte war, Glück und Segen; aber seitdem wir einen Schmeichler hier haben, geht alles unglücklich. Wollen Sie das Böse wieder gut machen, so suchen Sie ihn wenigstens zu versorgen.“ Dies geschah. Urlsperger ward Dekan in Herrenberg und bald darauf lutherischer Prediger in Augsburg.

## 318.

Ein boshafter Mensch suchte den Florentius, Schüler und Nachfolger des Gerh. Groot am Brüderhause zu Deventer, einen der Hauptbeförderer der in jener finstern Zeit so segensreich wirkenden Bruderschaft vom gemeinsamen Leben, durch einen Proceß um sein geringes Vermögen zu bringen. Von dem Richter zur Verantwortung auf die gegen ihn erhobene Klage aufgefordert, sagte Florentius seinem Gegner in aller Ruhe ganz kurz: „Wenn Ihr ein besseres Recht an meiner Habe habt, als ich, so nehmt sie in Gottes Namen hin.“ Da konnte sich ein anwesender Canonicus nicht länger halten, sondern trat auf und sagte: „Lieber Meister, wenn Ihr nicht für Euer Vermögen sorgen wollt, so übernehme ich Eure Sache, damit Ihr behaltet, was Euch von Rechts wegen gehört.“ Als dieses der Gegner hörte, wollte er nichts mehr von dem Proceße wissen und ging davon.

## 319.

Chateauneuf, Siegelbewahrer unter König Ludwig XIV. in Frankreich, wurde verhaftet. Sein vertrautester Freund, Chevalier du Jars, sollte gegen ihn zeugen; er wollte aber nicht. Man setzte ihn in die Bastille (das ehemalige Pariser Staatsgefängniß); er beharrte bei seiner Weigerung. Man drohte; er schwieg. Man machte ihm den Criminalproceß, er sagte weiter nichts, als: „Chateauneuf ist ein ehrlicher Mann!“ Um ihn zu schrecken, sprach man zum Schein das Todesurtheil über ihn: er erschraß nicht und schwieg. Man führte ihn zur Richtstätte, und er ging ohne Zagen. Man bot ihm Gnade an, wenn er gegen seinen Freund zeugen würde; er sagte: „Chateauneuf ist ein ehrlicher Mann!“ Man entkleidete ihn zur Hinrichtung; er kniete standhaft nieder. „Gnade! Gnade!“ hieß es plötzlich. Schweigend stand er auf. „Wie werden Sie dem König Ihre Dankbarkeit beweisen können?“ fragte man ihn. „Sagt dem König“, versetzte er, ohne eine Miene zu verändern, „daß Chateauneuf ein ehrlicher Mann ist.“

## 320.

Einst wurde der theure Athanasius von den Arianern beschuldigt, er habe den Bischof Arsenius ermordet, ihm eine Hand abgeschnitten und damit allerlei Zauberei und Teufels-



künfte getrieben. Um ihre Lüge desto besser zu schmücken, nahmen sie eine Hand von einem todtten Körper, legten sie in ein Kästlein und gaben vor, sie hätten dieselbe bei Athanasius gefunden, und es wäre gewiß, daß solches die Hand des todtten Bischofs sei. Hierauf wurde Athanasius von den Arianern auf das Concil nach Tyrus geladen, um sich wegen dieser Schandthat zu verantworten. Zwar mußte Athanasius nicht, wie er sich dagegen rechtfertigen sollte; doch traute er auf Gott, der den Gerechten beisteht, und zog auf's Concil. Nun fügte es Gott, daß auch Arsenius nach Tyrus kam, um dem Concil beizuwohnen. Denselben nahm Athanasius zu sich und, indem er vor seine Ankläger trat, sagte er: „Ihr Herren, man hat mich beschuldigt, ich hätte den Arsenius umgebracht und mit seiner Hand Zauberei getrieben; ich bin gekommen, mich deswegen zu verantworten.“ Darauf zog er den Arsenius hervor und fuhr fort: „Sehet, da steht Arsenius lebendig! Dies ist seine rechte Hand und dies ist seine linke Hand. Wo aber die dritte Hand hergekommen ist, die meine Ankläger in ihrem Kästlein liegen haben, und die ich ihm abgeschnitten haben soll, das mögt Ihr wissen.“ Da bestanden die Lügenmäuler mit Schanden und machten sich einer nach dem andern aus dem Staube.

## 321.

Auf einem Dorfe des Kantons Schwyz kam einst an einem Abend der Bauer Belten zum Bauer Kasper, welcher auf seinem Felde arbeitete, und sagte: „Nachbar, jetzt ist es Heuernte, und du weißt, daß wir einen Streit wegen einer Wiese haben. Ich habe die Richter zusammen rufen lassen, weil wir beide nicht gelehrt genug sind, um zu wissen, wer von uns beiden Recht hat. Komm also morgen mit mir vor Gericht.“ „Du siehst, Nachbar“, antwortete Kasper, „daß ich die Wiese gemäht habe, und morgen muß ich, weil jetzt gutes Wetter ist, das Heu in Haufen bringen; ich kann also unmöglich mitgehen.“ „Und ich kann die Richter nicht wieder gehen lassen, da sie diesen Tag erwählt haben“, erwiderte dieser; „auch kann das Heu nicht eher abgeholt werden, bis wir wissen, wem diese Wiese gehört.“ Nach einigem Besinnen sagte Kasper: „Weißt du, wie wir es machen wollen? Geh morgen nach Schwyz, und sage den Richtern deine und meine Gründe, so brauche ich ja nicht dabei zu sein!“ „Wenn du das Zutrauen

zu mir hast, so kannst du dich darauf verlassen, daß ich für dein Recht reden will, wie für mein eigenes." Nach dieser Abrede ging Velten den folgenden Tag nach Schwyz und trug seine und Raspers Gründe vor, so gut er konnte. Am Abend kam er wieder zu Rasper und sagte: „Die Wiese ist dein, die Richter haben sie dir zugesprochen, ich wünsche dir Glück, und bin froh, daß wir nun auf's Reine gekommen sind.“

## 322.

Ein römischer Kaiser wollte einen Bürger fangen und tödten lassen; der Bürger flüchtete sich aber in das Haus des Bischofs Firmus. Die Leute des Kaisers wollten den Mann bei ihm aufheben, kamen und fragten, wo er zu finden sei? „Ich kann nicht lügen“, sagte dieser, „aber den Menschen verrathen kann ich auch nicht.“ Die Häfcher wurden dringend und zornig, er aber blieb bei seinem Worte. Die Sache kam vor den Kaiser; der läßt den Bischof fordern und sagt: „Ich weiß, daß der Mann in deinem Hause ist; nun sage sogleich, wo er verborgen ist?“ Firmus spricht: „Thu mir, was du willst, lügen kann ich nicht, aber den Menschen verrathen kann ich auch nicht!“ Solche Treue und Wahrhaftigkeit gefiel dem heidnischen Kaiser so wohl, daß er dem frommen Mann und um dieses willen auch dem Angeklagten verzieh.

## 323.

Ein Metzger wollte von einem gottesfürchtigen Manne einige Schweine kaufen, und fragte nach ihrem Preise. Als er ihn erfuhr, vermaß er sich hoch und theuer, daß er sie um denselben nicht brauchen könne. „Das hättest du mir nur ganz ruhig ohne Bethuerungen sagen können“, antwortete jener Mann, „weißt du nicht, daß Jesus das Schwören verbietet, indem er spricht: Eure Rede sei ja, ja, nein, nein; was darüber ist, das ist vom Nebel“? Zuletzt aber wollte der Metzger die Schweine doch um den angegebenen Preis kaufen. „Nein“, erwiderte jener gottesfürchtige Mann, „du bekommst sie nicht; denn du hast dich ja hoch und theuer verschworen, du könntest sie um diesen Preis nicht brauchen; ich will dir nicht behülflich sein, deinen Schwur zu brechen, daß du eine zweite Sünde zur ersten hinzufügst.“

## 324.

Während Nik. Lange schwedischer Gesandtschaftsprediger in Wien war und mit an der Tafel des Gesandten essen mußte, wurden bei derselben oft ärgerliche Reden geführt, zu denen er nicht schweigen konnte. Durch seine ernststen Ermahnungen brachte er es dahin, daß der Ton bei der Tafel sich ganz umänderte. Ein einziger Herr war es, der noch öfters verwegene Reden führte. Einst aber riß bei Nacht der Wind eine Eiche neben seiner Schlafkammer um; darüber erschrak er so sehr, daß er zu seinem Bedienten sprach: „Johann, betet, betet, der Teufel will mich holen!“ Dies erfuhr Lange. Als nun über Mittag jener Herr seine ärgerlichen Reden wieder von neuem anfang, brachte Lange das Gespräch auf die Majestät, Allgegenwart und Gerechtigkeit Gottes, und bemerkte dabei, wie Gott so heilig wäre, daß er die Verächter seiner Majestät oft auch gleichsam verächtlich bestrafe, so daß nach 3 Mos. 26, 36. ein rauschend Blatt sie jagen könne, oder das Zerbrechen eines dürren Baumes sie so feig mache, daß sie fürchteten, der Teufel möchte sie holen. Bei diesen Worten entfarbte sich jener und wurde nach der Zeit ganz still. Niemand aber wußte damals, worauf seine Rede zielte.

## 325.

Als in einer vornehmen Gesellschaft die Rede von dem Leben eines sittenlosen Predigers war, äußerte ein Fräulein: „Da haben wir's: so sind unsere Prediger.“ Darauf kam das Gespräch auf den ärgerlichen Wandel einer adligen Dame. Auch der lutherische Bischof Caspar Brochmand machte darüber Mittheilungen, schloß sie aber mit den Worten: „Daraus folgt indeß keineswegs, daß alle unsere Fräulein so sind.“

## 326.

Peter der Große, Kaiser von Rußland, pflegte, wenn jemand in seiner Gegenwart von einer Person Böses erzählte, ihm erst aufmerksam zuzuhören, dann aber ihm in die Rede zu fallen und zu sagen: „Hast du ihn auch von seiner guten Seite betrachtet? Erzähle nun, was du da wahrgenommen hast.“

## 327.

Friedrich der Schöne, Herzog von Oestreich, wurde 1322 von Kaiser Ludwig III., dem Bayer, bei Mühldorf geschlagen,

gefangen genommen und nach der festen Burg Trausnitz in Verwahrung gebracht. Nachdem er dort drei gramvolle Jahre zugebracht hatte, besuchte ihn Ludwig in seinem Gefängnisse und redete freundlich mit ihm. Er bot ihm die Freiheit unter der Bedingung an, daß er auf die Kaiserkrone verzichte und auch seinen Anhang zur Ruhe bringe; gelinge ihm dies jedoch nicht, so sollte er sich wieder zur Haft stellen. Friedrich nahm das an und beschwor es. So ging er frei aus dem Kerker nach seinem lieben Oestreich. Dort fand er, dem der Kummer die Haare grau gemacht, sein trautes Gemahl ohne Augenlicht; sie hatte sich um ihn in treuer Liebe blind geweint. O wie gern wollte er den Kaiserthron entbehren, wie ernstlich sprach er seiner Partei zu, mit Ludwig Friede zu machen und ihn als den rechtmäßigen Kaiser anzuerkennen. Allein umsonst; sein stolzer Bruder Leopold war hiezu nicht zu vermögen. Da entband ihn der Pabst seines Eides. Aber hier tritt uns ein schönes Beispiel deutscher Treue vor den erfreuten Blick. Friedrich beging keinen Meineid, wiewohl der Pabst ihn dazu aufforderte. Er kehrt nach Bayern zurück und stellt sich dem Kaiser zu München als sein Gefangener. Und dieser, von solcher Treue gerührt, behält ihn bei sich und lebt von da an in innigster Freundschaft mit ihm zusammen. Sie essen an Einem Tische, sie schlafen in Einem Bette und Ludwig läßt ihn sogar an den Regierungsgeschäften, wie einen Mitkaiser, theilnehmen. Das bewegte hintwiederum viele deutsche Herzen. Der Pabst freilich, der Feind aller menschlichen und christlichen Treue, konnte solche Liebe rein nicht begreifen; er nannte sie „unglaublich und wunderbar“.

## 328.

Sir Charles Napier begegnete eines Tages einem armen Mädchen, das bitterlich weinte, weil sie eine Schüssel zerbrochen hatte, in welcher sie etwas hätte holen sollen. Da er kein Geld bei sich hatte, versprach er, sie am nächsten Tage zur selben Zeit auf derselben Stelle wieder zu treffen, um ihr das Geld zu geben, eine andere Schüssel zu kaufen. Zu Hause angelangt, fand er eine Einladung, mit einem Herrn am nächsten Tage zu diniren, den er ganz besonders gern gesprochen hätte; er sagte aber ab, auf Grund des Versprechens, welches er jenem armen Mädchen gegeben hatte. „Ich konnte sie unmöglich täuschen, sie schenkte meinen Worten so unbedingtes Vertrauen“, sagte er.

## 329.

Ein Adeliger, der dem lutherischen Bischof Brochmand feindselig gesinnt war, stiftete seinen Bedienten an, demselben mit beleidigenden Schimpfreden nachzugehen. Brochmand ertrug es geduldig. Am Hause angekommen, gab er dem Bedienten einen Speciesthaler für seine Bemühung und bat ihn, seinen Herrn zu grüßen.

### Das neunte und zehnte Gebot.

---

## 330.

Zu Rostock war ein Rosttäuscher, der mit stetem Reisen und Handeln viel Mühe und Arbeit hatte, auch groß Gut zusammenbrachte. Als er nun krank ward und merkte, daß er sterben sollte, hub er an, jämmerlich zu winseln und zu klagen zu den Umstehenden:

Sa, ja wohl gerannt und gereden  
Nach einem Laten und fünf Breten.

Nur Sarg und Tuch geht von dem Erworbenen mit in die Erde, sonst bleibt alles andere zurück. Wohl dir, wenn dein Schatz im Himmel ist.

## 331.

Alexander der Große befahl, als er sich auf seinem Sterbette befand, daß man ihn nicht mit eingewickelten Händen begraben solle, wie es sonst der Gebrauch war, sondern man solle seine Hände bloß und offen lassen, damit jedermann sehen könne, daß er nichts mit aus dieser Welt nehme. Wenn nun Alexander, der die ganze bekannte Welt erobert hatte, nichts mitnehmen konnte, wie thöricht ist es dann, sein Herz an irdischen Reichthum zu hängen!

## 332.

Eines Tages fand König Ludwig XI. von Frankreich, als er in seine Hoffküche kam, daselbst einen Knaben von angenehmem Aeußeren, welcher den Bratspieß drehte. Der König fragte ihn, woher er gebürtig sei, was er sei und was er verdiente? Der Knabe, der ihn nicht kannte, gab ihm mit Anstand

und Freimuth zur Antwort: „Ich bin von Berry und heiße Stephan; ich bin Küchenjunge hier und verdiene so viel als der König.“ „Wie viel verdient denn der König?“ fragte Ludwig. „So viel als er braucht“, antwortete Stephan, „und ich verdiene eben so viel.“ Diese Genügsamkeit und die freimüthige Antwort des Knaben gefielen dem Könige sehr. Er machte ihn später zu seinem Kammerdiener und erwies ihm viele Wohlthaten.

## 333.

Ein gewisser Mann pries die Tugend der Ehrlichkeit im Gegensatz gegen das Laster der Unehrlichkeit und schilderte, wie dieselbe den Menschen erhebe und Gott ähnlich mache. „Mein Herr“, sagte ein Zuhörer, „wie erhaben die Tugend der Ehrlichkeit auch immer sein mag, ich befürchte, es gibt nur wenige Menschen in der Welt, welche dieselbe in vollkommenem Grade besitzen.“ „Sie machen mich staunen“, sagte der Redner. „Obgleich ich Sie durchaus nicht kenne“, fuhr der Andere fort, „so glaube ich, es wäre keine große Kunst, zu beweisen, daß selbst Sie nicht vollkommen ehrlich sind.“ „Nun, ich fordere Sie auf, den Beweis zu liefern.“ „Wollen Sie mir denn erlauben, einige Fragen zu stellen, und dieselben gewissenhaft beantworten?“ „Gewiß, stellen Sie Ihre Fragen!“ „Haben Sie noch nie Gelegenheit gehabt, durch unredliche Mittel Gewinn zu erzielen?“ Der Gefragte stockte. „Ich frage nicht, ob Sie die Gelegenheit benutzt, sondern ob sich dieselbe Ihnen jemals dargeboten habe?“ fuhr jener fort. „Nun, das mag wohl sein“, war die Antwort. „Hatten Sie dabei keine Neigung, nicht das mindeste innere Verlangen, den Vortheil für Sich auszubeuten? Antworten Sie in Uebereinstimmung mit dem Charakterzuge, welchen Sie vorhin so gepriesen haben.“ „Ich muß gestehen, daß ich von einem solchen Verlangen nicht immer frei gewesen bin, aber“ —. „Halt, kein Aber, Sie haben genug eingestanden. Wenn Sie das Verlangen hegten, obgleich dasselbe nie zur That wurde, so waren Sie in Ihrem Herzen nicht vollkommen ehrlich. Das ist's, was die Schrift 'böse Lust' nennt, welche die Seele befleckt. Es ist eine Verletzung der Wahrhaftigkeit des Herzens, welche Gott fordert, und wenn diese Uebertretung nicht durch das Blut Jesu Christi vergeben wird, so ist sie hinreichend, den Menschen zu verdammen, wenn der gerechte Richter den Erdfreis richten wird.“

## 334.

Hermann Böhre, ein berühmter Arzt im vorigen Jahrhundert, sah einst einen Missethäter zur Hinrichtung führen und weinte heftig. Als man ihm sagte, jener Mensch habe ja den Tod verdient und seine Qual werde bald überstanden sein, antwortete er: „Nicht bloß das Elend jenes Verbrechers erweckte diese Thränen, sondern die Erinnerung daran, daß auch in meinem Herzen die Neigung zu all' dem Bösen war, das ihn auf das Blutgerüst gebracht hat.“

## 335.

Ein Landarzt, der sonst vielen guten Willen und Liebe zum Guten zeigte, hatte eine ganz außerordentliche Neigung zum Trunk. Aber er kämpfte einen guten Kampf mit sich selbst, obschon der Sieg ihm nicht werden wollte. Sein Pfarrer wußte das und trug ihn mit Geduld, ließ auch nicht zu, daß Andere hart über ihn urtheilten, und ermahnte auch die Frau jenes Mannes zu liebevoller Geduld. Sprach er aber mit ihm allein, dann geschah dies mit Worten des liebevollen Ernstes. Da erzählte denn der arme Seelenkranke oft: „Ach, Sie wissen nicht, wie viel ich kämpfe, und wie schwer mir der Kampf wird. Wenn ich aus der Stadt herausgehe, begleitet mich auf dem ganzen Wege, wenn ich allein bin oder in Gesellschaft, der Gedanke: Sollst wohl im nächsten Dorfe noch in's Wirthshaus gehen und noch einen Schoppen trinken? Nein, sage ich, du sollst nicht! Viel getrunken hast du in der Stadt grade nicht, denke ich weiter, du könntest wohl noch einen Schoppen trinken, ist's ja heute so heiß. Nein, sage ich, du sollst nicht! In dem untern Wirthshause, denke ich weiter, ist heute gewiß der und der, ein guter, lieber Freund, den ich lange nicht gesprochen habe, solltest wohl hingehen und einen Schoppen trinken? Nein, sage ich, du sollst nicht! Die Frau des Gebatters im obern Wirthshause, denke ich weiter, sah neulich so krank aus, und sie schickt nicht zu dir, denn sie will dich nicht gleich bemühen; solltest wohl einmal hineingehen, das wäre ja Christenpflicht? Nein, sage ich, du sollst nichts trinken und darum nicht hineingehen! So gehts an ein Denken und Streiten, bis ich im Dorfe bin, und ich sage noch immer vor mir her: Du sollst nicht! Du sollst nicht! Bei dem ersten Wirthshaus bin ich vielleicht glücklich vorbeigelaufen,

so sauer es mir auch wurde, ohne mich umzusehen; jetzt komme ich an's zweite und da steht zum Unglück ein Bekannter vor der Thüre und ruft mich an: „Ei, was gehen Sie denn vorbei? Kommen Sie doch her, nur auf Ein Wort!“ — und dann bin ich meistens verloren. Denn antworte ich auch: „Ich habe keine Zeit!“ so sagt jener: „Auf eine Minute oder zwei wird's Ihnen nicht ankommen!“ Ich aber, dem das Weitergehen ohnehin sauer genug ankommt, bleibe stehen, capitulire, bis noch Einer oder Zwei herauskommen, und — gehe hinein. Bei dem ersten Schoppen denke ich wohl noch daran, jetzt solltest du wieder gehen, und will es auch. Aber der Wirth oder ein Gast bringt mir vielleicht den zweiten, ich fange nun an zu erzählen, und vergesse mich! Vom dritten Schoppen an denke ich immer weniger daran, daß ich aufhören soll, bis ich es zuletzt ganz vergesse.“ Und wenn er so erzählte, weinte er sehr; denn es that ihm in der Seele leid, daß er sich und den Seinigen zur Schande und zum Schmerz so ein Sklave des Trunkes sein mußte. Mit liebevollem Ernste sagte ihm dann der Pfarrer, wie er doch Gott immer mehr und besser lieben, immer mehr beten, und immer besser wachen und kämpfen müsse; und gab ihm noch allerlei Rathschläge und äußere Verhaltensregeln, die den Kampf erleichtern konnten. Und siehe, der Kampf gelang nach langem Streite.

## 336.

Ein Edelmann, der seine Güter von einem Herzog zu Lehen trug, hatte eine Frau von hoher Schönheit, die aber noch eine viel schönere Seele besaß. So viele Versucher sich ihr auch nahten, so hatte ihr Ehemann doch keine Ursache, den geringsten Zweifel in ihre keusche und treue Liebe zu setzen. Da geschah es, daß der Herzog selbst mit böser Lust gegen sie entbrannte und ihr schändliche Anträge machte. Er sparte weder freundliche Worte, noch freigebige Geschenke. Er versprach ihren Mann zu hohen Aemtern zu befördern, ihre Güter zu mehren, ihre Kinder zu versorgen u. s. w. Doch je entschiedener die treue Frau alles ablehnte, desto mehr ward der Herzog entzündet, und als er mit seiner Freundlichkeit nichts ausrichten konnte, drohte er mit Feindschaft und Gewalt. Als sie nun kein anderes Mittel mehr sehen konnte, um sich aus dieser Seelengefahr zu retten, beschloß sie, den Stein des Anstoßes, ihre Schönheit nämlich, aus dem Wege zu räumen. Zu diesem



Zwecke nahm sie Scheidewasser und wusch damit ihr Angesicht, wodurch dasselbe so entstellt wurde, daß der Herzog sich darüber entsetzte. Zugleich aber bewunderte er ihre Gottseligkeit, erfüllte alle Verheißungen, die er ihr vorher, wiewohl aus einem anderen Antriebe, gethan hatte, und hielt sie als eine tugendhafte Freundin werth. Und obwohl ihr Angesicht nun entstellt war, so verehrte ihr Ehemann um so mehr ihre Seelenschönheit und lebte mit ihr glücklicher und zufriedener, als vorher.

## 337.

Um nach päpstlicher Art für ihre Sünden genug zu thun, ließ sich ein Weib freiwillig in eine Zelle sperren, wo eine Magd ihr täglich durch ein Fenster in der Thür etwas Nahrung reichte. Es besuchten sie viele Leute, theils aus Vorwitz, theils aus Anbacht, theils aus Mitleiden. Indessen saß die fromme Büßerin in ihrer Kause mit niedergeschlagenen Augen, und sagte mit leiser und kläglichcr Stimme, unter Seufzen, Schluchzen und Weinen, wie sie eine so große Sünderin wäre, und daß sie um ihrer vielen Sünden willen nicht werth wäre, das Licht des Himmels zu sehen u. s. w. Die Magd hörte dieses öfters von ihr. Als nun einmal auch Leute kamen und fragten, was ihre Frau drinnen machte, sagte sie, daß sie jetzt ein wenig ruhele. Als sie aber weiter fragten, was sie denn von ihr hielte, antwortete sie, sie glaubte, sie müßte eine von den größten und ärgsten Sünderinnen sein, welche jemals die Erde getragen hätte. Dies hörte die Frau, und sprang halb rasend hervor, sagend: „Das lügst du, du Bestie! ich bin ein ehrliches und frommes Weib.“ „Ach!“ sprach die Magd, „entrüstet euch nicht; ich habe gemeint, weil ihr selbst so oft von euren vielen Sünden sagtet, es müßte die Wahrheit sein.“

## 338.

Ein Prinz ging einmal auf ein Galeerenschiff, um die Gefangenen zu sehen, die auf demselben wegen ihrer Verbrechen, an Ketten geschmiedet, arbeiteten. Es jammerte ihn, als er so viele Menschen erblickte, die nur halb mit elenden Lumpen bekleidet waren und Tag und Nacht das schwere Ruder führen mußten. Er nahm sich also vor, wenigstens Einem davon die Freiheit zu schenken. Vorher wollte er aber untersuchen, welcher unter ihnen diese Wohlthat am meisten verdiente.

Deswegen fragte er einen nach dem andern, warum er hier wäre? Da ging nun das Lamentiren und Klagen an. Jeder sagte, er wäre ein ehrlicher, unschuldiger Mensch; böse Leute hätten ihn bei der Obrigkeit verleumdet, und so wäre er auf eine ungerechte Art hieher gebracht worden. Jeder bat, der Prinz möchte sich doch seiner erbarmen und ihm die Freiheit schenken. Endlich kam der Prinz auch zu einem zerlumpten jungen Menschen und fragte ihn: „Was hast du denn gethan, daß man dich hieher gebracht hat?“ „Gnädigster Herr!“ antwortete er, „ich bin ein abscheulich gottloser Mensch. Ich habe meinem Vater und meiner Mutter nicht gehorchen wollen, bin ihnen davon gelaufen, habe ein liederliches Leben geführt, habe gestohlen und die Leute betrogen; ja, ich müßte ein paar Stunden Zeit haben, wenn ich alle die bösen Streiche erzählen wollte, die ich mein Leben lang begangen habe. Gern will ich meine Strafe leiden; denn ich weiß, daß ich sie verdient habe.“ Der Prinz wußte wohl, daß sie alle ihre Strafe verdient hatten. Aber von diesem lektorn hatte er die beste Hoffnung, daß er sich bessern würde, weil er sein Verbrechen erkannte. Deswegen sagte er lächelnd: „Wie kommt denn so ein abscheulicher Mensch unter diese ehrlichen Leute? Geschwind nehm ihm die Ketten ab und jagt ihn fort, damit er nicht etwa diese ehrlichen Leute auch verführe!“ Sogleich wurde er von seinen Banden erlöst und in Freiheit gesetzt; die andern aber, die sich für unschuldig gehalten hatten, mußten auf der Galeere bleiben.

## 339.

Der Pfarrer Schöner in Nürnberg wurde einst zu einer kranken Frau gerufen, die dem Tode nahe war, ohne es zu merken. Die Frau hatte in ihrem Leben zu den Selbstgerechten gehört, hatte sich fast täglich zum Gottesdienste und öfters zum Abendmahle eingefunden, hiemit aber auch nach ihrer Meinung alles gethan, was zum Seligwerden nöthig sei. Darum hatte sie auch die Predigten Schöners niemals gerne hören mögen; denn dieser, sagte sie, predige eigentlich nur für Sünder und nicht für fromme Menschen, und sie wisse auch von Vielen, die in seine Predigt gingen, daß sie es früher wenigstens mit der Tugend eben nicht genau genommen hätten. Sie dachte immer, wer sich in jeder Predigt so einen Sünder könne nennen und zur Buße ermahnen lassen, der müsse auch große

Sünden begangen haben. Als Schöner zu der Kranken kam, redete diese ihn gleich so an: „Vor allen Dingen, Herr Pfarrer, muß ich Sie bitten, daß Sie mich nicht etwa als eine Sünderin ansehen und mir nicht so viel von Sünde und Buße sprechen; denn deswegen habe ich Sie nicht rufen lassen. Ich habe in meinem Leben keine Sünde gethan, ich bin gottesfürchtig erzogen, habe fast niemals einen Gottesdienst versäumt, bin auch immer gutthätig gegen die Armen gewesen. Sagen Sie mir lieber sonst was Tröstliches in meiner Krankheit.“ „Glückliche Frau“, erwiderte Schöner, „die niemals eine Sünde gethan hat! Bisher kannte ich nur Einen, der von keiner Sünde wußte, das war unser Heiland. Ich muß Euch vor Gott gestehen, daß ich ein armer Sünder bin und nichts Gutes an mir selber zu rühmen weiß.“ Die Frau wurde über diese Rede etwas betroffen, brachte aber das Gespräch auf etwas anderes. Indessen befahl sie ihrer kleinen Pflgetochter, ein Tuch zu bringen und auf den Tisch zu breiten, an welchem der Pfarrer Kaffee trinken sollte. Das Kind wollte aber aus Vorwitz auch die Tasse vom Schränkchen herunter langen und ließ sie fallen, daß sie zerbrach. Darüber wurde die kranke Frau so zornig, daß sich ihr Gesicht entstellte und sie gegen das Kind in sehr unziemliche Schimpfreden ausbrach. „Alles“, sagte sie zuletzt, „macht sie ungeschickt und richtet einen Schaden nach dem andern an.“ Das Kind wollte sich in Gegenwart des Herrn Pfarrers nicht so demüthigen lassen und sagte: es sei doch nicht so, es mache sonst alles geschickt und habe noch niemals einen Schaden angerichtet. „Sehet die Lügnerin!“ sagte die Frau, „will sich auch noch weiß brennen. Alles geschickt gemacht und niemals Schaden gethan! Hättest du nicht gelogen, so wäre dir es verziehen, so aber gehe gleich hinaus, geh mir aus den Augen. Der Herr Pfarrer halten's mir zu gut, daß es mich so böse macht. Es war die gute Tasse.“ „Liebe Frau“, erwiderte Schöner, „sollte das auch wohl recht vor Gottes Augen und keine Sünde gewesen sein, daß Ihr Euch so gar erzürntet über die gute Tasse? Ich wenigstens hielt es für eine große Sünde, wenn ich solche Worte herausstieße.“ Dabei erinnerte er sie an die unziemlichen Schimpfreden, die sie gebraucht hatte. „Herr Pfarrer“, sagte die Frau, „wir sind doch schwache Menschen, und ich erzürne mich auch sonst gar nicht; aber daß die vorwitzige Person da mich anlügen will und sogar sagen, sie mache alles geschickt, das ärgert mich

gar sehr.“ „Und Ihr, liebe Frau“, versetzte der Pfarrer, „habt Ihr denn nicht ebenso den Geist Gottes angelogen, da Ihr sagtet, Ihr hättet keine Sünde gethan? Oder wer ist denn wohl ein Lügner? Gott, der da sagt, daß des Menschen Herz böse sei von Jugend auf, oder Ihr, die Ihr das Gegentheil behauptet? Und seid Ihr nicht, da Ihr doch zugebt, daß wir schwache Menschen sind, ebenso vorwitzig als Eure Pflage-tochter, da Ihr Euch selbst für ganz gut haltet und keinen Heiland nöthig zu haben glaubt?“ Diese Worte gingen der Frau zu Herzen, sie fing an zu weinen, reichte dem Pfarrer die Hand und bekannte, daß sie ihre Sündhaftigkeit erkenne. Während der folgenden acht Tage, die sie noch lebte, ward sie zu gründlicher Selbsterkenntniß und Buße geführt, zugleich aber der Sündenvergebung in Christo gewiß und konnte in diesem Glau-ben selig sterben.

## 340.

„Habt denn Ihr so gar viel unserm Herrgott zu danken“, sagte ein reicher Wirth zu seinem Nachbar, dem armen Weber, „weil Ihr jeden Abend singt: Nun danket alle Gott? Euer Handwerk wirft wenig ab, und Ihr habt eine starke Familie zu ernähren, da muß es doch knapp genug bei Euch hergehen.“ „Ist wohl wahr, Herr Nachbar“, sagte der Weber, „aber mit dem Danken verhält es sich so: Für das, was wir haben, danken wir Gott, weil es uns wohl thut, und für das, was wir nicht haben, danken wir Gott, weil wir's nicht brauchen.“

### Schluß der Gebote.

## 341.

Kaiser Julianus, geboren 331 nach Chr. Geb., welcher den christlichen Glauben verleugnete, und darum mit Recht Apostata oder der Abtrünnige heißt, wollte aus Haß gegen Christum den Tempel zu Jerusalem wiederherstellen, und versprach dazu sogar alle nöthige Unterstützung aus den öffentlichen Kassen. Diese Nachricht erfüllte die Juden mit unaussprechlicher Freude, die in solche Frechheit ausartete, daß sie die Christen öffentlich verhöhnten, ihnen mit harten Verfolgungen drohten und an

mehreren Orten sogar ihre Kirchen in Brand steckten. Haufenweise strömten sie nach Jerusalem und brachten viel Geld zusammen. Baumaterialien wurden in großer Menge herbeigeschafft, und einer der höchsten kaiserlichen Beamten, Alipius, leitete das ganze Unternehmen, das mit großem Eifer begonnen wurde. Schon wird von neuem Grund gegraben, um die frühere Grundmauer aufzufinden. Allein mitten in der Arbeit erhebt sich plötzlich ein gewaltiger Sturm und Wirbelwind, und zerstäubt eine große Menge Gyps und Kalk, der in vielen tausend Säcken aufgehäuft war. Die Trümmer des früheren Tempels waren nun schon so weit hinweggeräumt, daß man auf den Grund gekommen und im Begriffe war, darauf des andern Tages den Neubau zu beginnen, als in der Nacht vorher ein unerhörtes Erdbeben entstand, und die untersten Grundsteine mit allen, die sie umgaben, herauszuschleuderte. Infolge dieses Erdbebens stürzten viele Gebäude in der Nähe des Tempelplatzes zusammen, und viele Juden fanden unter den Trümmern ihren Tod, oder wurden verstümmelt hervorgezogen. Allein dieses Zorneszeichen des starken eifrigen Gottes schreckte die Juden noch nicht von ihrem Vorhaben ab. Im Gegentheil gingen sie mit um so größerer Begierde aufs neue ans Werk. Darum that Gott ein neues Wunder. Eine Feuermasse fuhr aus der Tiefe herauf, verzehrte oder versengte die Arbeiter, und zerstörte eine große Menge der Baumaterialien; und diese Feuersbrunst währte den ganzen Tag. Durch dies alles ließen sich einige Juden bewegen, Christen zu werden; sie bekannten, daß Jesus Christus der rechte Messias sei und daß er selbst den Wiederaufbau des Tempels vereitelt habe. Die meisten Juden aber blieben, sowie der Kaiser Julianus, verstockt und verblendet, und zogen voll Unmuths von Jerusalem hinweg. Seitdem ist nie wieder der Versuch zum Bau des Tempels gemacht worden.

## 342.

König Theoderich, sonst Dietrich von Bern genannt, ein Arianer, hatte einen Kaplan, den er von Jugend auf gekannt und geliebt hatte, dem er auch damals allerlei Gutes erzeigte, ob er gleich seines Glaubens nicht war. Da nun der Heuchler sah, daß ihm der König so viel Ehre und Gutes erzeigte, trotz seines verschiedenen Glaubens, gedachte er: „Ei siehe, was für Gnade, Ehre und Beförderung könntest du erlangen, wenn du

deine bisherige Religion fahren ließeſt und träteſt zu des Königs Religion?", fiel alſo ungezwungen und ungedrungen zeitlichen Vortheils wegen ab, ward Arianer und Verleugner der göttlichen Natur Chriſti. Aber es fehlte ihm gar weit aus Gottes Schickung; denn da König Dietrich ſeinen leichtfertigen Abfall hörte, ward er ihm ungnädig und feind, ließ ihn gefangen nehmen und mit dem Schwert hinrichten, und ſprach im Zorn zu ihm: „Haſt du, leichtfertiger Mann, deinem Gott nicht Glauben und Treue gehalten, wie ſollteſt du mir und Andern Treue und Glauben halten?"

## 343.

In Frankreich lebte ein vornehmer Mann von großem Verſtand, aber ein Gottesleugner, der weder einen Himmel noch eine Hölle glaubte, und darnach auch ſein Leben führte, nämlich als ein Knecht des Teufels. In geſunden Tagen ſpottete er aller chriſtlichen Ermahnung; als er aber auf ſein Sterbebett gerieth, kam er in eine ſolche Gewiſſensangſt, daß er ſelber bekannte, kein verzagtes Weib und kein zartes Kind könne ſich alſo vor dem Tode fürchten, wie er, der ſonſt demſelben ſo tapfer habe troßen wollen. Obwohl ihn nun ein gottesfürchtiger Edelmann auf die große Barmherzigkeit Gottes und das Verdienſt Chriſti weiſen wollte, war's vergeblich, und er rief in verzweifelten Reden, ſein Herz ſei für ſolchen Troſt ganz ehern und ſtählern, und er wiſſe, daß ſein Ort bei Cain, Judas und allen Verächtern der Gottheit bereitet ſei. Einer ſeiner Sündengeſellen kam auch herzu, um zu ſehen, ob der Tod einen ſolchen tapferen Sünder auch erſchrecken konnte. Den ſah er mit tieſem Seufzen an und ſprach: „Wenn der Menſch von dem Augenblick ſeiner Geburt an wiſſen könnte, was man ein wenig vorher empfindet, ehe man ſeinen Geiſt aufgibt, ſo würde von zweierlei Eins geſchehen: entweder würden alle Menſchen von der Wiege an begehren zu ſterben, oder in einer ſolchen Weiſe leben, daß ſie ohne Furcht ſterben könnten. Ich habe keinen Glauben gehabt, jeßund fange ich an einen zu haben, aber einen wie die Teufel, welche glauben — und zittern!"

## 344.

König Heinrich VIII. von England, geſtorben 1547, hatte die Gewohnheit, ſo oft ihm das Gewiſſen aufwachte, ſich die

Grillen mit Fressen und Saufen zu vertreiben. Auf dem Tod-  
bette ließ er sich noch ein volles Glas reichen, trank es aus, und  
sagte dann zu den Umstehenden: „So, ihr Freunde, nun ist alles  
dahin — meine Krone, mein Leib und meine Seele.“

## 345.

Drei Männer in einem Dorfe nannte man aufgeklärt: den  
Förster, den Schreiber und den Bäcker. Sie machten immer  
eine Gesellschaft aus, gingen in keine Kirche, nahmen nie an  
dem heiligen Abendmahle Theil und verspotteten die Gottes-  
fürchtigen. Eines Abends traf der alte Lucas, ein ehrlicher  
Bauer, des Wirthes Schwiegervater, mit ihnen im Wirths-  
haus zusammen. Er hatte gerade für sich in der Bibel gelesen  
und mußte ihre leichtfertigen Reden hören. „Was du thust, so  
bedenke das Ende!“ sprach er, steckte seine Brille in die Bibel  
und ging. Sie lachten ihm nach und verhöhnten ihn; deshalb  
blieb er von nun an ganz aus dem Wirthshause weg. Noch  
einige Jahre ging es so fort, wie bisher. Der Förster jagte  
und fluchte an den Werk- wie Sonntagen, der Schreiber trieb  
seine Amtsgeschäfte nicht selten auch an den Sonntagen, und  
der Bäcker spielte besonders gern an den Sonntagen, wenn die  
Leute zur Kirche gingen, und führte dabei die schändlichsten  
Reden den ganzen Tag hindurch. Plötzlich aber war der Förster  
verschwunden, er hatte wegen Untreue Amt und Ehre verloren;  
der Schreiber saß wegen falscher Urkunden im Zuchthause, und  
der Bäcker, der sein Gut verprast hatte, war fortgegangen,  
und niemand wußte, wohin? Da erschien der alte Lucas wie-  
der im Wirthshause. Herzlich bewillkommneten die Gäste  
den biedern Altvater, der so lange weggeblieben war, und ge-  
dachten des Spruches, mit dem er geschieden war, wie jener  
drei Männer, die ein so jämmerliches Ende genommen hatten.  
Da ließ Lucas seine Bibel bringen, schlug auf, und las Ps. 37,  
35. 36.: „Ich habe gesehen einen Gottlosen, der war trotzig,  
und breitete sich aus, und grünete wie ein Lorbeerbaum. Da  
man vorüber ging, siehe, da war er dahin; ich fragte nach ihm,  
da ward er nirgends gefunden.“

## 346.

Ein Edelmann, der alles, was die Schrift von Gott, Ge-  
richt und Hölle schreibt, für Fabeln hielt, erfreute sich täglich  
mit seinen Saufbrüdern an den üppigsten Gastmählern. Dabei

führte er ein rohes und unzuchtiges Leben, bis ihn Gott endlich auf das Sterbette legte, wobei er aber auch an keine Buße dachte, weil er bald alle Besinnung verlor. Als aber einer der Umstehenden ihm an die Knie griff und sagte: „Hilf Gott, er fängt schon an zu sterben“, erwachte der Sterbende gleichsam aus dem Schlafe und antwortete: „Lasset euch das nicht irren; ich werde bald an einen Ort kommen, da mir so heiß sein wird, daß mir ein Pflugschar im Halse zerschmelzen möchte.“ So fuhr er dahin.

## 347.

Konrad, König von England, hatte einen vornehmen Hofmann, von dem er sehr viel hielt. Als aber Gott denselben mit einer heftigen Krankheit angriff, und der König, der um sein schlechtes Christenthum wohl wußte, ihn besuchte und zur Buße ermahnte, antwortete er: „Jetzt nicht, damit mich meine Kameraden nicht auslachen, ich hätte mich vor dem Tode gefürchtet, und mich für eine feige Memme halten: ich will's thun, wenn ich wieder gesund werde.“ Als der Tod stärker anklopfte, wiederholte der König seine Ermahnung, worauf er aber zur Antwort gab: „Nun ist's mit mir zu spät; denn ich habe so viel Nachricht, daß ich verdammt sei.“ So fiel er in Verzweiflung, und gab kurz nachher ohne Buße und Trost seinen unseligen Geist auf.

## 348.

Der Erzbischof Arundel, der blutdürstige Verfolger des Lord Cobham und der Wicliffiten, nahm im Jahre 1413 ein schreckliches Ende. Seine Zunge, womit er den Zeugen Christi so oft geflucht, schwoll dermaßen an, daß sie den ganzen Hals erfüllte, also daß er hat weder essen, trinken noch reden können, bis er jämmerlich erstickt ist.

## 349.

Um das Jahr 1497 blühten in Böhmen und Mähren 200 Brüdergemeinden. In der Verfolgung, welche aufs neue ausbrach, wurden im Jahre 1503 sechs Personen auf einmal verbrannt. Als sie schon auf dem Scheiterhaufen standen, antworteten sie auf die Frage, auf welchen Glauben sie sterben wollten: „Auf den Glauben, der Jesum Christum zum Fundamente hat, der das einzige Veröhnungsoffer für die Sünden der Welt ist, die einzige Hoffnung, das einzige Heil derer,



die an ihn glauben. Auf diesen Glauben gehen wir freudig in den Tod.“ Im Jahre 1510 wurde ein Verfolgungs-Edict gegen die Brüder zum Reichsgesetz erhoben. Alle Brüder, die man Picarden nannte, sollten gänzlich ausgerottet werden. Der Reichskanzler Kolowrat ging mit dem Baron von Kolditsch zur Ausführung dieses Gesetzes nach Krapfa. Als der Kanzler hier zu Tische saß, schwur er beim Weine, nun endlich sollten alle Picarden gänzlich ausgerottet werden. Da wandte sich der Baron von Kolditsch zu seinem Bedienten, der hinter ihm stand und zu den Brüdern gehörte, mit den Worten: „Simon, was sagst du dazu?“ „O gnädiger Herr“, erwiderte dieser, „es haben noch nicht Alle eingewilligt.“ Da rief der Kanzler voll Aerger: „Wer ist der Verräther, der sich den Reichsständen zu widersetzen wagt?“ Simon wies gen Himmel und sagte: „Da oben ist einer, der kann wohl euren Anschlag zu Schanden machen, wenn er nicht eingewilligt hat.“ Da schlug der Kanzler voll Zorns auf den Tisch und schwur dazu: „Gott soll mich nicht gesund von hier fortgehen lassen, wenn ich ruhe, so lange noch einer von den Picarden übrig ist.“ Bei diesen Worten stand er auf, bekam aber zur selbigen Stunde ein Geschwür an sein Bein, das von Stunde zu Stunde anschwell, bis der Brand hinzutrat und er in wenigen Tagen todt war. — Ein blutiger Bischof glitt, als er aus dem Wagen stieg, aus, blieb an einem Nagel hängen, so daß ihm die Eingeweide aus dem Leibe hingen, und er auf dem Felde seinen Geist aufgab.

## 350.

Im Jahre 1530 haben sich sechs Grafen und Freiherren zu Augsburg mit Handschlag verbunden, daß sie all ihr Vermögen dransetzen wollten, die Lutheraner auszurotten. Einer der vornehmsten, Graf Felix von Wartenberg, sagte: er wolle vor seinem Tode ein solch Blutbad der Protestanten sehen, daß das Blut der Erschlagenen den Pferden bis an die Bäuche ginge, und er im Nachsetzen seine Sporen darin netzte. Aber in derselben Nacht ward eben dieser Graf von einem so geschwinden und starken Blutfluß überfallen, daß man ihn am andern Morgen todt und in seinem Blute schwimmend fand.

## 351.

Jakob Latomus, Lehrer der Theologie in Löwen; schrieb gegen Luther und verfolgte die Lutheraner auf's grausamste

den Papisten zu Gefallen, von denen er große Gunst und Geschenke bekommen hatte, obwohl er wußte, daß Luthers Lehre die Wahrheit sei. Doch endlich wachten seine Sünden auf und, während er 1542 sich in Köln aufhielt, gerieth er in eine entsetzliche Angst. Er zitterte und sagte, weil sein Gewissen ihm vorhielt, daß er die helle Wahrheit freiwillig um Geldes willen verfolgt habe. Zu einigen Gelehrten, welche auf seine Bitte kamen, sagte er: „Ich habe übel gethan und Gottes Wort vorsätzlich helfen verfolgen, und dasselbe wissenlich wider mein Gewissen gethan und in den Heiligen Geist gesündigt, welches mir nimmermehr, weder hier noch dort, verziehen wird. Darum bin ich des Teufels mit Leib und Seele, bin auch seinem Reiche schon einverleibt in diesem Leben, ja, ihr sehet jetzt mich nicht mehr als einen Menschen, sondern als einen lebendigen Teufel.“ Darüber entsetzten sich alle, worauf einer seiner Freunde, ein Doctor der Theologie, anfang, ihn aus göttlicher Schrift zu trösten: „O lieber Latome, es ist keine Sünde so groß, die Gnade Gottes ist viel größer; kein Sünder so böse, er kann ausgesöhnet werden.“ Latomus antwortete: er wisse selbst diese und noch viele andere herrliche Sprüche wohl und hätte genug studirt, er könne sie sich aber nicht zu Nuze machen, es wolle auch keiner in seinem Herzen haften; er wäre gelehrt genug und wüßte es sehr wohl, aber da fehle es, daß kein Glaube und Vertrauen zu Gott bei ihm wäre. Der Doctor entgegnete, um so besser wäre es, daß er es selber wüßte, und behauptete, daß bei Gott kein Ding unmöglich sei. Da fuhr Latomus mit großem Eifer heraus: das wäre Gott, wenn er gleich noch einmal Gott wäre, dennoch unmöglich, daß er jemanden aus der Hölle reißen könnte. Und zuletzt sagte er: „Damit ihr sehet, daß ich mit wahren Munde von meiner Verdammniß geredet habe, so will ich mich niederlegen und darauf sterben.“ Nach diesen Worten ist er alsbald greulich mit großem Geschrei gestorben, worauf sein Körper ein so abscheuliches Ansehen bekam, daß sich jedermann darüber entsetzte.

## 352.

Francesco Spiera, ein angesehener Rechtsgelehrter in Citadella bei Padua, war durch Gottes Gnade zur Erkenntniß der Wahrheit gekommen. Mit inniger Freude vernahm er die Botschaft von der Versöhnung durch den Tod Christi und

empfangen darin wunderbaren Frieden, Trost und Bönne. Unablässig forschte er in der heiligen Schrift und erfüllte in kurzer Zeit die ganze Stadt mit Luthers Lehre. Deshalb wurde er bei dem Legaten Della Casa in Venedig verklagt. Da entsank ihm der Muth, und um der Verfolgung zu entgehen, schwur er öffentlich die lutherische Lehre ab. Schauerlich wurde nun der Zustand, in den er durch seine Verleugnung gerieth. Die Schrecken des Gerichtes und die Qualen der ewigen Verdammniß kamen über seine Seele, wodurch auch sein leibliches Leben gänzlich niedergedrückt und wie gelähmt wurde, so daß er das Bett nicht zu verlassen vermochte, während er von einem ungeheuren Durst gequält wurde. Die besten Aerzte suchten ihm zu helfen, die frommsten und gelehrtesten Männer der römischen Kirche suchten ihn zu trösten, allein alles war völlig vergeblich. Nur durch Gewalt gezwungen nahm er etwas Nahrung zu sich; mehrmals machte er den Versuch, an sich selber Hand anzulegen. Seine Verzweiflung wurde nur immer furchtbarer und machte durch ganz Italien ein ungeheures Aufsehen. Alle Tage besuchten ihn römisch-katholische Gelehrte, oft dreißig an der Zahl, um ihn zu trösten. Zu diesen sagte er: „Hoffet nicht mehr für mich! Jede Stunde läßt Gott meine Verhärtung zunehmen und darüber vergeht meine körperliche Kraft. Mein Elend soll euch ein warnendes Beispiel sein. Nehmet die Sache nicht so leicht, wie ich, der ich angefangen hatte, die heilige Schrift zu verstehen, und Einsicht bekam in das Werk der Erlösung; und dennoch abschwur aus Furcht vor Ungemach und um mein kleines Vermögen meinen Kindern zu erhalten. Darum hat Gott mich gestraft und mit Recht, weil ich die Sünde wider den Heiligen Geist begangen habe, wider den Geist, welcher mich in die Wahrheit geführt hatte. Glaubt nicht, daß ihr nur da die Wahrheit verleugnet, wo ihr, wie ich, vor dem Richter widerrufenet. Daselbe thut ihr, so oft ihr das, was ihr als wahr einsehet, verberget, oder so oft ihr durch euer Wort oder eure Gegenwart falsche Meinungen über göttliche Dinge gut heißet oder ein unchristliches Leben führet!“ Er blieb dabei: „Ich bin verworfen, denn ich habe mit Wissen und Willen verleugnet!“ So fuhr er in Verzweiflung dahin, im Jahre 1548. — Auf Bergerius, der bei 25 Malen zu Spiera kam, um ihn zu trösten, machte sein Grausen erregendes Ende einen so tiefen Eindruck, daß er dadurch in seinem Entschlusse, lutherisch zu werden,

mächtig gestärkt wurde, wie er denn später in Basel bekannte: „Ich wäre jetzt nicht hier, wenn ich Spiera nicht gesehen hätte.“

## 353.

Der Kapellmeister Reithardt zu Königsberg war sein Leben lang ein Verächter und Spötter des Glaubens an Christum gewesen. An den Pforten des Todes begehrte er den Trost eines frommen Gottesgelehrten, des Dr. Arnold, um aus seiner qualvollen Unruhe erlöst zu werden. Arnold fragte ihn, ob er sich ruhig dabei gefühlt hätte, als er so verächtlich über das Christenthum gesprochen habe, und ob sein eigenes Herz nicht seinen Worten widersprochen hätte. „Ach, wie war ich ruhig, wenn ich solche Reden ausstieß?“ antwortete jener; „immer fürchtete ich, das Gegentheil von meinen Worten möchte wahr sein. Aber ich wünschte, daß dieses nicht der Fall sein möchte, und hielt mich deshalb absichtlich zu solchen Leuten, die mir zu schwach schienen, mich zu widerlegen. Ihr Stillschweigen bekräftigte mich in meinem Unglauben.“ Mit großer Furcht sprach er aus, was sein Gewissen ihn zu bekennen nöthigte. Kein Schlaf kam mehr in seine Augen. Um seiner Unruhe los zu werden, hatte er schon den Entschluß gefaßt, sich zu Tode zu hungern. Gefragt, ob er denn die Unsterblichkeit der Seele noch leugnen wolle, antwortete er: „Ach, wenn ich das noch könnte, würde ich nicht so unruhig sein, als ich bin!“ In solchem trostlosen Zustande fuhr er dahin am 1. Januar 1739.

## 354.

Als in Oesterreich ein reicher Herr im 93sten Jahre seines Alters starb, der in allen Wollüsten und Schwelgerei, ohne einige Krankheit, Traurigkeit oder Unglück gelebt hatte, und dies dem Kaiser Friedrich III. erzählt wurde, sagte er: „Hieraus allein kann man schon die Unsterblichkeit der Seelen abnehmen; denn weil Gott ein gerechter Gott ist, so muß nach diesem Leben ein Ort sein, wo die Frömmigkeit belohnt und die Bosheit bestraft wird; denn in diesem Leben sehen wir, daß es meistens den Frommen übel und den Bösen wohl gehet.“

## 355.

Ein alter verstockter Sünder erklärte seinen Unglauben an die Wirklichkeit der Hölle, und führte folgendes nichtsagende

Argument zum Beweis seiner Sache an: „Ich bin nun siebenzig Jahre alt, und habe bis jetzt noch keinen solchen Ort entdeckt, den sie Hölle nennen.“ Sein kleiner siebenjähriger Enkel fragte ihn hierauf: „Großvater, bist du schon jemals gestorben?“

## 356.

Ein vornehmer Herr hielt sich, wie das ehemals Sitte war, einen Hofnarren. Einst gab dieser Herr dem Narren einen Stab mit dem Befehle, ihn so lange zu behalten, bis er mit einem zusammentreffen würde, der ein noch größerer Narr sei; diesem sollte er dann den Stab überliefern. Einige Zeit darauf ward der Herr krank, und bald zeigte sich, daß die Krankheit tödlich war. Der Narr kam, seinen kranken Herrn zu sehen, und dieser sagte ihm, daß er, der Herr, ihn nun bald werde verlassen müssen. „Und wohin wirst du gehen?“ fragte der Narr. „In eine andere Welt!“ war die Antwort. „Und wann wirst du wiederkommen? In einem Monat?“ „Nein!“ „In einem Jahre?“ „Nein!“ „Nun wann denn?“ „Nie!“ „Nie? Und was für Vorkehrungen hast du getroffen zu deinem Bestehen dort, wo du hingehst?“ „Gar keine.“ „Ist's möglich?“ sagte der Narr, „gar keine?“ Du gehst weg für immer, und bekümmerst dich gar nicht darum, was aus dir wird da, wo du hinkommst? Hier, hier, nimm meinen Stab; denn einer solchen Thorheit habe ich mich noch nicht schuldig gemacht.“

## 357.

Lyfimachus, schrecklichen Durst leidend, bot den Göttern sein ganzes Königreich an, wenn sie ihm den Durst löschten. Sein Ruf, als er getrunken hatte, ist wunderbar bezeichnend: „Ach!“ rief er, „ich Glender! der ich um eines so kurzen Genußes willen ein so großes Königreich verloren habe!“ Wie anwendbar ist dies auf Alle, welche für die flüchtigen Vergnügungen der Sünde das Himmelreich verschmerzen!

## 358.

Als Archias, der Thebaner König, sich einst mit seinen Hofleuten über die Mäßen fröhlich erzeigt und toll und voll gelassen hatte, kam ein Eilbote mit einem verschlossenen Schreiben, welcher den König bat, den Brief ohne Verzug mit Be-

dacht zu lesen; denn es wären ernste, wichtige, dringende Sachen darin. Leichtsininig antwortete der König: „Ernste Sachen wollen wir bis morgen sparen“, und damit steckte er den Brief unter sein Stuhlkissen. Allein er wußte nicht, daß in dem Briefe ihn ein wohlgesinnter Freund vor Verräthern warnte, welche ihn, den König, die folgende Nacht überfallen und umbringen wollten. Hätte er nun den Brief, worin die Namen seiner Muehelmörder angegeben waren, zur rechten Zeit gelesen, so hätte er sich derselben bemächtigen und der Gefahr entgehen können. Allein weil er nicht bedachte, was zu seinem Besten diene, wurde er dieselbe Nacht von Pelopidas und seinem Anhange jämmerlich ermordet. Ebenso denken viele Christen: Ernste Sachen wollen wir bis morgen sparen. Zu Augenlust, Fleischeslust und hoffärtigem Leben haben sie immer Zeit; allein, was zu ihrem ewigen Frieden dient, das wird von einem Tage zum anderen aufgeschoben, bis die Gnadenzeit vorüber ist.

## 359.

Augustinus, Bischof zu Hippo, erzählt in seinen Bekenntnissen, daß in jener Zeit seines Lebens, wo die Sünde ihn in den engsten Banden gehalten, einzig und allein der Gedanke an die vergeltende Gerechtigkeit Gottes, und namentlich die Furcht vor den Strafen der Hölle, ihn noch zum Kampfe wider die Sünde angespornt und vom Neuffersten zurückgehalten habe.

## 360.

Ein christlicher König hatte einen wilden versoffenen Bruder, der machte ihm viele Vorwürfe wegen seines stillen, ehrbaren Lebens und spricht: „Mein Bruder, wie kannst du immer so melancholisch sein? sei doch auch ein so lustiger Bruder mit, warum bist du immer so ernst?“ Der König spricht: „Gib dich zufrieden, du sollst die Ursache in wenigen Tagen erfahren.“ Da läßt der König eine tiefe Grube machen und sie mit lauter Feuer füllen, oben läßt er einen Stuhl gar gefährlich darüber hängen, auf allen Seiten läßt er spitziqe Pfeile und Waffen legen. Darauf läßt er unversehens dem Bruder vor seinem Zimmer nach Landesgewohnheit durch einen Trompeter das Leben absagen und den Bruder auf den Stuhl setzen; er läßt ihm auch herrliche Speisen und Getränke

vorseßen und von ferne die schönste Musik spielen und spricht: „Bruder, sei lustig und guter Dinge; isß und trink wohl, so wirst du nicht geringe, die Musik ist fertig, hast du Lust, so springe!“ Der Bruder sagt: „Ach! wie sollte ich fröhlich sein? Du hast mir das Leben abgesagt, so sehe ich über mir, unten und neben mir den Tod vor Augen; ach! schöne meines Lebens!“ Da spricht der König: „Ei! warum hast du es mir denn verübelt, daß ich nicht ein guter Saufruder mit bin? Das Leben ist uns in Gottes Wort abgesagt; ich habe nichts Gewisseres als den Tod; über mir habe ich zu fürchten Gottes Zorn, unter mir die ewige Verdammniß, neben mir die verkehrte Welt und mein eigen Fleisch und Blut. Das liegt mir im Sinn. Wie sollte ich nicht bedächtig leben? Da hast du die Ursache meines eingezogenen Wandels.“ Und da er ihn nun klug gemacht, ließ er ihn wieder los.

## 361.

Unter den Negern Südamerikas war einst die Rede vom Weltgerichte. Einige sagten: „Wir werden uns dann in die Büsche verstecken.“ Andere: „Wir werden uns selbst das Leben nehmen.“ Da entgegnete Arabini, der Erstling der Bekehrten unter ihnen: „Gott wird euch alle zu finden wissen.“ „Nun, da es so viele gibt, die nicht an ihn glauben“, antworteten die Neger, „wird ihnen die Höllestrafe nicht so schwer fallen.“ Arabini versetzte: „So steckt doch alle zugleich eure Finger ins Feuer, wir wollen sehen, ob nicht jeder für sich die Schmerzen ebenso fühlen wird, als wenn er sie allein zu tragen hätte.“ Schweigend gingen alle hinweg.

## 362.

Die junge lebenslustige Fürstin Galizin ging in vollem Jugendglanze und in vollem Puz der Eitelkeit ins Theater. Da begegnet ihr ein altes wahnsinniges Weib und ruft: „Ja, Fräuleinchen, wenn nur keine Hölle wäre!“ Dieses Wort wird eine Stimme Gottes für ihre Seele und der erste Anlaß ihrer Bekehrung.

## 363.

Als der König Gustav Adolf von Schweden 1631 in die Stadt Remberg eingerückt war, versammelte sich eine Menge

junger Leute vor seinem Hause. Er fragte nach der Ursache, und ein Prediger des Ortes sagte ihm: „Sie wollen den großen König aus Schweden sehen.“ Schnell eilte der König auf die Gasse und rief den Versammelten zu: „Ihr lieben Kinder! Hier seht ihr einen großen Sünder aus Schweden, den nur einfältige Leute den ‚großen König‘ aus Schweden nennen.“

## Das zweite Hauptstück.

### Der Glaube.

#### Der erste Artikel.

364.

Der heidnische König Hiero sprach zu seinem berühmten Weltweisen Simonides: „Sage mir, was ist Gott?“ „Gib mir einen Tag Bedenkzeit“, antwortete der Weise, „so will ich dir's sagen.“ Als der Tag um war und der König die Antwort begehrte, sagte er: „Gib mir zwei Tage Bedenkzeit, so will ich dir's sagen.“ Als die zwei Tage auch um waren und der König die Antwort begehrte, sagte Simonides: „Gib mir vier Tage Bedenkzeit, so will ich dir es sagen“, und so fuhr er fort und gab keine Antwort, sondern verlangte immer doppelt so viel Bedenkzeit, als er das letzte Mal sich ausgeben. Als der König endlich ungeduldig ward und ihn fragte, was dies jedesmalige Aufschieben bedeute? sagte der Weltweise: „Je mehr ich dem Handel nachdenke, desto weniger ich davon verstehe!“

365.

Augustinus ging einst am Gestade des Meeres spazieren, und sann und grübelte bei sich selbst, was es doch immerhin mit der heiligen Dreieinigkeit müsse für eine Bewandniß haben, daß Drei Eins und Eins könne Drei sein. Da sieht er ungefähr ein Knäblein am Ufer des Meeres sitzen, das macht ein Grüblein in den Sand, hat eine Muschel in der Hand und



schöpft damit immer Wasser aus dem Meer in das Grüblein. Augustinus verwundert sich darüber und fragt das Kind, was dieses zu bedeuten habe? Das Knäblein spricht: „Ei, damit will ich das Meer ausschöpfen und in das Grüblein gießen.“ Augustinus lachelt und spricht: „Das wirst du nimmermehr enden können.“ „So?“ antwortete das Kind, „wie viel weniger noch wirst du das enden, daß du mit deiner kleinen Vernunft das große Geheimniß der heiligen Dreieinigkeit ergründen willst!“ Da merkt Augustinus, daß ihn Gott durch dies Engelein seiner Thorheit halber strafen läßt, gibt sein Grübeln auf, will an das geoffenbarte Wort sich halten und seine Vernunft gefangen nehmen unter den Gehorsam des Glaubens.

366.

Salvius, Bischof von Albinia in Frankreich, war ein entschiedener Gegner der arianischen Irreligie. Da ließ der König, welcher der arianischen Ketzerei anhing, seinem Bischof Salvius zum Verdrusse einen Zettel verlesen, worauf stand: Man soll die Dreieinigkeit nicht in drei unterschiedenen Personen, sondern alleine Gott nennen. Solchen Zettel wollte der Bischof entzwei reißen; deswegen wurde er mit seinem treuen Schüler Valentinian ins Gefängniß geworfen und darin umgebracht. So haben sie mit ihrem Blute ihr Bekenntniß von der heiligen Dreieinigkeit versiegelt.

367.

Im Jahre 1721 wurden einige Missionare aus Dänemark nach Grönland geschickt, wo sie das Evangelium mit Segen predigten. Bei einer Zusammenkunft getaufter Grönländer kam einst die Rede darauf, wie sie doch früher so unwissend, so ohne alles Nachdenken über göttliche Dinge hingelebt hätten. Da nahm einer derselben das Wort und sprach: „Es ist wahr, wir sind unwissende Heiden gewesen; doch müßt ihr nicht glauben, daß kein Heide über dergleichen Dinge nachdenke. Ich habe oft gedacht: Ein kleines Jagdboot entsteht nicht von sich selbst, sondern muß mit Geschick verfertigt werden. Nun ist der geringste Vogel viel künstlicher als das beste Boot gebaut, und kein Mensch kann einen hervorbringen. Der Mensch ist noch weit künstlicher und geschickter gebaut, als alle Thiere; wer hat ihn hervorgebracht? Er kommt von seinen Eltern her und diese kommen wieder von ihren Eltern her; aber wo

kamen die ersten her? Und wie sind Erde und Sonne und Mond und Sterne geworden? Es muß doch jemand sein, der sie hervorgebracht hat."

368.

Der fromme, gelehrte und berühmte Sternkundige Athanasius Kirchner hatte eine künstliche Weltkugel sich angeschafft, ein Meisterwerk, auf dem die ganze Erde mit ihren Bergen, Flüssen und Meeren und auch der Himmel mit seinen Sternen auf das feinste nachgebildet war. Als er es in seiner Stube aufgestellt hatte, besuchte ihn ein Bekannter, der durchaus ein Spötter war, und den er schon oft vergeblich davon zu überzeugen gesucht hatte, daß ein Gott sei. Als dieser die künstliche Weltkugel erblickte, sagte er voll Verwunderung zu dem Gelehrten: „Wo ist dies treffliche Werk hergekommen, und wer ist der Verfertiger?“ Dieser aber fuhr ruhig fort zu schreiben und sagte: wo es herkomme, wisse er nicht, und gemacht habe es auch niemand, es müsse durch irgend einen Zufall entstanden und zu seinem Gebrauch hierher gesetzt sein. Verwundert fragte ihn der Freund, was denn diese Rede bedeuten solle? Der Gelehrte aber blieb bei seiner Behauptung, es habe es gar niemand gemacht, und es sei auf einmal von selbst dagewesen. Als nun der Freund sich ereiferte und sagte, wenn er ihn beleidigen wolle, so möcht er's doch auf eine andere Weise thun, als damit, daß er solche Thorheit ihm vorrede, trat Kirchner vor ihn und sagte: „Thorheit nennst du's, zu behaupten, daß diese Weltkugel hier aus Holz, Papier und Messing von niemand gemacht, sondern durch einen Zufall entstanden sein soll; aber was ist denn das, wenn du behauptest, daß die Welt selbst, von der doch diese Weltkugel nur ein schwaches, elendes Abbild ist, von niemand gemacht, sondern von selbst entstanden sei? Ist denn das nicht die allergrößte Thorheit, zu sagen: Dies kleine Ding da muß jemand gemacht haben, hingegen das große, künstliche Weltgebäude ist von selber mit einem Male dagewesen?“ — Ja, wahrlich, die Schrift hat Recht: „Die Thoren sprechen in ihrem Herzen: Es ist kein Gott!“

369.

Dr. Luther hatte auf einer Kirchenvisitation einen armen Bauern das Glaubensbekenntniß hersagen lassen und ihn ge-

fragt: „Was heißt denn das: ‚Gott, den Allmächtigen‘?“ Der arme Mann antwortete: „Ich wess't nit“ (ich weiß es nicht). „Ja, mein lieber Mann“, fährt Luther dann fort, „ich und alle Gelehrte wissen's auch nicht, was Gottes Kraft und Allmächtigkeit ist; glaube du aber nur in Einfalt, daß Gott dein lieber und treuer Vater und der klügste und größte Herr ist, der will, kann und weiß dir, deinem Weibe und deinen Kindern in allen Nöthen zu helfen.“

## 370.

Einst klagte ein Weib gegen Luther, sie könne gar nicht glauben. „Könnt Ihr auch noch Euren Kinderglauben?“ „Ja.“ Als sie den nun andächtig hersagt, spricht er: „Haltet Ihr auch dies für wahr?“ Da die Frau Ja sagte, sprach er: „Wahrlich, liebe Frau, haltet und glaubet Ihr diese Worte, wie sie denn nichts denn Wahrheit sind, so glaubet Ihr stärker als ich, der ich alle Tage um Mehrung meines Glaubens bitten muß.“ Darauf dankte die Frau Gott, und ging mit Frieden und Freuden davon.

## 371.

Zur Zeit des Costnitzer Concils, worin Johannes Huf verdammt wurde, reisten zwei Cardinäle mit einander über Land und trafen auf dem Felde einen armen Hirten, welcher bitterlich weinte. Auf ihre Frage, was ihm fehle, antwortete derselbe: „Ach, liebe Herren, ich sehe hier vor meinen Augen eine greuliche Kröte; dabei fällt mir ein, wie ich mein Leben lang so ein undankbarer Mensch gewesen bin und meinem Gott noch nie gedankt habe, daß er mich zu einem vernünftigen Menschen geschaffen hat. Daß er dies gethan, ist ja nicht aus meinem Verdienst, sondern aus lauter Güte und Gnade geschehen. O Gott, meines großen Undanks, den ich billig die ganze Zeit meines Lebens beweinen möchte.“ Als die Cardinäle solches hörten, haben sie sich gewundert und bekannt, daß ihnen dergleichen Gedanken niemals eingefallen seien, da sie doch, als große Prälaten, Gott mehr als dieser arme Mann zu danken hätten. Es ist auch einer derselben von seinem Maulthier gesunken und hat gesagt: „O heiliger Augustin, wie wahr hast du gesagt: Die Ungelehrten stehen auf und nehmen den Himmel für uns ein, wir aber wallen trotz unse-

rer großen Kunst in Fleisch und Blut, wir sind in der Welt erloschen, und trachten nur, in der Welt berühmt, nicht aber selig zu werden."

## 372.

Als Philipp Melancthon seine liebste Tochter gestorben war, kamen Luther, Cruziger und Justus Jonas zu ihm, ihn zu trösten; aber er konnte seines Leids nicht vergessen und ging sein Stübchen auf und ab. Endlich tritt er an seinen Tisch, sieht da ein Blätterlein liegen, greift so zu, schlägt es auf und sein erster Blick fällt auf den dritten Vers des hundertsten Psalms: „Er hat uns gemacht und nicht wir selbst.“ Da wandte er sich zurechtgewiesen und getröstet zu seinen Freunden: „Hat uns Gott gemacht, warum wollen wir uns denn nicht zu Frieden geben?“

## 373.

Während eines Gebirgsmarsches in Schlesien ging der fromme General Schmettau neben Friedrich II. Der König wollte sich den Unmuth über die Langsamkeit des Marsches durch Scherzen und Spottreden über die Frömmigkeit des Generals vertreiben. Schmettau konnte erst gar nicht zu Worte kommen. Da aber der König einen Augenblick schwieg, nahm er ganz dreist und ruhig das Wort: „Eure Majestät sind viel witziger als ich und auch viel gelehrter. Ueberdies sind Sie mein König. Der Kampf zwischen mir und Ihnen ist also in jeder Hinsicht ungleich. Aber dennoch können Sie mir meinen Glauben nicht nehmen, und gelänge es Ihnen auch, je nun, so hätten Sie zwar mir unermesslich geschadet, aber auch sich selbst mit.“ Der König blieb stehen und sagte mit Blitzen des Unwillens in den Augen: „Was soll das heißen, Monsieur Schmettau? Ich sollte mir schaden, wenn ich Ihm Seinen Glauben nähme?“ Schmettau erwiderte: „Eure Majestät glauben jetzt einen guten Offizier an mir zu haben, und ich hoffe, Sie irren sich nicht. Könnten Sie mir meinen Glauben nehmen, dann hätten Sie ein erbärmlich Ding an mir, ein Rohr im Windsturm, darauf nicht der mindeste Verlaß wäre.“ Friedrich war erst still, dann fragte er freundlich: „Sage Er mir doch, Schmettau, was ist denn eigentlich Sein Glaube!“ „Ich glaube an die göttliche Erlösung von allen meinen begangenen Sünden. Ich glaube an eine göttliche

Vorsehung, die jedes Haar auf meinem Haupte zählt, und an ein ewiges, herrliches Leben nach dem Tode.“ „Und das glaubt Er wirklich so recht mit aller Zuversicht?“ „Ja wahrhaftig, Eure Majestät.“ Da faßte der König bewegt Schmettau's Hand, drückte sie und sagte: „Schmettau, Er ist ein glücklicher Mensch!“ Dann ging er nachdenkend weiter und nie hat er Schmettau's Glauben wieder zum Gegenstand eines Scherzes gemacht.

## 374.

Ein armer Handwerker hing schon längere Zeit in großen Sorgen um seine Zukunft sein Haupt. Alle Bitten der Frau sammt ihren Hinweisungen auf die Schrift waren ohne Erfolg. Da fand der Mann die Frau an einem Morgen eben so traurig, und fragte, was sie so quäle. Sie antwortete: „Ich habe über Nacht einen bösen Traum gehabt. Der liebe Gott war gestorben; sie trugen ihn zu Grabe, und alle heiligen Engel gingen mit zur Leiche.“ Da lachte der Mann nach langer Zeit zum ersten Male und sprach: „Thörichtes Weib, der stirbt nicht, da mache dir keine Gedanken.“ Und sie antwortete: „Wenn er denn lebt, dann kannst du auch dein Sorgen und Grämen lassen, dann sorgt Er.“ Und der Mann besann sich. Es kehrte wieder Christenfreudigkeit in das Haus ein.

## 375.

Vor einigen Jahren wurde ein gottesfürchtiger englischer Offizier in ein entferntes Land geschickt und schiffte sich deshalb mit seiner Familie ein. Kaum waren sie einige Tage in See, als ein heftiger Sturm ihnen den Untergang drohte. Die allgemeine Angst und Verwirrung theilte sich auch der Gattin des Offiziers mit. Ja, sie machte ihrem gottesfürchtigen Mann Vorwürfe über seine Ruhe, nannte es Gleichgültigkeit und Mangel an Liebe zu ihr und seinen Kindern. Er antwortete jedoch kaum, sondern verließ die Kajüte und kehrte einige Augenblicke nachher mit gezogenem Degen in der Hand zurück. Mit finsternem Blicke setzte er seiner Gattin den Degen auf die Brust, die anfangs darüber erschrak und zitterte; bald indessen mußte sie lachen und gab nicht das geringste Zeichen des Schreckens mehr von sich. „Wie“, sagte der Mann, „kannst du lachen, wenn dir die Spitze eines Degens auf der Brust steht, hast du denn gar keine Furcht?“ „Wie soll ich

denn Furcht haben“, war die Antwort, „da ich ja den Degen in der Hand dessen sehe, der mich liebt?“ „Nun, warum willst du denn aber, daß ich mich vor dem Sturme fürchte, von dem ich ja weiß, daß er in der Hand meines himmlischen Vaters ist, der mich liebt?“

## 376.

Ein Kaufmann von Reval in Livland, Peter Perseval genannt, hatte im Jahr 1550 in Lübeck allerlei Waaren eingekauft und eingeschifft, und fuhr damit über die Ostsee nach Hause. Unterwegs litt er bei der Insel Gothland Schiffbruch, und schwamm auf einem Brette, welches er in der Noth ergriffen, immer im Meere herum, bis er an eine Klippe oder Felsen im Meer gelangte. Als er nun auf demselben in großer Angst saß, und Hungers, Dursts und Kälte halber nichts als den Tod vor Augen sah, ward er gegen den Abend gewahr, daß zwei Tonnen an denselben Felsen angetrieben kamen, die er zu sich zog und öffnete. Da fand er in der einen Betten, damit er sich wider die Kälte, in der andern aber Aepfel, damit er sich wider Hunger und Durst schützen und aufhalten konnte, und also brachte er drei Tage zu und rief eifrig zu Gott um fernere Rettung und Hülfe. Am vierten Tage ward er eines schwedischen Schiffes ansichtig, schrie dasselbe an und bewog die Schiffsleute, daß sie sich zu ihm naheten, ihn zu sich nahmen und ihn glücklich nach Reval brachten. Dort ließ er hernach diese Begebenheit auf eine Tafel malen, und in dem Thor, das nach dem Hafen führt, allen Schiffsleuten zur Erinnerung und zum Lobe Gottes aufstellen. Er pflegte öfters zu sagen, daß ihm, als er erst auf den Felsen gekommen, mancherlei gefährliche Gedanken vom Satan wären eingegeben, er möchte sich doch nur immer ins Meer stürzen, damit er der Angst bald abkame; denn er hätte doch nun nichts zu erwarten, als daß er vor Hunger, Durst und Frost sterben müßte; er hätte sich aber immer erhalten und getröstet mit dem theuren Spruch: „Wir haben einen Gott, der da hilft, und den HERRN HERN, der vom Tode errettet“, Ps. 68, 21.

## 377.

Als J. Ph. Fresenius noch als Prediger zu Niederwies stand, fand er seine Mutter, eine Wittve, einstmals mit Augen voll Thränen, die Zeugen der Bekümmerniß ihres Herzens

waren. Er befragte sie nach der Ursache, und sie entdeckte ihm, daß sie in dieser Stunde einen Thaler haben müsse, und nicht wüßte, wo sie ihn bekommen sollte. Fresenius sagte: „Mir scheint es auch, als wenn der Thaler nöthig wäre; ich wende hiermit die Sanduhr um, und bin versichert, wenn er so nöthig ist, so wird er da sein, ehe die Uhr ausgelaufen ist; wo nicht, so wird uns Gott überzeugen, daß er nicht so nöthig gewesen, wie wir gemeint haben.“ Kaum war die Uhr halb abgelaufen, so kam ein Bote über acht Stunden Weges, und brachte einen Thaler, welchen ihm ein Anderer schon lange schuldig gewesen. Dies stärkte den Glauben der frommen Mutter und des Sohnes; und ob ihnen Gott hernach mehr zufließen ließ, so war ihnen dieser Thaler doch so kostbar, als wenn sie den größten Ueberfluß an zeitlichen Gütern erlangt hätten.

## 378.

Unter der Regierung des Herzogs Karl von Württemberg ward einst durch falsche Verleumder ein in guten Ehren stehender Mann seines Amtes entsezt und verlor sein Brod. Er kehrte heim in sein Dörflein, und obwohl er sich keiner Arbeit schämte, ging es ihm doch immer schlimmer, und zuletzt ward er — Nachtwächter, denn ein anderes blieb ihm nicht übrig. Den Muth aber verlor er drum doch nicht, sondern so oft er des Nachts die Stunde abgerufen, schloß er jedesmal mit den Worten:

„Alles Ding währt seine Zeit,  
Gottes Lieb in Ewigkeit.“

So sang er noch manches Jahr geduldig und zu seinem Gott stille: da geschah es, daß ein Beamter im Wirthshaus des Dorfes über Nacht bleibt. Als er den Nachtwächter sein Verslein von der ewig wählenden Gottesliebe jede Stunde absingen hört, rührt es ihn, und erkundigt sich nach dem Manne bei dem Wirth und hört nur alles Gute, und als er zurück an den Hof kommt, erkundigt er sich wieder, bringt damit des Mannes Unschuld an den Tag und nun sogleich den ganzen Hergang dem Herzog zu Ohren. Der will auch nicht länger säumen, an dem Mann wieder gut zu machen, was an ihm verbrochen worden, läßt ihn kommen und gibt ihm wieder Brod und Amt. So hielt nun der fromme Mann von jezt an seine Nachtruhe —

denn er war älter geworden und konnte sie wohl brauchen —, dafür aber schloß er von nun an dankbar das Morgengebet mit seinem alten Verslein:

„Alles Ding währt seine Zeit,  
Gottes Lieb in Ewigkeit.“

## 379.

Ueber Dr. Jonas, den treuen Freund und Gehülfen Luthers, dieses erwählten Rüstzeugs für das Werk der Reformation, hielt der Herr schon frühe seine schützende Hand. Da er nämlich noch ein Kind war, verschluckte er ohne Schaden die Zwiebel, welche auf einer Pestbeule seines kranken Vaters gelegen war, um das Gift herauszuziehen.

## 380.

Dem Prediger Mörlin war von einer Brustentzündung ein Geschwür auf der Lunge zurückgeblieben, das so bedeutend war, daß man in dem Augenblicke seinen Tod erwarten mußte, da das Geschwür aufbrach. Weinend saß die treue Gattin und das Kinderhäuflin um sein Bette und harrete mit Bangigkeit der entscheidenden Stunde. Da äußert der Kranke, man möchte doch das Licht entfernen und ihn allein lassen, er fühle das Bedürfniß zu schlafen. Dies geschah, es ward alles stille um ihn her, und er schlummerte ein. Während des Schlummerns träumte ihm, seine Frau und die Kinder sängen den Lobgesang: „Harre des Herrn!“ Da dasselbe sein Lieblingslied war, so konnte er sich nicht enthalten, mit einzustimmen. Die dadurch erregte Erschütterung verursachte, daß das Geschwür augenblicklich aufbrach, und da zugleich die Luftröhre stark ausgezehnt ward, so entging er der Gefahr der Erstickung, genas wieder, und lebte von da an noch mehrere Jahre, segensreich in seiner Gemeinde wirkend.

## 381.

Als Athanasius, der heldenmüthige Bekenner der Gottheit Christi, vom Kaiser Julianus verfolgt wurde, begab er sich zu Schiffe, um auf dem Nilstrom ins Innere Egyptens zu fliehen. Sobald der Kaiser dies erfuhr, schickte er ihm eilends einen Hauptmann mit einer Galeere nach, um ihn einzuholen und zu tödten. Als nun des Athanasius Gefährten die feindliche



Galeere erblickten, riethen sie ihm, er solle sich in einen Wald flüchten. Allein er sprach zu ihnen: „Erschrecket nur nicht! diese Leute, die uns umbringen wollen, müssen erfahren, daß der Herr, der uns führt, viel mächtiger ist, als die, welche uns verfolgen.“ Darauf ließ er das Schiff drehen, zog ein anderes Kleid an und segelte dem Hauptmann entgegen. Dieser konnte nicht ahnen, daß Athanasius sich auf diesem Schiffe befände, darum fragte er die Schiffsleute, ob ihnen nicht Athanasius begegnet wäre? Sie antworteten: vor kurzem sei er vor ihnen vorbeigefahren, worauf der Hauptmann ihm noch viel schneller nacheilte. Athanasius aber kam glücklich nach Alexandrien und blieb daselbst verborgen bis zum Tode des Julianus.

## 382.

Der tyrannische Kaiser Valens hatte einst schon den Befehl gegeben, daß der rechtgläubige Bischof von Cäsarea in Cappadocien, Basilus, genannt der Große (gestorben 379), vertrieben werden sollte. Da erkrankte das sechsjährige Söhnlein des Kaisers plötzlich, und der erschrockene Vater widerrief sofort seinen Befehl. Und siehe! der Knabe ward gesund. Als ihn aber Valens bald darauf von einem arianischen Bischofe taufen ließ, starb er. Dennoch blieb das harte Herz des Kaisers ungerührt, ja, er verfolgte mit neuem Grimme die Rechtgläubigen. Er verurtheilte jetzt sogar zum zweiten Male den Basilus zur Verbannung. Als er aber den Befehl unterschreiben wollte, zerbrachen in seiner Hand nach einander drei Schreibrohre. Er ließ sich das vierte geben, da aber fühlte er im Arme ein so heftiges Zittern, daß er voller Schrecken das Papier zerriß, und von nun an den Basilus in Frieden ließ.

## 383.

Als wenige Jahre vor Luther Graf von Bichlingen in Magdeburg auf den bischöflichen Stuhl erhoben worden, fing der Herzog von Sachsen wegen einer Streitigkeit an, gegen ihn Krieg zu führen. Obgleich der Bischof das wußte, rührte er sich doch nicht, that, als ob er schlief, besorgte seine Kirche, machte Verbesserungen, las, predigte und wartete mit allem Fleiße seines Amtes. Als nun verkündigt ward, der Herzog ziehe schon heran, sagte der Bischof: „Thut nichts, ich werde meine Kirche besorgen, Gott wird für mich streiten.“ Dieses

Wort vernahm der Rundschafter des Herzogs beim Bischof und meldete es demselben. Da stellte der Fürst sogleich alle Feindseligkeit ein und entließ die Kriegsleute: „denn“, sprach er, „ich bin viel zu gering, als daß ich gegen einen solchen kämpfen sollte, der Gott zum Mitstreiter hat.“

## 384.

Johannes Brenz, der württembergische Reformator, befand sich einst in Stuttgart bei dem Herzog Ulrich von Württemberg. Das wurde dem katholischen Cardinal Granbella verrathen, und unvermuthet erschien eines Abends in München eine Schaar spanischer Reiter, deren Oberst sich bei dem Kurfürsten von Baiern meldete und von ihm zur Tafel gezogen wurde. Hier entschlüpften dem Oberst die Worte, er habe ein versiegeltes kaiserliches Schreiben bei sich an den Herzog von Württemberg, des Inhalts, den Brenz lebendig oder todt auszuliefern. Eine Tante der Herzogin von Württemberg, welche an der Tafel saß, schlich sich, als sie dieses hörte, unvermerkt hinweg, schrieb an den Herzog Ulrich, was bevorstehe, und schickte noch in der Nacht einen eigenen Boten ab, dem sie die größte Eile und für den Rückweg eine andere Straße empfahl, damit er nicht den spanischen Soldaten in die Hände falle. Der Herzog Ulrich ließ Brenz sogleich rufen und befahl ihm, auf alles, was er jetzt sagen würde, nichts zu erwiedern. Er las ihm hierauf den Brief aus München vor, hieß ihn sich retten und verbergen, so gut er könne, wollte aber weiter nichts erfahren, damit er eidlich bezeugen könne, er wisse nichts von ihm. Brenz, der im ersten Augenblick erschraf, ermannte sich schnell, schwieg, machte eine stille Verbeugung und ging. Der Herzog aber rief ihm bewegt nach: „Wenn Ihr Gott lieb seid, so wird er über Euer Leben wachen.“ Brenz nahm ein Brod und ging schweigend aus seinem Hause in den obern Theil der Stadt. In das erste Haus, das offen stand, ging er hinein, kam unbemerkt die Treppen hinauf und bis unter das Dach, wo er in einem Winkel hinter Holz sein Lager aufschlug. Des andern Tages rückte der kaiserliche Oberst in Stuttgart ein, besetzte die Stadthore und das herzogliche Schloß, und überreichte seine Vollmacht. Der Herzog versicherte, er wisse nicht, wo Brenz sich aufhalte, gestatte aber dem Oberst, ihn zu suchen, und lebendig oder todt mit sich zu nehmen. Der Oberst ließ nun alle Häuser durchforschen, und alle Betten, Kisten, Strohs-

und Futterböden wurden von den spanischen Säbeln und Spießen durchstoßen. Dies Geschäft dauerte 14 Tage lang, und Brenz hörte täglich von der Straße herauf, wo die Leute mit einander redeten, etwas von dem Gang der Untersuchung, bis am letzten Tage auch die Reihe an das Haus kam, wo Brenz verborgen war. Er hörte, auf den Knien liegend, das Waffengeklirr, und die lärmenden Soldaten, wie sie von einem Zimmer zum andern, und von einer Treppe zur andern sich bewegten und zuletzt auch seinem Vergungsort sich näherten. Ein Soldat stieß mit der Klinge durch den Holzstoß, Brenz mußte ausbeugen, um nicht getroffen zu werden. Endlich waren alle Winkel des Dachraumes durchsucht, und es hieß: „Geht, er ist nicht da.“ Der Oberst war nun selbst überzeugt, daß Brenz nicht in Stuttgart sei, und zog ab. Wie kam aber Brenz die 14 Tage lang mit seinem Brot ohne Trunk durch? Gleich am ersten Mittag kam eine Henne, schlich sich still zwischen den Holzstoß und das Dach bis zu Brenz, und legte ein Ei zu seinen Füßen, ging aber eben so still wieder davon, wie sie gekommen war, während sonst die Hühner bekanntlich ein großes Geschrei erheben, wenn sie ein Ei gelegt haben. Brenz nahm das Ei als von Gott gegeben, schnitt sich ein Stück Brot dazu, und hielt so sein Mittagsmahl mit herzlichster Dankbarkeit. Die Henne kam täglich zu derselben Zeit, und so wurde also Brenz täglich versorgt. An dem Tag aber, wo die Spanier abzogen, kam sie nicht mehr, und Brenz hörte die Leute auf der Straße sagen: „Nun sind sie fort.“ Er ging nun des Abends zum Herzog. Der erstaunte und traute kaum seinen Augen. Als der Herzog die wunderbare Erhaltung gehört hatte, führte er Brenz an das Fenster, kniete mit ihm nieder und dankte Gott.

• 385.

Olaf Peterson, Luther's Schüler in Wittenberg und schwedischer Reformator, gestorben 1552, begleitete mit seinem jüngeren Bruder Lorenz den Bischof Matthias nach Stockholm, als König Christian gekrönt werden sollte. Er ahnte nicht, von welch' blutigen Auftritten er dort Zeuge sein würde: denn unmittelbar von dem Krönungsmahle hinweg wurden mehrere Bischöfe und Adelige in Folge einer jetzt erst eröffneten päpstlichen Bannbulle auf den Marktplatz geführt, um enthauptet zu werden. Als Olaf das Getümmel hörte, eilte er

auch dorthin, aber schon war das Haupt seines Bischofs gefallen. Da konnte er sich nicht enthalten, auszurufen: „Welch' eine Tyrannei, einen frommen Bischof so zu behandeln!“ Kaum waren ihm diese Worte entfahren, so ergriffen die Soldaten ihn und seinen Bruder bei den Haaren, und schon reckte der Scharfrichter das Schwert gegen ihn aus, als sein Universitätsfreund, Eduard Leuz, der im Gefolge des Königs sich befand, ihn durch den Zuruf rettete: „Schonet diese jungen Leute, die sind ja nicht Schweden, sondern Deutsche!“ Gott herzlich für seine Errettung dankend, kehrte er schleunig nach Strängnäs zurück.

## 386.

Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges lebte im Holsteinschen ein wohlverdienter alter Prediger von 83 Jahren, wovon er 53 Jahre im Predigtamte gedient hatte, der mit wenigen Zuhörern sich in seinem Dorfe befand. Da geschah es im Winter am Tage der heiligen Drei Könige, daß zwei Reiter vor den Pfarrhof geritten kamen, ihn heraus forderten und von ihm beehrten, daß er ihnen den Weg nach einem benachbarten Dorfe zeigen sollte. Als er nun zur Pforte hinaustrat, nahmen sie ihn stracks zwischen die Pferde, und führten ihn wie einen Gefangenen mit großem Ungeßüm dahin, daß er nicht wissen konnte, was sie mit ihm im Sinne hätten. Als er nun zu Gott seufzte und um Rettung bat, trug sich zu, noch ehe sie ihn aus dem Dorfe brachten, daß schnell ein feuriger Blitz vom Himmel geschah, dem ein ungewöhnlich harter Donnerknall folgte, wodurch diese Reiter dermaßen erschreckt wurden, daß sie den geängstigten Prediger verließen und spornstreichs davon eilten. Der eine kehrte jedoch wieder zurück und fragte: „Vater, was bedeutet ein solcher Donnerschlag mitten im kalten Winter?“ Der Prediger antwortete: „Gott will die bösen Buben warnen und fromm machen; hütet euch, daß ihr nicht in sein Gericht fallet!“ Damit jagte jener seinem Gefährten nach, und der Prediger kehrte wieder in sein Haus mit Frieden.

## 387.

Als im Jahr 1645 Rendsburg in Holstein von den Schweden belagert wurde, lebte in der Vorstadt eine Wittwe, welche bei besorgtem feindlichen Einbruch ihre besten Sachen in die Festung gebracht hatte. Bei dieser wurden zwei Offiziere

inquartirt, welche über alles, was sie ihr zu Leide thaten, monatlich eine große Summe Geldes von ihr forderten, und ihr solche mit Gewalt abzwängen wollten. Die Wittve erklärte sich gern bereit, ihnen nach ihrem Vermögen zu geben, bat sie aber mit Thränen, man möge sie nicht drängen, weil sie ihre wenige Baarschaft in der Festung hätte, sondern warten, bis die Festung geöffnet würde und sie zu dem Ihrigen gelangen könnte. Als sie nun mit heftigen Drohungen geängstigt und befehligt wurde, in wenig Stunden Geld zu schaffen, ging sie mit Seufzen und Thränen von ihnen. Noch an demselben Tage, als ihre Beiniger hinter einem anderen Hause standen, und mit einander, vielleicht von dieser Sache, sehr geheim redeten, kam eine zwölfpfündige Kanonenkugel aus der Stadt vom Walle durch solches Haus geflogen, welche sie Beide mitten durchriß und niederwarf, und damit war die Beängstigung der armen Wittve zu Ende.

## 388.

Hans Joachim von Zietzen, einer der trefflichsten Generale Friedrich's des Großen, der während des ganzen siebenjährigen Krieges seinem Könige die erspriechlichsten Dienste geleistet und sich besonders in den Schlachten bei Collin, Leuthen und Ziegenitz ausgezeichnet hat, richtete den König auf nicht allein durch seine tapfern Thaten, sondern auch durch seine tröstlichen Worte. Einst lagen sie mit einander auf dem Strohlager einer Schanze und der König war so muthlos, daß er alles verloren geben zu müssen glaubte. Da sagte ihm Zietzen: „Ich bin gewiß, daß alles noch gut gehen und einen ehrenvollen Ausgang nehmen wird.“ Der König erwiderte etwas spöttisch: „Hat Er sich etwa einen neuen Allirten (Verbündeten) verschafft?“ „Nein! nur den alten da oben, aber der verläßt uns nicht!“ „Aber der thut ja keine Wunder mehr.“ „Die braucht's auch nicht. Er streitet dennoch für uns und läßt uns nicht sinken.“ Als nun nach einiger Zeit das Kriegsglück wieder zu Gunsten des Königs sich wandte, sah dieser selbst sich gebrungen zu Zietzen zu sagen: „Er hat damals doch Recht gehabt, und Sein Allirter hält Wort!“

## 389.

In den ersten Tagen des Jahres 1814 standen die Kosaken und die übrigen feindlichen Truppen nur eine Viertelmeile von

der Stadt Schleswig. Da betete in einem Hause, das am Eingang der Stadt sich befand, eine alte, fromme Großmutter aus einem alten Gesang mit Inbrunst die Worte: „Eine Mauer um uns bau', daß dem Feinde davor grau'." Bei ihr befand sich auch ihr Enkel, ein junger Mensch von 20 Jahren. Dieser hörte seine Großmutter so beten, konnte sich aber nicht enthalten, darauf zu erwidern, daß er nicht begreifen könne, wie die Großmutter um so etwas Unmögliches bitten möge, daß Gott gerade um sie eine Mauer baue und dadurch den Feind von ihrem Hause abhalte. Die alte, schon etwas übelhörende Frau ließ sich die Aeußerung ihres Enkels verständigen, erwiderte aber weiter nichts darauf, als, sie hätte nur im Allgemeinen für sich und ihre Mitbürger um Schutz gebeten. „Uebrigens aber“, fügte sie hinzu, „meinst du, wenn Gott um uns herum besonders eine Mauer bauen wolle, daß es ihm unmöglich sei?“ In der nächsten Nacht, Mitternacht 12 Uhr, rückten die Feinde von allen Seiten in Schleswig ein. Mängstlich sahen die Bewohner des erwähnten Hauses, das unmittelbar an der großen Heerstraße stand, immer mehr feindliche Truppen einrücken, auch in den benachbarten Häusern dies und jenes verlangen; alle aber ritten an ihrem Hause vorbei. Den ganzen Tag war heftiges Schneegestöber gewesen, und gegen Abend ward Sturm und Schneegestöber so heftig, als man es selten sieht. Die benachbarten Häuser hatten jedes an 60—70 Mann Kosaken Einquartirung; aber in das erwähnte Haus kamen keine. Selbst bei dem großen Lärm herum ward nicht einmal an die Thüren geklopft zur großen Verwunderung der Bewohner. Am andern Morgen, als es helle ward, sahen sie die Ursache. Der Sturm hatte einen fast mannshohen Berg von Schnee vor das Haus zusammengetweht, so daß es unmöglich war, hinzuzukommen. „Siehst du, mein Sohn“, sagte die alte Großmutter zu ihrem Enkel, „daß der Herr wohl eine Mauer um uns bauen kann?“ Dieser aber sahe staunend den mauerähnlichen Schneeberg, und schwieg beschämt stille.

Der alte Graf Nordstern hielt mit großem Eifer auf Wahrheit und Recht. Deshalb wurden ihm einige Bösewichter so feind, daß sie einen Meuchelmörder bestellten, der ihn in der nächsten Nacht ermorden sollte. Der Graf ahnte nicht, was

ihm bevorstand. Am Abend besuchten ihn noch seine Enkel, die er mit Äpfeln und Nüssen bewirthete. Nachdem sie fort waren, begab er sich zur Ruhe, empfahl sich dem Schutze Gottes und schlief unbesorgt ein. Um Mitternacht trat der Mörder, der sich in den Palast eingeschlichen hatte, leise in das Zimmer. Schon erhob der Mörder den Dold von scharfgeschliffenem Stahl und näherte sich dem Bette: da krachte es plötzlich in dem Zimmer so laut und mächtig, daß der Graf erwachte. Er fuhr auf, sah den Mörder, nahm von der Wand neben seinem Bette eine Pistole und zielte auf ihn. Der Bösewicht erschrak, ließ den Dold fallen und bat um Gnade. Er mußte sich gefangen geben und seine Mitschuldigen entdecken. Der Graf sah nach, woher das heftige Krachen entstanden war, und sieh! eins der Kinder hatte von ungefähr eine Nußschale auf den Boden lassen, und der Mörder war darauf getreten. „Guter Gott“, rief der Graf, „so hat denn unter deiner Leitung eine Nußschale mir das Leben gerettet, eine Verschwörung vereitelt und die Uebelthäter dem Schwerte der Gerechtigkeit überliefert!“

## 391.

Johann Bader reiste mit einer beträchtlichen Summe Geldes, mit Uhren und Juwelen von Zeist bei Utrecht nach Neuwied. Zwischen Cleve und Köln führte ihn der Weg durch einen Meilen langen Wald, der durch französische Plünderer äußerst unsicher geworden war. Erst Tags vorher hatten sie einen reisenden Handwerksburschen ermordet. Bader wußte hiervon nichts, aber er war kaum eine halbe Stunde im Walde gegangen, so befiel ihn eine ungewöhnliche Angst, die er vergeblich durch Nachdenken über einen Bibelspruch zu beseitigen suchte. In diesem Augenblick näherte sich ihm im Rücken ein Mensch, der ihn fragte, wie spät es sei. Indem Bader antwortete, sprangen drei andere aus dem Dickicht des Waldes hervor und forderten sein Geld. Er reichte ihnen seinen Geldbeutel. Sie aber fielen über ihn her, rissen ihm Rock und Weste vom Leibe und mißhandelten ihn auf das grausamste. Er flehte um Schonung seines Lebens, er bat nur um zwei Minuten Zeit, seine Seele Gott zu befehlen, aber umsonst; drohend und fluchend schleppten ihn die Räuber in den Wald. In diesem Augenblicke sprengten zwei Reiter im Galopp heran; die Räuber liefen mit der Geldbörse davon und ließen den Un-

glücklichen halb ohnmächtig liegen. Die Reiter nahmen seine Kleider auf ihre Pferde, und forderten ihn dringend auf, so schnell als möglich mit ihnen zu laufen, um sein von Todesangst erstarrtes Blut zu erwärmen. Er that, was er konnte, und erreichte glücklich das nächste Dorf, wo er zu dem Gutsherrn geführt wurde. Als dieser Bader sah, und sein Unglück vernahm, rief er mit großer Bewegung aus: „Wahrlich, Sie müssen ein Christ, ein Liebling Gottes sein! Als ich heute früh in meinem Garten spazieren ging, fühlte ich mich plötzlich dringend aufgefordert, den Räubern nachforschen zu lassen, die gestern einen Handwerksburschen ermordeten. Ich wollte dies bis auf den Nachmittag verschieben, aber eine folternde Angst ergriff mich; das Gesicht verging mir, daß ich die Pflanzen in meinem Garten nicht mehr unterscheiden konnte. Kaum aber hatte ich die Reiter abgefertigt, so kehrte wieder Ruhe in meine Seele zurück!“ Er nahm den zu Thränen gerührten Reisenden liebevoll bei sich auf, und ließ ihn auf das sorgfältigste verpflegen. Die Räuber wurden nachmals ergriffen und empfingen ihre verdiente Strafe.

## 392.

Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts reiste einmal eine Gesellschaft von Studenten von Halle aus über Jena, wo sich noch einige der dortigen Studenten anschlossen, so daß es ihrer acht waren. Von Jena ging ihr Weg weiter durch den Thüringer Wald nach Franken. Als sie eines Tages um die Mittagszeit im Begriff waren, noch in den Thüringer Wald einzutreten, wurden sie von dem Wirth, bei dem sie zuletzt übernachteten und bei dem sie eingetretenes Regenwetter den ganzen Vormittag über zurückgehalten hatte, sowie auch von dem gerade anwesenden Stadtschreiber des Ortes dringend ermahnt, doch lieber vollends den andern Morgen abzuwarten; denn in einem halben Tage könnten sie nur mit Mühe bis in die Mitte des Waldes kommen, in eine Gegend, wo zwar etliche Wirthshäuser stünden, die aber sehr verrufen und in Verdacht seien, daß schon mehrere Mordthaten in ihnen geschehen wären. Die jungen Leute aber, die nach damaliger Sitte mit Seitengewehr versehen waren und dazu einen leichten guten Muth hatten, lachten der Gefahr und traten dennoch die Reise in den Wald an, indem sie kurzen Abschied von den beiden ängstlichen Männern nahmen, meinend, das Raubgefindel müsse sich eher



vor ihnen, als sie sich vor ihm fürchten. Als sie nun bis gegen Abend gegangen waren, kamen sie an eine Thalschlucht, in deren Tiefe ein einsames Wirthshaus stand. Dort beschloßen sie zu übernachten, weil die Nacht schon anbrach. Als sie aber in das Haus eintraten und die Wirthsleute sie so ganz besonders anblickten, auch der Hund, den einer von ihnen mit sich führte, nicht über die Schwelle wollte, sondern winzelnd und scheu vor der Thüre herum lief, faßte sie ein Schauder, und sie waren so ziemlich still, bis das Abendessen kam, wo sie dann unter jugendlichen Gesprächen das Grauen wieder vergaßen. In der Mitte des Zimmers stand eine dicke hölzerne Säule, welche vom Boden bis zur Decke hinaufreichte und diese zu stützen schien. Um diese Säule herum ordnete jetzt die Hausmagd das Nachtlager von Stroh für die jungen Reisenden, und zwar so, daß die Kopfkissen, die sie auf die Lehnen der umgestürzten Stühle gelegt hatte, gerade an die Säule zu liegen kamen. Die jungen Leute wunderten sich über diese seltsame Einrichtung des Nachtlagers und fragten die Magd nach der Ursache. Die aber antwortete scherzend: „Es geschehe deshalb, damit die jungen Herren mit Händen und Füßen hübsch weit und bequem auseinander lägen und bei Nacht keinen Streit anfangen könnten.“ Darob lachten die Jünglinge, und weil sie von der Reise ermüdet waren, beschloßen sie, sich zur Ruhe zu legen. Vorher aber verriegelten sie die Thüre und nahmen ihre guten Waffen zur Hand; allein, sie griffen auch noch zu einer andern Waffe, zu der Waffe des Gebets; denn damals schämte man sich noch nicht, weder zu Hause noch auf Reisen, des lauten gemeinsamen Gebets am Morgen und bei Tische und des Abends vor dem Schlafengehen; selbst die Fuhrleute jener Zeit legten sich nicht schlafen, ohne daß sie zuvor ein Gebet gesprochen hätten. Die Jünglinge beteten daher mit einander noch das Abendgebet aus Arndt's Paradiesgärtlein und dann das kindlich kräftige Lied:

„Herr, es ist von meinem Leben  
Wiederum ein Tag dahin;  
Lehre mich nun Achtung geben,  
Ob ich fromm gewesen bin,  
Zeige mir auch selber an,  
So ich was nicht recht gethan,  
Und hilf jetzt in allen Sachen  
Guten Feierabend machen.“

Da sie beim Beten dieses Liedes an den 5ten Vers kamen:

„Steuere den gottlosen Leuten,  
Die im Finstern Böses thun.  
Sollte man gleich was bereiten,  
Uns zu schaden, wenn wir ruh'n,  
So zerstöre du den Rath,  
Und verhindere die That,  
Wend' auch alles andre Schrecken,  
Das der Satan kann erwecken“; —

faßte manchen ein Schauer, aber auch ein Gefühl des festen Vertrauens auf Gott. So, mit den Waffen an der Hand und im Herzen, legten sie sich nun nieder. Aber einen unter ihnen ließ eine unerklärliche Angst nicht schlafen. Ihm ging es, wie dem Hunde, den sie bei sich hatten, welcher durchaus keine Ruhe hatte, sondern immer an der Seite seines Herrn herumlief und winselte. Endlich wurde die Unruhe bei dem jungen Reisenden so groß, daß er eilig vom Lager aufsprang und auch nicht abließ, seine andern Gefährten zu rütteln und zu schütteln, bis er sie endlich zum Aufstehen bewogen hatte. Da saßen sie nun beim Schimmer eines Lichtes, das sie wieder angestekt hatten, schweigend und halb schlafend um den Tisch. Auf einmal geschah ein furchtbarer Schlag. Von der Decke war eine schwere Maschine, die vorher wie ein Kranz oben die Säule umgeben hatte, herabgestürzt und hatte die Lehnen der umgekehrten Stühle, auf denen vorhin die Köpfe der Reisenden ruhten, in Splitter zermalmt. Diese sprangen erschrocken vom Tisch auf und stellten sich mit gezückten Degen an die Thüre hin in Erwartung dessen, was nun geschehen werde. Wirklich hörten sie alsbald von der Treppe herunter Stimmen und eilige Fußtritte. Der Riegel der Thür wird von außen zurückgezogen, dieselbe geht auf, und der Wirth mit drei Gefellen tritt ein in der Meinung, hier nur noch Leichname anzutreffen. Die acht Jünglinge aber empfangen die Mörder mit so kräftigen Streichen ihrer Waffen, daß der eine zu Boden sinkt, die andern aber stark verwundet fliehen. Die jungen Kämpfer verrammeln nun die Thür und erwarten in beständiger Furcht eines neuen und verstärkten Angriffs den Morgen. Bei Tagesanbruch, nachdem die Nacht vollends ohne weiteren Schrecken vorübergegangen war, machen sie sich, eng an einander geschlossen und die Waffen in der Rechten, auf den Weg, und die Furcht beflügelt ihre Schritte so, daß sie schon vor zehn Uhr im nächsten Herzoglich

Sächsisch-Meiningen'schen Orte sind, wo sie den Vorfall den Gerichten anzeigen. So hat das Gebet zum HErrn ihnen geholfen, und der starke Gott, den sie darum anflehten, hat den Rath der Bosheit, der ihnen den Tod bereitere, zerstört und die ruchlose That verhindert.

393.

Ein Farmer, welcher an der Atlantic und Great Western Eisenbahn wohnte, träumte eines Nachts, daß ein Damm in der Nähe weggewaschen und ein Passagierzug in die Oeffnung hineingerannt und verunglückt sei. Früh am nächsten Morgen ging er nach der betreffenden Stelle, fand aber alles in Ordnung. In der nächsten Nacht hatte er denselben Traum, wurde aber durch denselben so sehr in seinem Schlaf beunruhigt, daß er aufstand, eine Laterne nahm und ging, um nach dem Damm zu sehen. Der Damm war weggewaschen und der Farmer hatte gerade noch Zeit, einem herankommenden Passagierzug das Zeichen zum Halten zu geben. Wäre es nicht um diesen schlaflosen Mann gewesen, so hätten Viele einen grauenhaften Tod gefunden. So wunderbar weiß Gott die Seinen zu beschirmen.

394.

Der deutsche Kaiser Maximilian hatte in seinen jungen Jahren seine Lust daran, Gamsen zu jagen, denen er öfters auf hohen Klippen und Felsen nachkletterte. Darüber widerfuhr es ihm einst bei Innsbruck, daß er sich an einen solchen Ort verstieg, da er weder hinter sich, noch vor sich weiter konnte. Da saß das edle junge Blut und bereute zu spät seinen Vorwitz. Ueber sich erblickte er schrecklich hohe Klippen, die ihm auf den Hals zu fallen drohten. Sah er unter sich, so begann ihm das Haupt zu schwindeln wegen des tiefen Abgrundes. Vor und neben sich hatte er spitze Felsen, da war kein Ausweg zu spüren, kein Strick konnte ihm zugetworfen werden, auch war es unmöglich, unter Monatsfrist eine Bahn bis zu ihm durchzuberechnen. Seine Junker und Diener standen von ferne, sahen ihm zu mit Thränen und konnten ihm doch nicht helfen. Er mußte befürchten, entweder Hungers zu sterben, oder durch einen Sturz sich zu zerschmettern. Nachdem er nun in solchem Elende zwei ganze Tage und Nächte zugebracht hatte, und keine Hoffnung war zu entkommen, schrie er den Seinigen zu, man möchte ihm das heilige Sacrament von ferne zeigen, damit, weil er ja dieses

theure Zehrgeld nicht genießen könne, er doch seine arme Seele durch's Anschauen in etwas laben und zur seligen Heimfahrt stärken könne. Darauf ward er von seinem Vater, seiner Mutter Eleonore und jedermann als todt beweint. Ja, es wünschten ihm alle viel mehr einen leichten Tod, als ein solch schweres Leben. Da aber aller Menschen Hülfe aus war und niemand für sein Leben einen Heller gegeben hätte, da kam Gott unverhofft. Denn indem Maximilian auf seinem Felsen mit Sterbensgedanken umgeht, höret er ein Geräusch, und sieht auch bald einen jungen Bauernknecht, wie es ihm schien, der mit Gewalt die Steine wegräumt und bis zu ihm hin Bahn macht, ihm zuredet und spricht: „Seid getrost, lieber Prinz, es hat, Gott Lob! keine Noth, es soll bald gut werden, folget mir nur nach.“ Das thut er, wenn gleich zagend, kommt auch wirklich sicher hinab und gelangt auf die rechte Straße. Da aber wird ein solcher Zulauf um ihn, daß er nicht weiß, wer sein Führer gewesen, von welchem er auch nicht das Geringste erfahren konnte, obgleich er bald hernach sehr fleißig nachfragen ließ. So mußte er denken, Gott habe ihm, wie einst dem Petro, einen rettenden Engel gesandt.

## 395.

Im Jahre 1580 war ein schrecklich Wetter in Schlesien, das schlug in einem Dorfe alles in den Grund. Die Bauersleute waren reich und konnten's vertragen; nur eine arme Wittve mit vier frommen Kindern ging weinend hinaus nach ihrem Ackerlein, die große Zerstörung zu schauen, und die Nachbarn gingen mit. Als sie es aber anschauten, war auch nicht ein einziges Hälmlein zerknickt und die Nachbarn riefen: „Wahrlich, da haben die heiligen Engel entweder die Wolken, oder den schädlichen Hagel aufgefangen.“

## 396.

Auf dem Thurm zu Brandenburg hielten am 31. März 1588 drei Trompeter die Nachtwache. Ungefähr um zwei Uhr bläset der eine den Tag an mit dem Lied: „Wenn wir in höchsten Nöthen sein und wissen nicht, wo aus noch ein“ 2c. Das hat ihn der Heilige Geist im Herzen beten heißen. Darnach legte er sich schlafen. Um vier Uhr fällt der Thurm ein, er und seine Gesellen fallen mit herunter auf das Pflaster, keiner

bricht ein Bein, keiner hat einen Schmerz, ja, sie wissen gar nicht, wie sie herunter gekommen sind; die Engel haben sie auf den Händen getragen.

## 397.

Der fromme Pfarrer Dr. Lorenz von Straßburg machte um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Begleitung seines Schwagers, Dr. Reuchlins, der als Generalsuperintendent nach Altenburg in Sachsen berufen war, eine Reise dahin. Auf dem Rückwege wollte er über Jena reisen, um dort einige christlich gesinnte Lehrer kennen zu lernen. Ehe er die Rückreise antrat, hatte er ein Lied gefertigt, worin er sein Vertrauen auf die Vaterliebe Gottes aussprach. In demselben kommt die Stelle vor:

„Bist du gleich ferne von Bekannten,  
Was schadet's, da dir früh und spät  
Ein Heer von glänzenden Trabanten  
Umher um deinen Wagen steht?

Was schadet's, wenn die Freunde scheiden,  
Und kein Gefährte mit dir geht,  
Da dich die Engel selbst begleiten,  
Und Jesus dir zur Seiten steht?

Die finstre Nacht darf dich nicht schrecken,  
Die über Land und Menschen fällt,  
Will gleich die Sonne sich verstecken,  
Dein Jesus ist das Licht der Welt. —

Ich wohne hier im fremden Lande,  
Allein in Gottes Eigenthum;  
Find ich gleich lauter Unbekannte,  
So kennt mich doch mein höchster Ruhm.

Mein Hort, in dem mein Herz versenket,  
Zeigt mir sein holdes Angesicht,  
Und spricht: Mein Kind, sei ungekränket!  
Dein treuer Vater läßt dich nicht!“ —

Mit solchen Gedanken beschäftigte er sich auch während der Reise selbst, und genoß selige Stunden in dem Umgange mit seinem Gott. Als er zum Mittagessen in Gera anhielt, trat ein kleiner, unansehnlicher, sehr freundlicher Mann zu ihm, und fragte ihn, ob er nicht der Schwager des neuen Generalsuperintendenten in Altenburg sei. Lorenz erstaunte, daß ihn hier, in einem ganz fremden Orte, jemand kenne. Er erkundigte sich, wer der Fremde wäre, und erhielt zur Antwort, er

befleide ein Amt auf der nahen Leuchtenburg. Als der Fremde erfuhr, daß Lorenz nach Jena reisen wolle, bot er sich an, ihn dahin zu begleiten, der angenehmen Gesellschaft wegen, obgleich er wohl einen andern Weg genommen hätte. Lorenz nahm dies Anerbieten an, sah aber den Fremden nicht mehr, als bis zur Abfahrt, wo er zu Pferde auf ihn wartete. Auffallend war es ihm, daß der Fremde der Gesellschaft wegen mit ihm über Jena reisen wolle, und nun doch die Reise zu Pferde machte, während er im bedeckten Wagen allein saß. Der Fremde ritt weit voraus, und ließ sich nicht mehr sehen, der Wagen folgte langsam nach. Es wurde finstere Nacht, und der Kutscher erklärte, er wisse nicht, wo er sei, und könne den Weg nicht mehr finden. Lorenz stieg aus, um denselben zu suchen; sogleich war aber der Fremde wieder da, und sprach: „Seien Sie ohne Sorgen, ich kenne hier alle Wege. Wir sind nahe bei dem Dorfe Gangeldorf, wo Sie sehr gut übernachten können!“ Lorenz erschrak, als er diesen Namen hörte; denn gerade vor diesem Dorfe hatte man ihn gewarnt, weil schon viele Reisende dort von Räubern schrecklich mißhandelt worden seien. Doch ließ er mit keinem Worte seine Verlegenheit merken, da jetzt ihm keine Wahl übrig war. Aber der Fremde sprach ihm Muth zu, als ob er seine Gedanken gesehen hätte. Lorenz setzte sich also wieder in den Wagen und dachte den wunderbaren Führungen Gottes nach. Bald erreichte man das Dorf und das Wirthshaus. Der Fremde zeigte sich jetzt sehr thätig, wies Lorenz ein gutes Zimmer zur Schlafstätte an, und sprach: „Dieses Zimmer nehmen Sie ein, im Vorzimmer schlafe ich, damit Sie ohne Sorge sein können!“ Nach einem kurzen Abendessen, bei welchem der Fremde sehr wenig sprach, legten sich Beide zur Ruhe. Ungestört erwachten Beide am andern Morgen zu gleicher Zeit. Lorenz setzte seine Reise fort, ohne von dem Fremden Abschied zu nehmen; denn er hoffte, ihn unterwegs und in Jena zu sehen; aber er sah ihn nicht mehr. Alle mögliche Mühe gab er sich, ihn auf der Leuchtenburg zu fragen zu lassen, um ihm für seine liebevolle Sorgfalt danken zu können, aber niemand daselbst kannte ihn. Da gedachte der fromme Pfarrer an jene Worte Pfeil's:

„War's kein Engel, den du schicktest,  
Da du mich verirrt erblicktest,  
Hat er doch mir auf der Bahn  
Eines Engels Dienst gethan!“

## 398.

Einmal saß der fromme Pfarrer Flattich in Württemberg im Nachdenken begriffen auf seinem Sessel, als eines seiner Pflegekinder vor ihm aus dem zweiten Stockwerke zum Fenster hinaus auf das Pflaster fiel. Ruhig hieß er seine Tochter, hinunter zu gehen und das Kind aufzuheben. Sie that es, und siehe, das Kind war am Leben, ja, hatte sich auch gar keinen Schaden gethan. Auf den Lärm, der hierbei entstand, war eine Nachbarsfrau herzugelaufen und machte dem guten Flattich Vorwürfe über seine wenige Aufmerksamkeit auf seine Pflegekinder; denn sie habe ihn ganz ruhig im Sessel sitzen sehen, als der Knabe zum Fenster hinausfiel. Während sie sich so ereiferte, fiel ihr eigenes Kind, das sie bei sich hatte, in der Stube von der Bank und brach einen Arm. „Sieht Sie, liebe Frau?“ sprach nun Flattich, „wenn Sie Ihr Kind allein bewachen zu müssen glaubt, so darf Sie es nicht von Ihrem Arme lassen. Ich befehle meine Kinder Gott, und wenn sie dann fallen, so fallen sie einem Engel in die Arme!“

## 399.

Ein kleines Kind stand am Thore, als sein Vater mit einem schwerbeladenen Kornwagen in dasselbe hereinfuhr. Der Vater sah das Kind nicht und wollte zufahren. Eines der Pferde hatte das Kind umgestoßen, so daß es gerade vor dem Rade lag, und sogleich blieben beide Pferde stehen. Vergebens trieb sie der Vater wiederholt an, sie standen unbeweglich wie Mauern. Jetzt ging er um den Wagen herum, um zu sehen, was etwa im Wege liegen möchte. Mit Todeschrecken erblickte er sein liebes Kindlein vor dem Rade. Unversehrt hob er es auf. Freudenthränen traten ihm in die Augen; fröhlich lächelte ihn sein Kind an. „Hier“, sprach er, in sein Haus tretend, zu seiner Frau, „hier bringe ich dir dein Kind, das Gott dir zum zweitenmale schenkte! Ein Engel Gottes ist meinen Pferden in die Bügel gefallen, sonst hätte ich es dir todt bringen müssen!“

## 400.

In Frankreich war ein armer Knabe, man nannte ihn nur den kleinen Peter. Er hatte keine Eltern mehr und mußte sein Brod vor den Thüren betteln. Singen konnte er auch schön,

und so ging er selten leer von einer Thüre weg. Er hatte aber die sonderbare Gewohnheit, daß er immer die Worte im Munde führte: Das kommt von oben! Sein Vater nämlich hatte ihm auf dem Sterbebette gesagt: Mein lieber Peter, du bleibst jetzt allein zurück, und es wird dir in der Welt viel begegnen, was dir nicht gefällt. Aber denke nur immer: Es kommt alles von oben, so wird dir's leicht werden, alles zu tragen. Das hatte sich der kleine Peter gemerkt, und damit er's nicht vergessen könne, hat er es immer laut gedacht, daß man es hören konnte: „Es kommt von oben!“ Klopfte er an ein Fenster und es hieß drinnen: Wer da? so antwortete er: „Ein Almosen dem kleinen Peter!“ Oder er sang draußen einen Vers:

Dem kleinen Peter eine Gabel!  
Er gehet ohne Hut und Schuh  
Auf seine Heimath droben zu,  
Auf Erden hat er keine Gabel!“

Dann wußte man schon, wer draußen sei, und brachte ihm etwas an's Fenster oder vor die Thür. Für jedes Almosen aber dankte er mit den Worten: „Ich danke, es kommt von oben!“ Als der kleine Peter größer wurde, fing er an, darüber nachzudenken, was die Worte bedeuten: Es kommt von oben! Und weil er verständig war, so sah er bald ein, die Sünde könne nicht von Gott kommen; weil man aber doch glauben müsse, daß Gott die Welt regiere, so könnte man wohl bei allem, was geschieht, sagen: „Es kommt von oben!“ Mit diesem Glauben ist es ihm aber gut gegangen. Denn als er einmal durch die Stadt ging, kam ein heftiger Sturmwind, und ihm fiel ein Ziegel vom Dach auf die Schulter, der ihn zu Boden warf. Sein erstes Wort war: „Es kommt von oben!“ Die Leute lachten ihn aus, und meinten, es sei doch natürlich, daß ein Ziegel von oben herabfalle und nicht von unten hinauf; aber sie verstanden nicht, wie er es meinte. Und siehe, eine Minute später riß derselbe Sturmwind in derselben Straße ein ganzes Dach ein, daß drei Menschen auf der Straße getödtet wurden. Wäre nun der kleine Peter fortgegangen, so wäre er gerade in dem Augenblick, wo das Dach einfiel, an diese Stelle gekommen und wäre erschlagen worden. Es kam also wirklich von oben, daß der Ziegel auf ihn fiel; aber nicht bloß vom Dach, sondern noch höher, vom Himmel herab. Ein andermal mußte er für einen vornehmen Herrn einen Brief in die nächste Stadt tragen, und die größte Eile ward ihm befohlen. Unterwegs mußte er



über einen Wassergraben springen. Aber der Graben ist zu breit, der kleine Peter fällt hinein und wäre bald ertrunken. Der Brief blieb im Schlamm stecken, und konnte nicht wieder gefunden werden. Als der kleine Peter wieder auf den Füßen stand, sagte er: „Es kommt von oben!“ Er ging hierauf wieder heim und erzählte dem vornehmen Herrn sein Unglück. Dieser wurde über die Maßen zornig und trieb ihn mit der Peitsche zur Thüre hinaus. Als der kleine Peter auf der Straße war, sagte er: „Es kommt von oben!“ Den folgenden Tag aber ließ ihn der vornehme Herr wieder zu sich kommen und sagte: „Höre, da hast du zwei Dukaten dafür, daß du ins Wasser gefallen bist. Wenn der Brief richtig an Ort und Stelle gekommen wäre, so wäre ich höchst unglücklich; die Umstände haben sich schnell geändert.“

Ich könnte noch mehreres der Art vom kleinen Peter erzählen. Als er schon ein großer Peter war — man nannte ihn aber immer noch den kleinen Peter —, kam ein reicher Engländer, der hörte von ihm, und ließ ihn zu sich rufen, um ihm ein Almosen zu geben. Als der kleine Peter in die Stube trat, fragte ihn der Engländer: „Was meinst du, Peter, warum ich dich habe zu mir kommen lassen?“ Peter antwortete: „Es kommt von oben!“ Das gefiel dem Engländer. Er besann sich gleich, und sagte zu Peter: „Du sollst Recht haben, ich will dich zum Bedienten behalten und du wirst es gut haben; willst du es annehmen?“ „Es kommt von oben!“ sagte Peter, „warum sollte ich es nicht annehmen?“ So nahm ihn der reiche Engländer mit sich fort. Es that uns allen leid, daß er nicht mehr vor unser Fenster kam, seine schönen Verse zu singen. Aber das Betteln war ihm selbst schon einige Zeit verleidet und gelernt hatte er nichts, deswegen mochten wir es ihm wohl gönnen, daß er versorgt wurde. Lange nachher haben wir gehört, daß der reiche Engländer, als er starb, dem kleinen Peter eine große Summe Geldes vermacht hat, und daß er jetzt ein wohlhabender Mann in Birmingham ist. Er sagt aber noch zu allem, was geschieht: „Es kommt von oben!“

Lange war Bernhard Gilpin den Nachstellungen seiner Feinde entgangen, die auf seinen Untergang lauerten, als er 1558 durch seine Freunde Nachricht erhielt, er sei bei Bischof Bonner in London verklagt, 32 Artikel voll schwerer Beschul-

digungen habe man gegen ihn aufgesetzt, und dem Blutgerichte übergeben; und bereits sei beschloffen, daß er gefänglich eingekerkert werden solle. Da ließ Gilpin seinen alten treuen Diener Wilhelm Nixley rufen, dem er das Geschäft des Almosengebens und der Rechnungsführung übertragen hatte. Er legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte: „Endlich ist ihnen der Anschlag gegen mich gelungen, ich bin verklagt vor dem Bischof von London, aus dessen Hand kein Entfliehen möglich ist. Gott vergebe ihnen ihre Bosheit, und verleihe mir Kraft, den Kampf zu bestehen! Laß mir nun in Bälde ein langes Gewand machen, in welchem ich mit Anstand vor den Schranken erscheinen kann; denn ich weiß nicht, wie bald ich seiner bedürfen werde.“ Noch immer wollten ihn seine Freunde zur Flucht bewegen, allein Gilpin hielt sie theils für unausführbar, theils für unrecht, und erwartete ruhig, was da kommen würde. Er durfte nicht lange warten, nach wenigen Tagen kamen die Häfcher, die ihn greifen sollten. Er empfing sie mit dem gewohnten Wahlspruch: „Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen“, und trat gelassen den Weg nach London an. Aber auf dem Wege bricht er den Schenkel. Wie er nun in den schrecklichsten Schmerzen daliegt, ruft ihm einer der Häfcher spöttisch zu: „Muß dir etwa auch das zum Besten dienen?“ „Wie sollte ich daran zweifeln?“ entgegnete Gilpin, und seine Hoffnung ging auf eine unvermuthete Weise in Erfüllung. Während nämlich Gilpin in fremder Herberge an seinem Beinbruch darniederlag, starb die Königin Maria, und Alle, die um des Glaubens willen gefangen waren, wurden frei, mit ihnen auch Gilpin.

402.

Im Jahre 1833 wollte ein junger Mensch nach Amerika auswandern. Schon hatte er das Fahrgeld bezahlt und wartete nur auf die Abfahrt des Schiffes, welche um 5 Uhr erfolgen sollte. Bereits um 4 Uhr geht er durch die Anlagen zum Hafen, um zeitig genug einzutreffen. Da sieht er am Wege ein vierblättriges Kleeblatt stehen. „Sieh da!“ spricht er, „das bedeutet Glück, das muß ich mitnehmen.“ Kaum hat er es jedoch abgepflückt, als er von einem Soldaten verhaftet wird, der den erstaunten Auswanderer auf eine Tafel hinweist, worauf steht: „Fünf Thaler Strafe, wer in der Anlage etwas abreißt.“ Sodann führt er ihn auf die Wache und kündigt ihm an: „In

einer Stunde kommt die Ablösung, und dann führt man Euch auf das Stadthaus und dort bezahlt Ihr Eure 5 Thaler." Alle Gegenvorstellungen waren vergeblich. Der Soldat blieb unerbittlich. Er mußte fort auf die Wache. Bis er dort die Ablösung erwartet und auf dem Stadthause seine 5 Thaler bezahlt hatte, und schweißtriefend wieder zurück an den Hafen kam, war das Schiff auf und davon, und er fing an sein Mißgeschick zu vertünschen. Weil nicht sogleich ein anderes Schiff abging, mußte er noch einige Zeit sich in der Stadt aufhalten. Da fällt ihm eines Tages im Gasthaus die Zeitung mit den Schiffsberichten aus Cuxhaven in die Hände. Sie berichtet von einem großen Sturm, viele Fahrzeuge waren im Angesichte der Küste gestrandet. Er liest die Namen der Schiffe und erschrickt — da steht der Name des Schiffes, mit dem er hatte abfahren wollen, und nebenbei: „Mit der Mannschaft gesunken." Da legt er schweigend das Blatt weg, faltet die Hände und spricht beschämt ein Dankgebet zu seinem Gott. So hatte sich an ihm bewahrheitet, was Paul Gerhardt singt: „Das Unglück ist mein Glück, die Nacht mein Sonnenblick."

## 403.

Daß auch irdisch Glück zufalle denen, die am ersten nach dem Reich Gottes trachten, zeigt Herzogs Heinrich von Sachsen Exempel. Als nämlich Herzog Georg, der große Feind lutherischer Lehre, sterben wollte, hat er diesen Heinrich, seinen Bruder, zum Erben seines Landes einsetzen, jedoch ins Testament diesen Beding mit aufnehmen wollen, daß Herzog Heinrich versprache, das Evangelium niemals in seinen Landen predigen zu lassen; wolle er das nicht, so solle das Land dem Kaiser anheim fallen. Der Landadel schlägt sich ins Mittel und sagt, sie wollten selber Unterhändler sein und dem Herzog Heinrich so viel gute Worte geben, daß er gewiß zustimmen werde. Sie gaben ihm nun auch alle erdenklichen guten Worte und wendeten unter andern Gründen auch dies vor, es wäre außer dem schönen Land auch noch sehr viel baar Geld, ungemünzt Silber und Silbergeschirr vorhanden, welches er alles erlangen könnte, wenn er dem Bruder nur hierin willfährig wäre. Aber der ehrliche Fürst hat geantwortet: „Ihr gemahnet mich nicht anders, als dort der Teufel in der Wüste bei Christo, der da sagte: Das alles will ich dir geben, so du niederfällst und mich anbetest. Kann mein Bruder mich mit

gutem Gewissen enterben, so mag er's thun. Meinet aber nicht, daß ich um Geld oder Guts willen Gottes Wort, welches er selber auf den Plan gebracht hat, in seinem Lauf wollte hindern. Ich will lieber ein armer Fürst bleiben, als Gott und sein Wort darangeben." Was aber geschieht? Ehe noch die Abgesandten zurückkommen, stirbt Herzog Georg, bevor noch das Testament hatte vollkommen gemacht werden können. So eilt nun Herzog Heinrich, nimmt die Huldigung, als der nächste Erbe, hat das Land und läßt von Stund an das Evangelium predigen.

404.

Als Wenzeslaus, König von Böhmen, in einer Schlacht von seinen Feinden gefangen, sehr hart gehalten und von ihnen gefragt ward: „Wertst du nun, was für ein Unterschied ist zwischen einem König und einem Gefangenen?“ antwortete er: „Ich merke es wohl! Als ich ein König war, dachte ich an das Irdische; jetzt denk ich an Gott und das Himmlische. Als ich ein König war, lebte ich mir selbst; seit ich diese Ketten trage, leb' ich meinem Gott!“

## Der andere Artikel.

405.

Da Luther sein Werk begonnen, ging ein junger Fürst aus Deutschland nach Compostella in Spanien wallfahrten, seine Sünde zu büßen. Als er nun daselbst einem alten Mönch beichtet und sein Vorhaben ihm entdeckt, sagt der Mönch zu ihm: „Ja, mein Sohn, warum läufst du so weit nach dem, was du zu Hause viel näher hast? Ich habe neulich eine Schrift eines Augustiner-Mönches, Luther, gesehen, darin er gewaltig lehrt und aus Gottes Wort erweist, daß der Mensch in keinem andern Mittel die Seligkeit erlangen könne, als durch den Glauben an Christum Jesum. Bleibe nur bei dem, so ist dir schon geholfen!“

406.

Im Jahre 1739 hielt Graf Zinzendorf auf der westindischen Insel St. Thomas mit den Negern eine Abendstunde.

Nachdem der Negerhelfer Abraham ein herzliches Gebet gesprochen hatte, fing der Graf mit seinem Lieblingswort aus Luthers Katechismus an: „Ich glaube, daß Jesus Christus, wahrhaftiger Gott vom Vater in Ewigkeit geboren, und auch wahrhaftiger Mensch von der Jungfrau Maria geboren, sei mein Herr“ — — siehe, da fallen die Hunderte der antwessenden Neger in ihrer Sprache ein und rufen wie mit einem Munde: „Mein Herr, mein Herr, der mich verlornen und verdammten Menschen erlöset hat, erworben und gewonnen.“ Der Graf wurde durch dieses liebeliche Bekenntniß von den Lippen der schwarzen Christen mächtig ergriffen und bewegt.

## 407.

Pfarrer Kraft wurde einst zu einem Mädchen gerufen, das sich durch starkes Tanzen eine tödtliche Krankheit zugezogen hatte. Die Kranke nannte ihm die Ursache ihrer Krankheit und bat ihn, sie auf den Tod vorzubereiten, aber nicht aus dem Neuen Testamente, sondern aus dem Alten. Kraft fragte sie freundlich, warum sie eine so große Abneigung gegen das Neue Testament habe? Sie antwortete, ein junger Theologe in Mannheim habe ihr gesagt, das Neue Testament sei ein Fabelbuch; Jesus habe nie gelebt, und nach einem solchen Fabelbuche wolle sie nicht zum Tode vorbereitet werden. „Nun“, sagte Kraft, „so will ich Sie nach dem Alten Testamente vorbereiten. Sehen Sie, im Alten Testament hat Gott sein Gesetz gegeben; handelt der Mensch dawider, so wird er verdammt. Nun haben Sie gegen das Gesetz gehandelt, was wollen Sie thun, wenn der Richter sie verdammt? Wäre es nicht tröstlich, wenn Sie da einen Mittelsmann hätten, der sich Ihrer vor dem strengen Richter annähme?“ Weinend antwortete das Mädchen: „O ja! O ja!“ „Nun“, fuhr der Pfarrer fort, „sind wir, liebe Freundin, im Neuen Testamente. Das stellt uns in Jesu einen solchen Mittelsmann vor Augen.“ Er erklärte ihr dann die Stelle 2 Cor. 5, 19. („Gott war in Christo“ &c.) Nun war ihr das Neue Testament kein Fabelbuch mehr; sie zerfloß in Thränen und verschied mit großer Freudigkeit.

## 408.

Als der berühmte Astronom Isaak Newton auf dem Sterbette lag, sprach er zu den Seinigen: „Zwei Stücke habe ich

in meinem Leben gelernt: das Eine, daß ich ein großer Sünder bin; das Andere, daß Jesus Christus ein noch größerer Heiland ist."

## 409.

In einem Dorfe in Nepal im Norden Ostindiens spielte ein kleines Hindumädchen eines Nachmittags vor der Thür. Böse Leute raubten es und verkauften es an eine Anhängerin des falschen Propheten Muhammed, eine vornehme und reiche Frau. Das liebeleiche Kind gefiel der Frau so sehr, daß sie es aufzog, als sei es ihre Tochter, und in dem Koran, dem Religionsbuche der Muhammedaner, unterrichten ließ. So wuchs das Kind unter glücklichen Verhältnissen heran. Auf einmal aber kam's ihr in den Sinn, sie wußte selbst nicht wie, sie sei eine Sünderin und brauche Erlösung. Ihre Pflegemutter that alles Mögliche, diese trüben Gedanken zu verschreiben. Sie ließ Seiltänzer kommen, die mußten dem Mädchen vortanzen. Sie ließ Gaukler kommen, die mußten sogenannte magische Künste treiben. Sie ließ Schlangenbeschwörer kommen, die mußten die Schlangen bezaubern und tanzen lassen. Alles vergeblich; die Unruhe ward nur größer. Da ward ein muhammedanischer Priester gerufen. Der ließ sie lange Gebete lernen aus dem Koran in arabischer Sprache, die das Mädchen gar nicht verstand, und fünfmal des Tags mußte sie nun ihr Gesicht gen Mekka, dem Geburtsorte des falschen Propheten, wenden und diese Gebete herfagen. Auch das half nicht. Da kam das Mädchen auf den Gedanken, die Unruhe ihres Herzens habe darin ihren Grund, daß sie die Religion ihrer Väter, denn sie war ja ein geraubtes Hinduind, verlassen habe. Nun schickte man zu einem Braminen, einem Hindupriester, der sollte heilen und helfen. Aber er sprach einen Fluch aus über das Mädchen, weil sie muhammedanisch geworden sei. Erst als man ihm eine Hand voll Gold zeigte, gab er helfende Mittel an. „Täglich“, sprach er, „mußt du den Himmlischen ein Blumenopfer bringen und den Teufeln wöchentlich einen Boß opfern.“ So opferte denn auch jenes Mädchen eine Blume, welche den Zustand ihres Herzens aussprechen sollte, sie opferte die Blume, welche bedeutet: ein blutendes Herz. Doch vergeblich. Das Mädchen versank in immer größere Traurigkeit und klagte ihr Herzeleid fast einem jeden, mit dem sie zusammentraf. Da kam eines Tages ein Bettler. Sie

spricht auch mit ihm, und als er das Wort „Erlösung“ hört, stutzt er und sagt: „Das Wort habe ich schon oft gehört.“ „Wo, wo?“ ruft sie und er berichtet, wie alle Wochen Reis ausgetheilt werde an 2000 Arme. Vor der Austheilung mußten sie aber eine Predigt von Naporat Christian anhören und darin sei dann die Rede von einer Erlösung, die ein gewisser „Jesus“ gebe. Wie wunderbar! der elende Bettler war reich und voll, das reiche Mädchen hungerte. Aber „die Hungrigen füllet er mit Gütern und läffet die Reichen leer.“ — Dieser Naporat war früher ein Bramine gewesen, und als solcher trug er den Namen Naporat, hatte sich aber zum HErrn Jesu bekehrt, darum hieß er Christian, und war nun ein Missionsprediger. Der Bettler wußte nicht genau seine Wohnung, nur den Stadttheil konnte er angeben. Das Mädchen fand ihn endlich, fiel ihm zu Füßen und sprach: „Führe mich zu Jesu, daß er mir Erlösung gebe.“ In ihrer Einfalt meinte sie, der HErr Jesus wandle noch sichtbar auf Erden, wie in den Tagen seines Fleisches. Und Naporat Christian führte sie wahrhaftig zum HErrn durch Wort und Sacrament unter herzlichem Gebet. Ihr Herz hörte auf zu bluten, und nun trug sie mit Recht den Namen Ananda, d. i. Freude und Wonne.

## 410.

Wunderbar war die Veränderung, welche mit dem Indianer Tschoop, dem Erstlinge der Mahikander-Nation, vorging. Vor seiner Bekehrung war er der berühmteste Säuferheld, der Wildeste und Wüthendste bei allen Indianer-Zusammenkünften, der mehr einem grimmigen Bären, als einem Menschen glich. Er selbst erzählte einst die Veranlassung zu seiner Bekehrung auf folgende Weise: „Brüder! ich bin ein Heide gewesen und bin unter den Heiden alt geworden, weiß also wohl, wie es mit den Heiden ist. Es kam einmal ein Prediger zu uns, der wollte uns lehren, und fing an uns zu beweisen, daß ein Gott sei. Da sagten wir: Ei! meinst du, daß wir das nicht wissen? Gehe wieder hin, wo du hergekommen bist. Ein Anderer kam und wollte uns lehren. Er sagte: Ihr müßt nicht stehlen, nicht lügen, nicht saufen &c. Wir antworteten ihm: Du Narr! denkst du, daß wir das nicht wissen? Aber lerne du es erst selbst und lehre die weißen Leute, zu denen du gehörst, daß sie das nicht thun. Denn wer kauft, wer stiehlt, wer lügt mehr, denn deine eigenen Leute? Und

so schickten wir ihn fort. Nach einiger Zeit kam Christian Heinrich (Rauch, ein deutscher Missionar) zu mir in meine Hütte und setzte sich zu mir. Der Inhalt seiner Rede war ungefähr dieser: Ich komme zu dir im Namen des HErrn des Himmels und der Erde. Der läßt dich wissen, daß er dich gerne selig machen und aus dem Elende reißen will, in dem du liegst. Er ist zu dem Ende Mensch geworden, hat sein Leben für die Menschen hingegeben und sein Blut für sie vergossen &c. Er legte sich darauf in meiner Hütte auf ein Brett und schlief ein, denn er war müde von seiner Reise. Da dachte ich: Ei, was ist das für ein Mann! Er liegt da und schläft so sanft. Ich könnte ihn ja jetzt gleich todt schlagen und in den Wald werfen, wer würde darnach fragen? Aber er ist ohne alle Sorgen. Seine Worte, die er mir zugeredet hatte, konnte ich nicht loswerden. Sie fielen mir immer wieder ein, und wenn ich eingeschlafen war, so träumte ich von dem Blute, welches Christus für uns vergossen hat. Da dachte ich: Das ist etwas anderes, und verdolmetschte den Indianern die Worte, die Christian Heinrich noch ferner mit uns redete. So ist die Erweckung unter uns durch Gottes Gnade entstanden; daher sage ich euch: Brüder! prediget den Heiden Christum, sein Blut und seinen Tod, wenn ihr unter ihnen wollt Segen schaffen.“

## 411.

Ein frommer Graf wurde einst auf einem einsamen Waldpfad von einem Räuber angefallen, der ihm sein Geld abforderte. Der Graf gab es ihm willig hin, klopfte ihm sodann zutraulich auf die Schulter und sagte: „Und nun, mein Lieber, wenn du einmal an den Galgen kommst, so erinnere dich daran, daß Jesus, das Lamm Gottes, auch für deine Sünden gestorben ist; dann kannst du vielleicht noch zu Gnaden aufgenommen und selig werden!“ — Ein Jahr darauf kam er an einem andern Ort zufällig wieder mit dem Räuber zusammen und fand in ihm einen reumüthigen, bekehrten Christen. Jenes Wort war ihm als ein Stachel im Herzen zurück geblieben und ihm eine Kraft zur Seligkeit geworden.

## 412.

Als Missionar Gobat in Gondar in Abessinien war, kamen einst zu ihm ein paar alte Greise, von denen der jüngere ihm



sein Vorhaben entdeckte, eine Reise nach Jerusalem zu machen. Gobat gab ihm den Rath, das Evangelium zu lesen und zu Jesu zu kommen, welcher sowohl hier als in Jerusalem gefunden werden könne, und immer bereit sei, jeden zu retten, der durch ihn zu Gott sich nahe. Dann las er den Versammelten das erste Capitel Matthäi vor. Bei den Worten: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken!“ erhoben sich plötzlich alle anwesenden Frauen und riefen mit Thränen in den Augen: „So süße Worte haben wir in unserem ganzen Leben noch nicht gehört!“ — „Ja!“ sagte der Greis, der nach Jerusalem gehen wollte, „ich will zu Hause bleiben und das Evangelium lesen.“

## 413.

Als der rechtgläubige Bischof Amphilocheus von Lykaonien den christlichen Kaiser Theodosius den Großen oft demüthigt gebeten hatte, er möge doch den Leugnern der Gottheit Christi und Feinden der heiligen Dreieinigkeit, den Arianern, wehren, und hierauf abschlägige Antwort bekam, wurde er Raths, den Kaiser auf eine andere Weise zu gewinnen. Nach einigen Tagen kam er in den kaiserlichen Palast und gab dem Kaiser, wie gewöhnlich, die gebührende Ehre; allein dem Sohne des Kaisers, Arcadius, der vor kurzem zu des Vaters Mitregenten und Thronfolger erwählt war, erwies er keine Ehre, sondern ging zu ihm, gab ihm einen gelinden Schlag auf den Kopf und sagte: „Gott grüße dich auch, mein Sohn!“ Der Kaiser Theodosius meinte, Amphilocheus kenne die Hoffitte nicht und thue dies aus Einfalt, weshalb er ihn erinnern ließ, er solle doch dem neuertwählten Kaiser die gebührende Ehre erweisen. Allein Amphilocheus antwortete: Solchen Jungen dürfte man nicht anders begegnen. Darüber wurde der Kaiser erbittert, ließ dem Bischof die Thür weisen und sagen: er solle hingehen und bessere Sitten lernen. Wie Amphilocheus von den Dienern hinausgeführt wurde, kehrte er vor der Thür des Palastes noch einmal um und sprach: „Liebster Kaiser, du kannst keinen leiden, der deinem Sohne nicht die gebührende Ehre erweist, und kannst doch so viele tausend gottlose Arianer leiden, die dem Sohne Gottes seine Ehre abschneiden? Geht dir der deinem Sohne erwiesene Schimpf so nahe und bist doch nur ein Mensch, was meinst du, wie nahe muß es dem allmächtigen Gott gehen, daß du die Ehrenschilder seines eingeborenen Soh-

nes, wie giftige Rattern, in deinem Busen hegest?" Darüber ging der Kaiser in sich, rief ihn freundlich wieder und ertheilte ihm die gnädige Versicherung, daß den Arianern keine öffentliche Zusammenkunft mehr gestattet werden sollte.

## 414.

Im Jahre 370 wählten die Arianer in Constantinopel den Demophilus zu ihrem Bischofe, welche Wahl den Beifall des Kaisers Valens erhielt. Die Rechtgläubigen konnten sich dabei natürlich nicht beruhigen, und wählten nun ihrerseits den Evagrius zum Bischof. Deshalb wurden sie von den Arianern auf das härteste verfolgt und mißhandelt. Da beschloßen in ihrer Noth endlich die, welche an der wahren Gottheit Christi unwandelbar festhielten, eine Gesandtschaft von 80 ehrwürdigen Kirchen-dienern an den Kaiser Valens zu senden, um über die grausamen Bedrückungen ihrer Feinde gerechte Beschwerde zu führen. An ihrer Spitze standen Urbanus, Theodoros und Menedemus. Sie trafen den Kaiser zu Nikomedien in Kleinasien. Als derselbe ihre Schrift gelesen, beschloß er, sie sämmtlich umzubringen. Neukerlich ließ er sich jedoch nichts merken, sondern kündigte ihnen nur an, daß sie für ihren Schritt sämmtlich in die Verbannung müßten. Urbanus und seine Gefährten widerstrebten diesem ungerechten Urtheile nicht. Der Kaiser aber gab seinem Präfecten Modestus den Befehl, sie sämmtlich insgeheim aus dem Wege zu räumen. Modestus stellte sich, als ob er die Gefangenen in die Verbannung schicken wollte. Sie mußten ein Schiff besteigen. Den Bootsknechten aber war heimlich geboten, sobald sie die offene See erreicht hätten, das Fahrzeug in Brand zu stecken. So meinte man einen dichten Schleier über den schrecklichen Mord decken zu können. Als das Schiff die Höhe des Meerbusens von Atazenus an der bithynischen Küste erreicht hatte, führte das Schiffsvolk den grausamen Befehl aus. Sie legten Feuer an, und warfen sich dann eiligst in das Boot, die Ahtzig den wilden Elementen überlassend. Aber die Schandthat sollte nicht verborgen bleiben. Wohl sah kein menschliches Auge auf die einsame Meeresfläche, allein der Herr verschaffte, daß sich plötzlich ein starker Wind erhob, der wider die Küste von Bithynien blies und das brennende Schiff im schnellsten Laufe durch die Wellen in den Hafen Dacubyses trieb. Hier wurde es Angesichts vieler vom Ufer her Zuschauenden von den Flam-

men verzehrt, und versank mit den achtzig Märtyrern in die Tiefe des Meeres. Doch Kaisers Valens, der so gegen die Lehre von der Gottheit Christi wüthete, mußte bald die Hand des HErrn erfahren. Am 8. August 378 wurde er in der Schlacht bei Adrianopel von den Gothen geschlagen und dabei schwer verwundet. Er wollte entfliehen, allein vor unsäglichen Schmerzen stürzte er vom Pferde, worauf er von seinen Begleitern in eine naheliegende schlechte Hütte geschleppt wurde. Die verfolgenden Gothen steckten dieselbe in Brand und Valens mußte in den Flammen umkommen.

## 415.

Der stolze Kosroes, König von Persien, hatte 616 Alexandrien, ganz Egypten und nun auch Chalcedon erobert. Da sah sich der Kaiser Heraklius, der den Untergang seines ganzen Reiches befürchtete, genöthigt, um Frieden zu bitten. „Dazu werde ich mich nie verstehen“, antwortete der Tyrann, „bis du dem Gekreuzigten entsagst, den du Gott nennst, und mit mir die Sonne anbetest.“ Heraklius leistete Widerstand und Gott stand ihm im Kampfe gegen ihn augenscheinlich bei. Der persische König wurde zu wiederholten Malen geschlagen, und nachdem er den größten Theil seines Gebietes eingebüßt hatte, wurde er von seinem eigenen Sohne ermordet.

## 416.

Chlodwig, der Franken König, hatte eine christliche Gemahlin, Namens Chlothilde, Tochter des Königs Hilderich von Burgund, welche ihm oft Christum anpries, der allmächtig und willig sei, allen zu helfen, die ihn anrufen. Allein der König blieb bei seiner heidnischen Abgötterei. Als er aber einst mit den Alemannen einen harten Krieg führte und seine Franken zu fliehen begannen, da drang ihn die Noth, an Christum zu gedenken, hob seinen Schild gen Himmel und sprach vor allem Volke: „O HErr Jesu Christe, von dem mein Gemahl spricht, du seiest ein Sohn des allmächtigen Gottes, und erhörest alle, die dich ehren und anrufen, wirst du mich heute erhören, und meinem Volke ein freudiges Herz und Sieg wider die Feinde geben, so will ich mich taufen lassen und dich hinfort als meinen Gott ehren und anbeten.“ Und siehe! alsbald greifen die Franken männlich zur Gegenwehr, die Alemannen fliehen, ihr König fällt mit vielen Tausenden und Chlodwig erhält den

Sieg. Darauf erfüllte er sein Gelübde, ließ sich sammt seinem Volke im christlichen Glauben unterrichten und taufen, und wurde der erste christliche König der Franken.

## 417.

Als der tartarische König Caliphus im Jahre 1225 die Christen aus seinem Lande vertilgen wollte, suchte er auf Anstiften seiner bösen Rätthe hierzu diese Gelegenheit. Er ließ sie zusammen rufen und fragte sie: ob das nicht ihres Christi Worte wären: So ihr werdet sagen zu diesem Berge: Hebe dich von hinnen dort hin! so wird er sich heben? Matth. 17, 20. Da sie nun Ja sagten, sprach er weiter: „Werdet ihr mir nicht diesen Berg innerhalb zehn Tagen bewegen, daß er sich ohne Menschenhände in's Meer stürze; so ist euer Christus kein wahrer Gott, und ihr Christen seid Betrüger und sollt alle sterben.“ Hierüber ward den Christen angst und bange, und wollten Gott nicht gerne versuchen. Weil aber nicht allein ihr Leib und Leben, sondern auch Gottes Ehre und Christi Wahrheit darauf bestand, so ermahnten die Prediger das Volk zur Buße und brünstigem Gebete, daß Christus seine Ehre retten und sein Wort bestätigen wolle. Da nun der neunte Tag kam, ist einem Bischofe geoffenbart worden, daß ein armer Mann, nämlich ein einäugiger Schuster, gewürdigt werden sollte, diese Worte mit Nachdruck zum Berge zu sprechen. Da nun der zehnte Tag kam, stand der König Caliphus mit seinen Gewappneten an einem Orte, willens, die versammelten Christen zu erwürgen, wenn sie dieses vergebens versuchen würden; die Christen aber standen am andern Ort und beteten mit Zittern. Endlich trat der Schuster auf Befehl hervor, fiel auf seine Kniee und betete nochmals zum HErrn Christo, daß er seines heiligen Namens Ehre retten und unter den Ungläubigen bekannt machen wolle. Sodann stand er auf, und gebot dem Berge im Namen Jesu Christi, sich in's Meer zu stürzen. Darauf bewegte sich der Berg mit großem Krachen, zerfiel in viele Stücke und stürzte sich in's Meer. Dadurch wurde Caliphus bewogen, sich zum christlichen Glauben zu bekehren und sich taufen zu lassen.

## 418.

Themistokles ward von seinen eigenen undankbaren Landsleuten in's Elend getrieben, und wußte nicht, wo er sich hinvenden sollte, als zu dem König Admet. Weil aber dieser auch

sein abgesagter Feind war und er sich Todesgefahr von ihm besorgen mußte, ergriff er im Vorzimmer des Königs Söhnlein, nahm's auf die Arme und sprach: „König Admet, im Namen dieses Kindes, das du lieb hast, bitt ich dich um Gnade. Um dieses deines Sohnes willen nimm mich in Schutz gegen meine undankbaren Landsleute.“ Dadurch bewegte er des Königs Herz, und ward ihm sein Schutz zugesagt. — Du, liebes Christenherz, wirst dem himmlischen Vater allemal das Herz rühren, wenn du den Namen seines Sohnes Jesu Christi ihm vorhalten wirst. Denn er hat ihn so herzlich lieb, daß er uns um seinetwillen in Ewigkeit nichts versagen kann.

## 419.

Es ließ ein Mann zu Luthers Zeit ein stattliches Haus bauen und fiel dabei vom Gerüst herab, nahm aber keinen Schaden an seinem Leben. Als er nun zu Luther kam und rühmte, daß ihn Gott behütet hätte, und wie er daraus sicher abnehmen könne, daß Gott ihn sehr lieb haben müsse, sagte Luther: „Lieber Freund, Ihr habt wohl etwas Anderes, Höheres und Besseres, daraus Ihr erkennen mögt, daß Gott Euch lieb habe. Nehmt das Leiden Jesu Christi vor Euch, da werdet Ihr Ursache genug bekommen, an der Liebe Gottes gegen Euch nicht zu zweifeln.“

## 420.

Als 1547 ein Missethäter hingerichtet werden sollte, und ihm unter andern Sprüchen auch der vorgehalten wurde: Also hat Gott die Welt geliebt zc., sagte er: „Laß mich immer bei dem letzten Spruche bleiben. Denn wenn ich sage: Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn gab, so thut sich mein Herz auf wie zwei große Schüsseln und greift nach dem geschenkten Sohne Gottes. Wenn ich aber sage: Auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben, so schleußt sich mein Herz feste zu und glaubt, es sei Ja und Amen.“

## 421.

H. Rott, Missionar unter den Südsee-Insulanern, las einst einer Anzahl von Eingebornen aus dem Evangelium Johannis vor. Als er den 16ten Vers des dritten Kapitels geendet hatte, unterbrach ihn ein Eingeborner, der mit der größten Gespannt-

heit und Freude den Worten zuhörte, und sprach: „Was waren das für Worte, die du eben lasest? Laß mich diese Worte noch einmal hören!“ Nott las den Vers noch einmal: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß“ zc., worauf sich der Insulaner von seinem Tische erhob und fragte: „Ist das wahr, kann das wahr sein? Gott liebt die Welt, da diese ihn nicht liebt? Er liebt sie so, daß er ihr seinen eingebornen Sohn gab, damit er sterbe, auf daß die Menschen leben möchten? Kann das wahr sein?“ Nott las den Vers: „Also hat Gott“ zc., abermals, sagte ihm, daß es allerdings wahr sei, und daß dieses die frohe Botschaft sei, welche Gott ihnen gesandt habe, und ein jeder, der nun an den Sohn Gottes glauben werde, solle nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben. Den staunenden Insulaner überwältigte das tiefste Gefühl. Er brach in Thränen aus, und zog sich in die stille Einsamkeit zurück, um über diese Liebe seines Gottes nachzudenken. Er fand vollen Frieden und Trost für seine Seele.

## 422.

Fünf Jahre lang arbeiteten schon die Missionare an der Befehrung der heidnischen Eskimos in Grönland, aber all ihre Mühe und Arbeit richtete wenig aus. Eines Tages fiel es dem Missionar Johann Beck ein, einer großen Menge von Eskimos die Geschichte von dem Seelenleiden Christi am Delberge vorzulesen. Das ergriff einen ganz fremden Wilden, Namens Kajarnak, der noch nie ein Wort Gottes gehört hatte, so sehr, daß er aufstand und mit lauter Stimme ganz bewegt ausrief: „Wie war das? Sage mir das noch einmal; denn ich möchte gern auch selig werden!“ Diese Worte hatte der Missionar noch nie von einem Grönländer gehört, sie bewegten ihn so sehr, daß er mit Thränen den Anwesenden die ganze Leidensgeschichte Jesu und das dadurch ertworbene Heil verkündigte. Diese Predigt machte einen sichtbaren Eindruck auf ihre Herzen. Kajarnak war der erste Grönländer, der sich wahrhaft bekehrte.

## 423.

Am 10. Juli 1553 wurde zu Weißenstein in Schwaben ein Jude, Namens Anstedt, hingerichtet. Da er ein schweres Verbrechen begangen hatte, so wurde er zur Verschärfung seiner Strafe bei den Füßen aufgehängt und von zwei großen Hunden zerbissen. In seinen Schmerzen betete er: „Du ewiger,

einiger, allmächtiger Gott, sei mir gnädig und errette mich!“ Dann rief er den Umstehenden zu: „Ach! ist denn kein Mensch, der mir helfen will? Ach, erbarmet euch über mich!“

Schon öfter war dem Juden christlich zugeredet worden, allein immer vergeblich. Da trat Jakob Andrea, damals Pfarrer in Göppingen, der mit Andern beim Hochgerichte stand, auf inständiges Bitten in den Ring und sagte: „Lieber Anstedt! Ich habe von Herzen gern vernommen, daß du den ewigen und allmächtigen Gott angerufen hast; denn es ist nicht mehr, denn ein einiger Gott, wie Moses spricht: Höre, Israel, der HErr, unser Gott, ist ein einiger HErr, 5 Mos. 6, 4. Dieser einige Gott hat auch geboten, daß alle Betrübten ihn anrufen sollen, darum thust du je recht, daß du in deiner höchsten Noth zu diesem einigen Gott betest. Aber daran fehlt es dir, lieber Anstedt, und allen Juden, daß ihr meinet, wenn man sie auf Jesum Christum, den Gekreuzigten, weißt, so führe man sie von dem rechten, einigen, wahren Gott, dem Brunnen des Lebens, ab zu einer Cisterne, die nicht Wasser geben könne, wie Jeremias Kap. 2. sagt. Allein es hat eine weit andere Meinung. Du weißt, daß der Prophet Jeremias im 22. und 23. Kapitel schreibt: Siehe, es kommt die Zeit, spricht der HErr, daß ich dem David ein gerecht Gewächs erwecken will; und soll ein König sein, der wohl regieren wird, und Recht und Gerechtigkeit auf Erden anrichten. Zu desselbigen Zeiten soll Juda geholfen werden, und Israel sicher wohnen. Und dies wird sein Name sein, daß man ihn nennen wird: HErr, der unsere Gerechtigkeit ist. Da hörst du, daß der verheißene Messias ein rechter wahrhaftiger Mensch sein werde, weil er ein Gewächs, d. h. ein Sohn, Davids genannt wird. Zugleich soll er aber auch den Namen haben: Jehovah Zidkenu, d. h. der HERRN, unsere Gerechtigkeit. Nun weißt du wohl, daß Jehovah der große Name Gottes ist, der allein dem Schöpfer Himmels und der Erde, und nie einem Geschöpfe, weder einem Engel, noch einem Menschen, beigelegt wird. Weil nun der verheißene Messias Jehovah heißen soll, so folgt hieraus unwidersprechlich, daß er nicht allein ein Sohn Davids, sondern auch ewiger Gott sein werde, nämlich der Gott, der Himmel und Erde erschaffen, der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, der sein Volk aus Egypten ins gelobte Land geführt, ihm das Gesetz gegeben und es wider

alle Feinde erhalten hat. Nun haben wir Menschen alle gesündigt und sind damit in Gottes ewige Strafen gefallen. Gott aber kann keinen Menschen allein aus Barmherzigkeit selig machen; denn dadurch würde seine ewige Gerechtigkeit verletzt werden. Weil aber niemand war, der die Welt mit Gott versöhnen konnte, hat Gott in seinem ewigen Rathe beschlossen, daß der Sohn, der desselben göttlichen Wesens mit dem Vater und dem Heiligen Geiste ist, der Gerechtigkeit genug thun und menschliche Natur annehmen sollte, wie Jesaias Kap. 7. sagt: Siehe, eine Jungfrau ist schwanger, und wird einen Sohn gebären, den wird sie heißen Immanuel, d. h. Gott mit uns. Dieser Sohn nimmt eine solche Natur an sich, die leiden und sterben kann, und wird ein wahrhaftiger Mensch, wie Jesaias sagt: Uns ist ein Kind geboren, ein Sohn ist uns gegeben, Kap. 7. Weil er aber auch wahrhaftiger Gott ist, darum ist er dem Tode ein Gift und der Hölle eine Pestilenz, wie der Prophet Hosea sagt. Daß aber der Messias alle Strafen der Sünden gelitten habe, sagt der Prophet Jesaias Kap. 53.: Fürwahr, er trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen. Die Strafe liegt auf ihm, auf daß wir Frieden hätten, und durch seine Wunden sind wir geheilet. Wir gingen alle in der Irre, wie Schafe, ein jeglicher sahe auf seinen Weg; aber der Herr warf unser aller Sünde auf ihn. Was kann aber, lieber Anstebdt, deutlicher sein, als was du aus den Propheten hördest, wer der sei, der unsere Sünden büßte, nämlich der verheißene Messias, der wohl nach dem Fleisch ein Sohn Davids, zugleich aber der wahrhaftige Sohn Gottes ist, der mit den Ältvätern geredet hat. Dieser dein Gott hat dich so lieb gehabt, da du seine Gebote nicht halten konntest und demnach in seinem Zorn lagst, daß er sich so nahe zu dir gethan, sich in dein Fleisch und Blut verkleidet hat und dein Bruder geworden ist; daß er für dich die Gebote Gottes vollkommen erfüllt und den Fluch Gottes, der über uns alle ging, beide an Leib und Seele erlitten und überwunden hat. Wenn du nun an diesen Messias glaubst, der Gott und Mensch ist, so hast du einen gnädigen Gott, der durch Jesaias spricht: Ich, ich tilge deine Uebertretung um meinetwillen und gedenke deiner Sünden nicht, Kap. 43, 25. Er sagt nicht, er tilge unsere Sünde um unsrer Werke willen, sondern um



seinetwillen, weil er durch seinen Gehorsam der ewigen Gerechtigkeit seines Vaters genuggethan hat. Willst du ihn aber nicht mit dem Glauben annehmen, so wirst du in deinen Sünden sterben und ewiglich verderben. Denn es ist kein anderer Weg, selig zu werden, als allein im Namen des Messias, der unsere Gerechtigkeit ist. Du darfst auch nicht denken, daß du mit diesem Bekenntniß einen neuen Glauben annehmest, davon die lieben Altväter nichts gewußt hätten. Adam und Eva im Paradies, da sie gefallen, haben keinen andern Trost gehabt, als diese Verheißung vom Messias: Der Same des Weibes wird der Schlange den Kopf zertreten, 1 Mos. 3. Und als die Welt sich mehrte, hat der Herr dem Abraham verheißten: In deinem Samen sollen alle Völker auf Erden gesegnet werden, 1 Mos. 22. Desgleichen schreibt der Prophet Daniel, daß der Messias dem Uebertretern wehren, die Sünde zusiegeln, die Missethat versöhnen und die ewige Gerechtigkeit bringen würde, Cap. 9. Welches alles in unserem Jesu von Nazareth erfüllet ist. Darum wenn du dich zu diesem Jesu kehrst, so fällst du nicht ab von dem Glauben deiner Väter, sondern durch diesen Glauben wirst du ihnen erst zugesellt, da sie alle im Vertrauen auf diesen Messias selig entschlafen sind. Und wolltest du auf einen andern warten, so weißt du, daß die Zeit vorlängst aus und verfloßen ist, da der Messias kommen sollte, daß ihr nun nach des Propheten Drohung verstoßen und zerstreuet seid, und nicht mehr ein Volk Gottes seid, außer den Uebriggebliebenen, die sich Gott der Herr vorbehalten hat, unter denen, wie ich hoffe, du auch einer sein sollst. Darum wollest du das Heil deiner Seele bedenken, weil dich der Messias durch seine freundliche Zusagung so gnädig zu sich lockt. Folgest du, mein lieber Anstedt, so wirst du für deine Seele ewige Ruhe finden. Der allmächtige Gott und Vater wolle dein Herz mit der Kraft seines Heiligen Geistes rühren, daß du solchen Verheißungen trauen und endlich selig werden mögest."

So lange nun Andrea mit dem Juden redete, thaten die Hunde dem armen Manne kein Leid. Der Jude sahe aber den Pfarrer ernstlich an, verwandte kein Auge von ihm, redete auch kein Wort, sondern schwieg still, bis er den Berg herabging. Als er aber eben wegreiten wollte, kamen Etliche eilends zu ihm und sagten ihm, der Jude wolle sich taufen lassen, baten ihn auch fleißig, er möge wieder zu ihm kommen und ihn ferner

aus Gottes Wort trösten. Da ging er wieder hinauf zum Hochgerichte, und als er sich durch das Volk drang und der Jude ihn erblickte, schrie er mit lauter Stimme: „O lieber Herr!“ Der Pfarrer antwortete: „Lieber Anstedt! Ist es dir zu Herzen gegangen, was ich mit dir von dem Messias geredet habe?“ Der Jude: „Das weiß Gott wohl.“ Der Pfarrer: „Glaubst du von Herzen, daß Jesus von Nazareth sei des lebendigen Gottes Sohn und der wahrhaftige Messias, durch welchen allein die Sünder von dem Fluch des Gesetzes Gottes erlöst werden?“ „Ja!“ sprach der Jude, „ich glaube es von Herzen.“ Pfarrer: „Lieber Anstedt! Bedenke dich wohl und betrüge dich selbst nicht. Denke nicht, du wollest dich bloß zum Schein zum Messias bekennen, um nur die Strafe los zu werden. Wenn du es mit einem falschen Herzen thätest, würde deine Verdammniß noch viel schwerer werden.“ Der Jude sagte: „Ach nein! lieber Herr, ich glaube es von Herzen. Gott hat mir mein Herz gerühret und mir solches zu erkennen gegeben. Ich begehre von Herzen, auf den Namen Jesu getauft zu werden, will darnach gerne sterben, begehre auch nicht, länger zu leben.“ Da er nun beständig auf dem Bekenntniß Christi verharrete und die Taufe so ernstlich beehrte, hat ihn der Pfarrer aus dem Propheten Jesaias ferner getröstet, ihm Christi Leiden, Sterben und Auferstehen erklärt und ihn ermahnt, daß er in solchem Glauben sein Leben seliglich beschließen wolle, sich auch nicht irren lassen die äußerliche Schande, die er von der Welt leiden müßte, vielmehr bedenken, daß er durch des Messias Verdienst bald in die ewige Herrlichkeit werde versetzt werden. Da auch die Obrigkeit zustimmte, wurde Anstedt, während er am Hochgerichte hing, im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes getauft, und darauf sofort seine Hinrichtung ohne weitere Verschärfung seiner Strafe vollzogen. Also ist an dem Galgen aus einem gottlosen Juden durch das Gehör des göttlichen Wortes ein gläubiger und seliger Christ geworden.

## 424.

Zum Pfarrer Faltin in Rischinew, Südrußland, kam einst der junge Rabbiner Gurland mit der Bitte, er möge ihm etliche Schüler im Schönschreiben und Zeichnen verschaffen, damit er durch Privatstunden seinen kleinen Gehalt vermehren könne. Faltin gab sich auch alle Mühe, allein vergeblich. Da machte

er dem Rabbiner den Vorschlag, ihm Stunden im Hebräischen zu geben. Dieser war dazu mit Freuden bereit; nur bat er Faltin, ihm im Voraus zu versprechen, daß er keine Unterredung über den Inhalt der heiligen Schrift mit ihm anknüpfen wolle. Faltin sah ein, daß es unweise wäre, hierin nicht nachzugeben; aber er betete nur um so inbrünstiger, daß Gottes Geist das Herz des jungen Mannes erleuchten möge, damit er den Herrn Jesum erkennen und lieben lerne. Sein Glaube wurde auf eine lange Probe gestellt. Schon hatten die Beiden das ganze Alte Testament durchgelesen und standen jetzt zum zweiten Male am 53. Capitel des Propheten Jesaias. Ein ungewöhnlicher Ernst lag diesmal in dem ganzen Wesen des Rabbiners und wiederholt schien er in tiefes Nachdenken versunken. Als sie geendet hatten, sagte er: „Wir wollen dieses Capitel noch einmal lesen.“ Faltin war gleich dabei. Darauf schied der Rabbiner ernst und schweigend. Sobald Faltin allein war, warf er sich auf die Kniee, um seinem Gott zu danken, daß er ihn soweit erhört habe, und ihn mit erneuter Inbrunst zu bitten, er möge das angefangene Werk nun auch vollenden. Er konnte den jungen Mann keinen Augenblick aus dem Sinn bringen, bis dieser zur nächsten hebräischen Stunde kam. Wie staunte der Pfarrer, als jener anfang: „Wir wollen das 53. Capitel Jesaia noch einmal lesen“, und als sie zu Ende waren, tief bewegt fortfuhr: „Ich weiß nicht, wie das kommt, obgleich ich das ganze Alte Testament auswendig kann, so finde ich doch jetzt darin eine Menge Stellen, die mir vorher nie aufgefallen sind, und die so wunderbar mit dem Leben und der Geschichte unseres Jesu zusammenstimmen, daß ich nächstens glauben muß, er sei der verheißene Messias.“ Jetzt glaubte Faltin, die Zeit sei gekommen, ihm alle Stellen in den Psalmen und Propheten aufzuschlagen, die so deutlich von Jesu als dem Gesalbten Gottes weissagen; dazu gab denn Gott seinen Segen. Eines Tages rief der Rabbiner aus: „Nun ertrage ich's nicht länger; ich kann nicht mehr anders, als glauben, daß Jesus der Sohn Gottes ist. Nur das begreif ich nicht, daß ich so oft vorher die Bibel lesen konnte, ohne darin zu finden, was ich jetzt so deutlich sehe. Es scheint mir jetzt, ich lese Dinge, die ich noch nie zuvor gelesen habe.“ Von diesem Augenblick an war Gurland entschlossen, seinen Glauben an Jesum durch die Taufe zu bekennen. Nun wurde der Schüler zum Lehrer. Er erzählte seiner Frau von seiner

Befehung und lud sie ein, seinem Beispiele zu folgen. Sie wollte jedoch davon nichts hören, und schalt ihn, daß er daran denken könne, die Religion seiner Väter zu verlassen. Aber er hatte von Salkin die rechte Art gelernt, eine Seele zu gewinnen. Er fing nun an, für seine Frau zu beten, und gestützt auf das Wort Jesu: „Wo zwei unter euch eins werden auf Erden, warum es ist, daß sie bitten wollen, das soll ihnen widerfahren von meinem Vater im Himmel“, forderte er auch seinen neuen Freund zur Fürbitte auf. Nicht lange darauf fing Gurland's Gattin an, ihr Herz dem Evangelium zu öffnen, und während er selbst noch von Salkin in den Heilswahrheiten unterrichtet wurde, unterwies er nun seinerseits seine Frau darin. Allmählich aber fielen den Leuten die allzu häufigen Besuche des Rabbiners bei dem Pfarrer auf. Einige Rabbiner, ihren Präsidenten an der Spitze, gingen daher zu ihm und fragten ihn, ob er damit umgehe, den Pfarrer zu einem Juden zu machen? Ihnen scheine das eine unnütze Bemühung: er thäte besser, davon abzustehen. „Das ist auch nicht meine Absicht“, entgegnete Gurland offen, „vielmehr habe ich die, ein Christ zu werden.“ Nun fingen sie an, Jesum zu verfluchen, und zu versichern, sie wollten es aus dem Alten Testament klar beweisen, daß er nicht der Messias, sondern ein Betrüger gewesen sei. Nun las Gurland ihnen alle prophetischen Stellen vor, die auf Jesum deuten. Da sprang einer der Rabbiner mit einem wilden Schrei auf und sprach: „Du hast eine verfälschte Bibel; was du da gelesen hast, steht nicht in der unsrigen.“ Ruhig entgegnete Gurland: „Meine Brüder, vergleicht meine Bibel mit der euren und überzeugt euch selbst, ob sie gefälscht ist.“ Daß sie es nicht sei, mußten nach kurzer Untersuchung die Rabbiner allerdings bekennen; aber sie verschlossen ihre Herzen der Wahrheit und gingen zornig ihres Weges. Ostern 1864 wurden Gurland und seine Gattin getauft. Er dankte dem Herrn für die Gnade, die ihm durch die Taufe zu Theil geworden, und bat ihn, doch noch recht Viele seines Volkes derselben Gnade theilhaftig zu machen. Die ganze Feier machte einen so übertwältigenden Eindruck auf die Anwesenden, daß fast alle vor Rührung weinten. Drei jüdische Frauen waren so hingenommen von ihren Gefühlen, daß sie noch in der Kirche die Getaufte umarmten mit dem Ausruf: „Du bist ein glückliches Weib!“ Auch Gurland's bitterste Feinde waren so ergriffen, daß er ohne jede Belästi-

gung nach Hause gehen könnte. Später jedoch boten sie ihm 600 Silberrubel, wenn er wieder Jude würde; weigerte er aber sich dessen, so würde er die Stadt nicht lebendig verlassen. Trotz dieser Drohungen verließ Gurland Rischinew, und nachdem er in Deutschland Theologie studirt hatte, arbeitete er als Prediger in großem Segen an der Seite seines väterlichen Freundes Jaltin.

## 425.

Im Lande Württemberg haben vor alter Zeit her noch zu Anfang der Reformation in dem Kloster Northalde diese merkwürdigen Verse gestanden:

Ex merito Christi tantum salvamur abunde,  
Ergo tuis factis ne fidas, optime frater.

Das ist:

Durch Christi kräftig's Verdienst allein  
Werden wir vor Gott gerecht und rein,  
Und gehen zu dem Himmel ein.  
Drum, lieber Bruder, nicht gründe dich  
Auf eignen Werke hoffärtig,  
Weil sie vor Gott nicht halten Stich.

Da diese Verse Brenz und andere sahen, haben sie damit den Prior und die Mönche schamroth gemacht, sie ihrer Irthümer damit zu überweisen, daß sie fälschlich hofften, durch Klostergelübde und Werke den Himmel zu verdienen. Dies verdroß die ungelehrten Mönche also, daß sie den Stein mit der Schrift hinwegnahmen und zerschlugen, zur Andeutung, daß sie mehr vertrauten auf ihre Werke, denn auf Christi Verdienst.

## 426.

Ein frommer Gärtner in Berlin besuchte mit seinem fünfjährigen Töchterchen seinen Oheim in Schönhäusen, der als Gärtner in Diensten der Königin Elisabeth Christine, Gemahlin Friedrichs II., stand. Die Königin unterhielt sich im Garten mit diesem Kinde, und gewann es so lieb, daß sie es nicht aus den Gedanken verlieren konnte und nach wenigen Wochen ausdrücklich verlangte, daß es wieder einmal zu ihr gebracht werden solle. So brachte denn der Vater abermal sein Töchterchen nach Schönhäusen. Eine Hofdame sah es ankommen und zeigte es der Königin an, als diese sich eben zur

Tafel setzen wollte. Sie ließ sogleich das Kind durch einen Page in den Speisesaal führen. Das Kind erkannte bald die Königin, lief zu ihr und küßte ihr Kleid. Auf Befehl der Königin wurde das Kind neben ihr auf den Stuhl gestellt, um die ganze Tafel übersehen zu können. Die Königin wünschte zu hören, was das naive Kind zu den schönen Aufsätzen und Kostbarkeiten der Tafel sagen würde. Das Kind sah alles still an, warf einen Blick auf die kostbaren Kleider der Damen und auf die goldenen und porzellanenen Aufsätze und schwieg. Dann faltete es die Hände und betete laut:

„Christi Blut und Gerechtigkeit  
Das ist mein Schmuck und Ehrenkleid;  
Damit werd' ich vor Gott besteh'n,  
Wenn ich zum Himmel werd' eingeh'n!“

Die Anwesenden staunten und fühlten sich zur tiefsten Andacht gestimmt. Eine Dame vergoß Thränen und sagte zu der Königin: „O das glückliche Kind! wie weit stehen wir zurück!“

## 427.

Ein Indianer und ein Weißer kamen durch eine Predigt, die sie mit einander anhörten, zur Erkenntniß ihrer Sünden. Bald hatte jener die Gnade Gottes in Christo gläubig ergriffen, und Freude und Friede kehrten in sein Herz ein; aber der Weiße konnte lange Zeit diese Gnade nicht erfassen. Große Angst und Sorge drückten ihn nieder und brachten ihn bis zur Verzweiflung. Da begegnete er seinem braunen Freunde und sprach zu ihm: „Wie kommt es, daß ich so lange unter dem Drucke meines Herzens hingehen muß, während du so bald Trost erhieltst?“ „O Bruder!“ antwortete der Indianer, „ich will es dir sagen. Ein reicher Fürst kommt und will dir ein neues Kleid schenken, aber du beschaust dein eigen Kleid und sagst: ‚Ich weiß nicht, mein Kleid ist ja noch recht gut; ich glaube, es wird noch lange halten.‘ Dann bietet er das neue Kleid mir an; ich betrachte mein altes Wams und sage: ‚Das taugt nichts mehr‘, werfe es gleich weg und nehme das neue Kleid an. So, Bruder, probirst du erst, ob deine eigene Gerechtigkeit nicht noch eine Zeit lang den Dienst thut, und gibst sie ungern auf; ich armer Indianer aber hatte keine, darum war ich auch sogleich voll Freude, als mir die Gerechtigkeit Christi geschenkt wurde.“

## 428.

Ein alter heidnischer Krieger lag am Sterben und sagte zu dem Missionar, der an seiner Seite stand: „O, wie fühlte ich mich diesen Morgen bedrückt; aber nun bin ich freudig und vergnügt. Ich sah nämlich vor mir einen gewaltigen Berg mit gefährlichen Abhängen, an welchen ich empor zu klettern suchte; aber als ich beinahe den Gipfel erreicht hatte, verlor ich meinen Halt und fiel in die Tiefe. Erschöpft und zum Sterben müde setzte ich mich nieder und weinte. Während ich also weinte, fiel plötzlich ein Tropfen Blut auf den Berg herab, wodurch derselbe völlig aufgelöst wurde und spurlos verschwand.“ „Das war allerdings eine seltsame Erscheinung“, sagte der Missionar, „und welche Nuzantwendung zogest du aus demselben?“ Der sterbende Häuptling schien erstaunt über die Frage des Missionars und sagte: „Jener Berg ist die Last meiner Sünden. Der Tropfen Bluts, der darauf fiel, ist ein Tropfen des Blutes Jesu Christi, durch welchen der Berg meiner Schuld völlig vertilgt wurde.“

## 429.

Eines Tages wurden zwei Soldaten auf Posten gestellt an die beiden Endpunkte der Gallerie, welche von dem Felsen von Gibraltar nach dem spanischen Festlande führt. Der eine von ihnen war durch das Lesen in einem spanischen Testamente zur Erkenntniß der Wahrheit gekommen und freute sich in Gott, seinem Heilande, während der andere auf dieselbe Weise dahin gekommen war, seine Sünden als eine unerträglich schwere Last zu fühlen und sich nach Befreiung davon zu sehnen. Einer der Offiziere der Besatzung, welcher aus gewesen war, kehrte an jenem Abend spät zurück und fragte den Posten am äußeren Ende der Gallerie, wie gebräuchlich, um das Lösungswort. Dieser, kürzlich bekehrt, war eben in Betrachtungen über die herrlichen Dinge versunken, welche ihm in Gottes Wort verheißen, und er antwortete daher auf die Forderung des Offiziers: „Das Blut Jesu Christi!“ Gleich darauf sich besinnend, gab er aber das richtige Lösungswort. Sein Kamerad aber am andern Ende der Gallerie, der die Vergebung der Sünden suchte, hatte jene Worte gehört. Sie fanden Eingang in sein Herz wie eine Stimme vom Himmel, und seine Last wurde ihm in jener Stunde abgenommen; das Blut Jesu Christi gab seiner Seele Frieden.

430.

Ernst, Herzog von Sachsen und Erzbischof von Magdeburg, ist zwar im Jahre 1513 mitten im Papstthum, aber doch gut lutherisch gestorben. Denn da ihm auf seinem Todtbette zwei Mönche alle ihre und ihres ganzen Ordens Werke zum Umpfande seiner Seligkeit anboten, sprach er: „Nein, traun, eure Werke begehre ich nirgends zu; meines Herrn Jesu Werke, die müssen's allein thun, auf den will ich mich allein verlassen, leben und sterben.“

431.

D. Kreuzenach, ein eifriger Papist in Wien, hatte Zeit seines Lebens viele gute Werke nach seiner Art gethan. Als es nun mit ihm zum Sterben kam, hielt er eins nach dem andern dem göttlichen Gerichte vor, indem er sagte: „Ich habe so und so viel Almosen ausgetheilt, soll das nicht helfen? Ich habe so viele Messen gelesen, soll denn auch das nicht helfen? Ich habe alle Wochen dreimal gefastet, will das nicht helfen? Ich habe die und die Bethäuser, ein eigenes Haus für die büßenden Sünderinnen gestiftet, soll das nicht helfen?“ Allein sein Gewissen ließ sich damit nicht befriedigen; es hieß immer: „Du bist gewogen und zu leicht gefunden.“ Da fing er nach vielen Seufzern und bitteren Thränen endlich an: „Wohlan, kann und will mir denn nichts helfen, so helfe mir dies: Gott, sei mir gnädig um deines eingebornen Sohnes willen, der für mich gestorben ist.“ Darauf fühlte er Trost im Herzen, befohl seinen Geist in Gottes Hände, und entschlief in Frieden, ist auch ohne Zweifel, da von der letzten Todeshitze die unnützen päpstlichen Stoppeln verzehret wurden, gerechtfertigt in das Haus gegangen, welches uns Christus im Himmel bereitet hat.

432.

Der große Brandstifter J. G. Grimm, welcher im Jahre 1798 einen großen Theil der Stadt Basel in Asche gelegt hatte, sollte 1801 hingerichtet werden. Seinem Beichtvater, der ihn hiezu vorbereitete, gelang es, durch Gottes Gnade ihn gründlich zu bekehren, indem er ihm das Lied vorlas und an das Herz legte: „Jesus nimmt die Sünder an.“ Vor seinem Gange zur Richtstätte erklärte er sodann: „Wenn Gott mir Kräfte verleihet, so will ich noch von meinem Rabenstein be-



zeugen: Ja! Jesus nimmt die Sünder an, auch die, so durch Galgen und Rad sterben, und will jedes Mutterkind warnen, daß er sich vor dem Jammer, den die Sünde bringt, hüte und an meinem Exempel spiegele." So that er auch, und als er auf das Schaffot stieg, zog er sein Lieblingsbüchlein hervor, das dieses Lied enthielt, und übergab es dem ihn geleitenden Prediger mit der Bitte, es dem Gefangenwärter zum Gebrauch bei künftigen armen Sündern zu übergeben.

## 433.

In Rischinew lebte ein alter jüdischer Arzt, der wegen seiner Tüchtigkeit und Liebenswürdigkeit von Vielen geehrt und geliebt wurde. Er betrachtete sich selbst als einen tugendhaften Menschen und war der eifrigste Gegner des Christenthums. Er hatte einen Neffen, den er sehr liebte und der einst sein Erbe werden sollte, da er selbst unverheirathet war. Dieser Nefse ging einst mit einem Freunde, einem Gymnasiasten, in die Kirche, als Gurland predigte: jeder frage, was soll aus mir werden, und jeder wünsche, etwas Großes zu werden; allein die Hauptfrage sei: was soll ich thun, daß ich selig werde, und das werde niemand als durch Jesus allein. Gurland ahnte nicht, wie tief diese Predigt den beiden jungen Israeliten zu Herzen ging. Darauf ging der Nefse zu seinem Onkel, dem Arzte, der ihn, wie schon oft, fragte: „Nun, was willst Du denn werden?“ Der Jüngling, noch ganz mit der gehörten Predigt beschäftigt, erwiderte ernst und bestimmt: „Christ will ich werden!“ Groß war der Aerger des Onkels, der sich diese Antwort nicht erklären konnte und meinte, Gurland habe durch eine besondere Unterredung auf seinen Neffen eingewirkt. Er fragte weiter: „Warum willst du ein Christ werden?“ und erhielt die offenerzige Antwort: „Ich will vor allem selig werden, darum will ich ein Christ werden.“ Nun erzählte der Jüngling dem Onkel, was er aus jener Predigt behalten. Dieser ließ Gurland kommen und stellte ihn zur Rede, worauf Gurland ihm rieth, wenn es seinem Neffen Ernst sei, möge er ihn nicht hindern, wenn er nicht große Schuld auf sich laden wolle. Bald sah der Arzt die Früchte an dem Wandel seines Neffen, und wie viel er auch Anfangs dagegen hatte, mußte er doch einsehen, daß der Jüngling nur dem tiefsten Drange seines Herzens und Gewissens folge, indem er Christi

Eigenthum werden wollte. Nachdem der Jüngling und sein Freund hinreichend unterrichtet worden waren, wurden beide im Jahre 1869 getauft. Nun besuchte auch der Arzt öfter die Kirche und hörte gerne vom Christenthum, nur nicht von einem Sünderheilande; Christus war ihm nur ein Tugendmuster, ein Idealmensch u. s. w. Da ließ er einst Nachts den Prediger Gurland zu sich rufen und sprach: „Lieber Bruder, ich bin krank und werde nimmer aufkommen. Sie wissen, wie ich gelebt habe, als Jude. Ich möchte aber als Christ sterben. Wollen Sie mich nun taufen?“ „Lieber Doctor“, erwiderte Gurland, „wenn Sie von Christo nicht mehr wissen, als Sie mir immer gesagt, kann ich Sie unmöglich taufen. Was soll Ihnen ein bloßer Idealmensch, ein Tugendheld helfen? Kann doch kein Mensch seinen Bruder erlösen, denn es kostet zu viel, daß ers muß lassen anstehen ewiglich. Wenn wir Christum nur als Menschen betrachten, und doch zu ihm beten und durch ihn selig werden wollen, so ist das Götzendienst und Selbsttäuschung.“ „Nein, nein!“ unterbrach er ihn, „das brauchen Sie mir nicht mehr zu sagen. Hören Sie mir zu. Vor zwei Monaten behandelte ich die alte Wittve N. in Ihrer evangelischen Gemeinde. Die Sanftmuth, Ruhe und Geduld, mit der sie ihr schweres Leiden trug, machte auf mich tiefen Eindruck, und ich mußte mir sagen, daß sie ihren Seelenfrieden, um den ich sie beneidete, aus einer anderen Quelle schöpfte, als aus der mir bekannten. Sie wünschte eines Tages dringend, ich möchte ihr sagen, was ich von ihrem Zustand halte? Ich that's und verhehlte ihr nicht, daß sie nur noch ganz kurze Zeit zu leben hätte. Da wurde sie ganz freudig, ihr Angesicht verklärte sich bei dem Gedanken an die Nähe des Todes, als wenns zur Hochzeit ginge. So etwas sah ich nie. ‚Herr Doctor‘, sagte die sterbende Frau, ‚ich möchte Ihnen noch gerne eins sagen, ehe ich sterbe. Sie sind ein Jude und kennen den Heiland nicht. Ohne ihn werden Sie aber nicht selig. Suchen Sie Jesum, den Sünderheiland!‘ Ich war betroffen und fragte: Woher wissen Sie, daß nur in Jesu Seligkeit für mich zu finden ist? ‚Das weiß ich‘, erwiderte die Sterbende, ‚so gewiß, als heute die Sonne uns bescheint, so wahr ein Gott im Himmel lebt, und so wahr sein Wort ist, in welchem ers gesagt hat.‘ Dabei reichte sie mir ihre Bibel und sagte: ‚Lieber Herr Doctor, ich möchte Ihnen danken für die viele Mühe, die Sie mit mir gehabt haben, und bin doch nur eine

arme Frau. Das Einzige, was ich Ihnen geben kann, ist meine Bibel. O, nehmen Sie sie zum Geschenk an und lesen Sie darin mit Gebet, so werden Sie Jesum als Ihren Heiland finden, und werden glücklich und selig werden.' Ich nahm das alte Buch aus den zitternden Händen, beschämt und bis ins Innerste gerührt, und eilte nach Hause. Es kämpfte und tobte in meiner Seele, wie bei einem Sturm. Als ich am folgenden Morgen an der Wittve Haus vorüberging, zog es mich hinein, ohne zu wissen, warum? Ich blieb aber im kleinen Vorhause stehen, denn wunderbar! eine Kinderstimme erscholl wie Engelsgesang aus dem Krankenzimmer. Es war die kleine Emilie, ihre Pflögetochter, die der Sterbenden auf ihren Wunsch ihr Lieblingslied: „Jesus nimmt die Sünder an“ mit heller Stimme sang. Ich hörte deutlich die Worte und höre sie immer noch:

Ich Betrübte komme hier  
Und bekenne meine Sünden;  
Laß, mein Heiland, mich bei dir  
Gnade und Vergebung finden!  
Eins ist, was mich trösten kann:  
Jesus nimmt die Sünder an!

Diese Worte aus Kindesmund drangen mir tief ins Herz, und in diesem Augenblick fiel es mir wie Schuppen von den Augen; ich sah, wie nackt, wie elend ich mit allen meinen guten Werken sei. Auf einmal wurde mir klar: ich bin ein alter betrogener Mann. Der Ideal-Christus ist ein Phantasiebild, das in ernsten Stunden, wo Hülfe und Trost noth thut, wie Nebel verschwindet. Ich glaube nun an Jesum Christum, Gottes Sohn, den Sünderheiland, der nicht allein für mich alten Sünder gestorben ist, nicht allein für meine Sünden, sondern auch für meine Tugenden. Im Namen dieses Jesus möchte ich getauft werden." So sprach der Arzt. Gurland sah zu seiner herzlichsten Freude, daß der Heilige Geist durch den Mund eines unmündigen Kindes in einem Augenblick mehr gewirkt an diesem gelehrten Phariseer, als er in all' der langen Zeit durch seine Disputationen. Er erhielt noch in derselben Nacht in Gegenwart mehrerer Juden, welche er eingeladen, die heilige Taufe, vor und nach welcher auf seinen Wunsch das Lied „Aus tiefer Noth schrei ich zu dir“ gesungen wurde. Er schief am folgenden Tage sanft und ruhig in dem Herrn ein und sein letztes Gebet war:

Jesus nimmt die Sünder an!  
 Mich hat er auch angenommen,  
 Mir den Himmel aufgethan,  
 Daß ich selig zu ihm kommen  
 Und auf den Trost sterben kann:  
 Jesus nimmt die Sünder an.

Diese Taufe hat auf seine Collegen, die jüdischen Aerzte, welche dabei standen, und auf die ganze Judengemeinde einen tiefen, für Viele unauslöschlichen Eindruck gemacht.

## 434.

Ein reicher Jude verließ mit seiner Frau und einem einzigen Kinde, einer liebenswürdigen Tochter, London, und fand einen schönen Aufenthalt an den fruchtbaren Ufern des Ohioflusses in Nordamerika. Unterwegs war ihm seine Frau gestorben, deshalb widmete er seine ganze Liebe der Tochter, auf deren Bildung er viel Geld gewandt hatte. Sie rebete mit Fertigkeit mehrere Sprachen, und ihr gebildeter Verstand und ihre feinen Sitten fesselten Alle, die sie sahen. Ihr Vater, der selbst eifrig an dem Glauben seiner Väter hing, hatte sie streng in diesen Grundsätzen erzogen. Nicht lange, so wurde die Tochter krank, krank zum Tode. Der Vater war untröstlich; denn sein Glaube gab ihm nur schwache Hoffnung, sie wieder zu sehen. Da rief die sterbende Tochter den tief gebeugten Vater zu sich, und sprach mit ihrer letzten Kraft: „Mein Vater! liebst du mich?“ „Du weißt, daß du mir theurer bist, als die ganze Welt!“ antwortete der Vater. „Aber, Vater, liebst du mich wirklich?“ fragte die Tochter noch einmal. „Warum machst du mir diese Schmerzen? habe ich dir denn nicht bewiesen, daß ich dich liebe?“ klagte der Vater. „Aber, theuerster Vater! ist es denn wirklich wahr, daß du mich liebst?“ wiederholte die Tochter. Jetzt konnte der Vater vor Betrübniß nicht mehr antworten, aber die Tochter fuhr fort: „Ich weiß, du hast mich immer geliebt, du warst der gütigste Vater, und ich liebe dich innigst; willst du mir eine Bitte gewähren?“ „O, mein Kind“, entgegnete der Vater, „verlange, was du willst; wenn es auch den letzten Pfennig meines Vermögens kosten sollte, was es auch sein möge, es soll dir gewährt werden; ich will es dir gewähren!“ „Ach mein Vater! ich bitte dich, sprich nie wieder gegen Jesus von Nazareth!“ Erstaunen nahm dem Vater die Sprache. „Ich

weiß“, fuhr die Tochter fort, „nur wenig von Jesus, denn mir wurde nichts von ihm gelehrt; aber ich weiß, daß er der Heiland ist zur Errettung meiner Seele; denn als solchen habe ich ihn kennen gelernt seitdem ich krank wurde. Ich glaube, er wird mich selig machen, obgleich ich ihn zuvor nie geliebt habe. Ich fühle, daß ich zu ihm gehe und immer bei ihm sein werde! Und nun, mein Vater, versage mir meine Bitte nicht; verschaffe dir das Buch, das von Jesu Christo spricht; ich bete, daß du ihn kennen lernen mögest, und ihm die Liebe schenkest, die bis jetzt mein war!“ Diese Worte hatten das vom Schmerz ohnedem zerrissene Herz des Vaters durchbohrt; er eilte aus dem Zimmer. Ehe er sich wieder gesammelt hatte und zu der sterbenden Tochter zurückkehren konnte, war ihr Geist heimgegangen. Das Erste, was der Vater that, nachdem er seine letzte irdische Freude der Erde übergeben hatte, war, daß er sich ein Neues Testament kaufte, es las, und den Unterricht eines christlichen Predigers suchte. Bald wurde auch er ein Nachfolger seines einst von ihm so verachteten Heilandes.

## 435.

N. Copernicus, der Vater der heutigen Astronomie, verfaßte selbst seine Grabschrift, die in deutscher Uebersetzung lautet:

„Gleiche Gnade mit Paulo begehrt ich nicht,  
Petri Huld verlang ich nicht, nur um die,  
So du dem Schwächer am Kreuze gewährest,  
Bitt ich ohne Raß.“

## 436.

David Brainerd fragte einst einen bekehrten Indianer, wie die Veränderung seines Herzens und Sinnes erfolgt sei. Dieser konnte ihm darauf keine bestimmte Antwort geben. Als sie aber mit einander eine Strecke Wegs in den Wald gegangen waren, blieb der Indianer stehen, sammelte einiges abgefallene Holz, legte es in einen Kreis, setzte in dessen Mitte einen Wurm und zündete das Holz an. Der Wurm, sobald er die Hitze spürte, kroch bald auf diese, bald auf jene Seite, überall war Feuer. Nachdem er unter vergeblichem Bemühen, zu entkommen, sich nach allen Seiten gewandt hatte, so kehrte er in die Mitte des Kreises zurück und streckte sich verzweifeln hin

zum Sterben. In diesem Augenblicke nahm der Indianer den Wurm in seine Hand. „Das“, sagte er, „war der Weg, den Gott mich führte. Ich sah Gottes zorniges Auge über mir leuchten. Ich versuchte es, dahinaus zu entfliehen: — da war Feuer. Ich versuchte es dorthinaus: — da war Feuer. Endlich gab ich es hoffnungslos auf und wollte sterben — da unternahm es Jesus Christus, meine Seele aufzurichten.“

## 437.

Ein reicher Hindu fragte seinen Priester, was er thun müsse, um Ruhe und Frieden der Seele zu bekommen. „Du mußt dich“, sagte der Priester, „im heiligen Flusse (Ganges) waschen.“ Er that es; ihm ward aber nicht leichter, der Fluch der Sünde drückte seine Seele ganz zu Boden. Da wurde ihm eine Wallfahrt nach einem Gözentempel aufgelegt. Er wandert 150 Stunden durch brennenden Sand, fühlt sich aber eben so fluchbeladen, als sonst. Darauf bittet er flehentlich noch einmal seinen Priester um Rath. Dieser sagt ihm: „Es soll dir geholfen werden.“ Der Hindu verspricht alles. Da wird ihm aufgegeben, er solle durch seine Sohlen spitze Nägel schlagen, sie anlegen, dann einen schweren Block auf seine Schultern nehmen, und so 50 Stunden weit gehen. Er unterwirft sich dieser harten Buße. Schon ist er 20 Stunden weit unter den entsezlichsten Qualen gegangen. Da kommt er in ein Dorf, sieht eine große Versammlung von Menschen, denen ein fremder Mann predigt. Es war ein Missionar. Er verkündigt seinen heidnischen Brüdern, daß Jesus sei das Lamm Gottes, welches der Welt Sünde trägt, und daß Er Allen, die an ihn glauben, Frieden für ihre Seelen gebe. Wie Honig schlürft der Bekümmerte diese Botschaft ein; er wirft den Block von seinen Schultern, zieht seine stachelichten Sohlen ab, und ruft mitten unter allem Volk: „Der ist's, der mir helfen kann, der ist's, den ich suche, an Ihn will ich glauben, Ihm will ich folgen.“

## 438.

Als Fr. Myconius 1510 ins Kloster ging, in der Hoffnung, da Frieden mit Gott zu finden, hatte er in der ersten Nacht einen merkwürdigen Traum. Es war ihm, als käme er in eine große Wüste ohne Baum und Gras, voller Klippen und Felsen, worin er so lange mühselig und trostlos kriechen und

sich wälzen mußte, bis er vor Mattigkeit nicht weiter konnte. Als er nun fast verschnachten will, kommt zu ihm ein Mann, wie St. Paulus gestaltet, und spricht. „Stehe auf, und folge mir nach, es soll dir besser werden.“ Er thut es, wiewohl ihm der raube Weg schwer genug ward. Allmählich kommen sie in ein schönes Thal auf eine grüne Wiese voll Blumen, Kräuter und Bäume, hören auch ein Bächlein rauschen, dessen Wasser so klar und rein ist, wie ein Krystall. Hieraus wollte Myconius nun Wasser schöpfen, um seinen Durst zu löschen. Allein sein Führer verbot es ihm mit dem Befehle, aus dem Brunnquell selbst zu trinken. Bald zeigt sich derselbe auch, und als Myconius sich hinein bückt, erblickt er darin das Bild Christi, wie er am Kreuz hängt und um seine Wunden das Wasser so roth und hell, wie Karfunkel, heraus fließt. Sein Führer stürzt ihn hinein, so daß er mit seinem Haupte die Brust Christi berührt und aus dessen Wunden sich herzlich labt. Sie gehen weiter und kommen auf ein sehr großes und zweites Feld, voll Weizen und Roggen, reif zur Ernte. „Hier ist nun der Plag“, spricht der Führer, „wo du arbeiten sollst.“ Myconius antwortet: er verstehe diese Kunst nicht, da er nie eine Sichel angerührt habe. „Ei“, entgegnete der Führer, „was du nicht kannst, wirst du wohl noch lernen.“ Sie kommen näher, und finden einen Schnitter, der mit solchem Fleiße arbeitet, als wollte er das ganze Feld allein abmähen. Der Führer befahl dem Myconius, er solle sich zu diesem Schnitter gesellen, zeigte ihm auch, wie er es machen sollte. Myconius that es, und wiewohl die Arbeit ihm im Anfang nicht recht gerieth, ging sie doch allmählich besser von statten, zumal der erwähnte Schnitter ihm hülfreiche Hand bot. Als er nun bei seiner Arbeit auf einen Hügel kommt und sieht, wie das Feld so unermesslich groß ist, fragt er, weil der Schnitter so gar wenige seien, wie viel Zeit man wohl zur Einsammlung der Früchte bedürfe? Der Führer antwortet: „Die Ernte muß vor dem Winter zu Ende sein; fahre du nur eifrig fort, wie du angefangen. Der Herr der Ernte wird hiezu schon mehr Arbeiter senden.“ Von Stund an kommen mehr Mithelfer, und als sie endlich von des Tages Arbeit müde sind, setzen sie sich mit einander an ein Bächlein, essen köstliche Speise und belustigen sich mit einem freundlichen Gespräch. Als Myconius endlich wieder in seine Kammer kommt, erblickt er an der Wand die Leidensgestalt des gekreuzigten Christi, sein Führer

aber klopft ihm auf die Brust und zeigt auf das Bild Christi mit den Worten: „Diesem mußt du gleich werden.“ Damit erwachte Myconius. Dieser Traum ist buchstäblich erfüllt. Denn 1517 kam Myconius durch Luther zur Erkenntniß Christi, und wurde einer seiner treuesten und gesegnetsten Mitarbeiter.

## 439.

Als Kaiser Ferdinand I. sterben sollte, begehrte er von seinem Beichtvater, Citandus, daß er ihm keine großen Titel beilegen möge; „denn“, sprach er, „im Tode hat sich ausgekaisert; Gott nimmt das Amt, und also auch alle Titel von mir, darum sagt nur schlechtthin: ‚Bruder Ferdinand!‘“ Zugleich hat er ihn erinnert, er solle zu ihm ja nichts anders, als von dem Blute Jesu Christi und dessen Verdienst reden. Auch sagte er unter anderem auf seinem Siechbette: es gelte ihm gleich, er lebe oder sterbe; denn er fürchte sich nicht vor dem Tode, weil Christus Jesus alles, was an demselben böß gewesen, weggethan habe.

## 440.

Laurentius Justinianus, Patriarch von Benedig, erzitterte in seinem Leben manchmal vor Gottes Gericht, allein auf seinem Todbette empfand er große Freude, daß er sagte, als er die Seinigen weinen sah: „Hintweg mit euren Thränen! Jetzt ist nicht Weinens, sondern Lachens Zeit!“ und abermal: „Entsetzet euch doch, daß ihr euch vor dem Tode fürchtet, weil unser Herr für uns den Tod erlitten hat!“

## 441.

Olympia Fulvia Morata, eine Italienerin, vermählt mit dem deutschen Arzte A. Grundler, hatte um Christi willen ihr Vaterland und alles verlassen und viel erduldet. Auf dem Todbette liegend, wurde sie gefragt, ob sie auch Anfechtung und Kummer in ihrem Herzen empfinde? Sie antwortete: „Ganze sieben Jahre her hat der Satan nicht nachgelassen, auf allerlei Art und Weise zu versuchen, ob er mich vom wahren Glauben könnte abwendig machen. Nun aber ist er nirgends zu hören und zu sehen, als wenn er alle seine Pfeile verschossen hätte, und ich empfinde nichts in meinem Herzen, als lauter Ruhe und Frieden in Christo.“ Sie sagte auch: „Ich bin



von Herzen fröhlich“, und wie ihr die Augen zu brechen begannen, sprach sie: „Euch, die ihr um mich seid, kann ich fast nicht mehr erkennen, sonst sehe ich alles mit den allerschönsten Blumen erfüllt.“ So verschied sie fröhlich und getrost im 29sten Jahre ihres Alters.

## 442.

Ursula, Freiherrin von Bromnitz, hatte ihr Zimmer mit schönen biblischen Bildern geziert; aus diesen Augenpredigten schöpfte sie in ihrer letzten Krankheit einen gar kräftigen Trost. Ihrem Siechbette gegenüber hing das Bild der Maria mit einem Kreuze in der Hand. Zudem sie dasselbe mit Thränen ansah, sagte sie: „Die hat auch das beste Theil erwählt, das nicht von ihr genommen ist; das will ich mir mit Gottes Hülfe auch nicht nehmen lassen. Ach, wie oft habe ich mich doch aus dem Bilde getröstet, wie lieb ist es mir doch jederzeit gewesen!“ Daneben hing das Bildniß Jesu Christi, wie er das verlorene Schaf auf seiner Achsel trägt. Davon sagte sie: „Ich habe mich auch auf die seligen und starken Achseln meines Herrn Jesu Christi geschmunget; er wird mich selbst tragen in die ewige Ruhe und Seligkeit, deß bin ich gewiß.“

## 443.

Der heidnische Fürst der Bulgaren, Bogoris, war ein großer Liebhaber der Jagd, und hatte an Gemälden, welche Jagdstücke vorstellten, eine ausnehmende Freude. Er ließ daher den Mönch Methodius zu sich rufen, der sich auf diese Kunst gut verstand. Als aber nun der Gerufene vor ihn trat, sprach der König nach einer besonderen Fügung der Vorsehung zu ihm: „Ich wünsche nicht, daß du mir eine Blutscene des Schlachtgetümmels oder das Würgen der Thiere auf der Jagd mit dem Pinsel darstellst. Sondern ein Gemälde möchte ich gerne von dir haben, das schon bei dem bloßen Anblick Schrecken einjagt und durch seinen Gegenstand, wie durch die Lebhaftigkeit der Farben das Gemüth erschüttert.“ Methodius, welcher wußte, daß für das Gemüth wohl nichts so ergreifend sei, als die zweite Zukunft Christi, stellte dieselbe mit allem Aufwand der Kunst in einem Gemälde dar. Auf der einen Seite befanden sich die Gerechten, welchen die Belohnungen ihrer guten Werke zugezählt werden, auf der anderen die Gottlosen, welche die Früchte des Lasters jetzt büßen mußten, in-

dem der Richter sie von sich hinweg an den Ort der Qual verwies. Als das Gemälde fertig war, machte der Anblick desselben einen so erschütternden Eindruck auf das Gemüth des Fürsten, daß die Furcht vor Gott seine ganze Seele ergriff. Jetzt ließ er sich in der Lehre des Christenthums unterrichten und wurde durch die Taufe in die Gemeinschaft der Christen aufgenommen.

## 444.

Als Alexander der Große sich auf seinem Wege durch Persien befand, wurde er durch Eis und Schnee aufgehalten. Seine Soldaten waren zuletzt so müde, daß sie nicht mehr im Stande waren, weiter zu kommen. Alexander, dies bemerkend, stieg von seinem Pferde und bahnte sich zu Fuß an der Spitze seiner Armee selber einen Weg durch Eis und Schnee. Sein Beispiel beschämte seine Nachfolger und einer nach dem andern, zuerst die Hauptleute und dann die Soldaten, folgten ihm nach und traten in seine Fußstapfen. — So sollten auch wir alle dem Heiland auf dem Kreuzwege folgen; er hat uns ein Vorbild gelassen, daß wir sollten nachfolgen seinen Fußstapfen.

## 445.

In Thorn hatten es die Jesuiten dahin gebracht, daß ein ihnen ergebenes Blutgericht den Bürgermeister Joh. Gottfried Közner, einen Mann von 66 Jahren, der seinem Könige treu gedient hatte, und zehn andere Bürger wider alles Recht und Billigkeit zum Tode verurtheilte. Als nun die Jesuiten und Dominikaner den Bürgermeister Közner im Kerker besuchten und ihn unter Vorpiegelung eines gnädigeren Urtheiles zum Uebertritt zu bewegen trachteten, entgegnete er: „Ich bin auf den evangelischen Glauben getauft, und will auch, wenn keine Gnade zu erlangen ist, darauf sterben; obgleich ich den Tod nicht verschuldet habe.“ Bei wiederholtem stärkeren Andringen gab er den Versuchern zur Antwort: „Begnüget euch mit meinem Kopfe; meine Seele soll Jesus haben!“ Am 7. December 1724 Morgens 5 Uhr wurde er zur Hinrichtung abgeführt. Da sagte er aus dem Liede: „Herzliebster Jesu! was hast du verbrochen“ den Vers her:

„Ich werde dir zu Ehren alles wagen;  
Kein Kreuz nicht achten, keine Schmach noch Plagen,  
Nichts von Verfolgung, nichts von Todes Schmerzen  
Nehmen zu Herzen.“

und setzte dann noch hinzu: „Dies soll ich nun practiciren!“ Während er sich entkleiden ließ, betete er die drei letzten Verse des Liedes: „Herr Jesu Christ, ich schrei zu dir aus tief betrübter Seele!“ Er kniete nieder, ließ sich die Augen verbinden, und indem er betete: „Herr, meinen Geist befehl ich dir!“ empfing er den Todestreich.

### Der dritte Artikel.

446.

Als auf dem Reichstage zu Augsburg 1530 viel Disputirens war von der rechten christlichen Kirche als unsrer geistlichen Mutter, fing bei einem Gastmahle Marius, der Bischof von Würzburg, an und sagte einigemale: „Ei, ich und meine Beisitzer wollen bei der Mutter, der römischen Kirche, bleiben; die hat uns gezeugt und geboren.“ Freudig antwortete ihm Brenz: „Ei, so müßet ihr auch des Vaters nicht vergessen, wollt ihr selig werden, nämlich des ewigen Gottes: denn es stehet geschrieben Joh. 1.: Die von Gott geboren sind, die sind Gottes Kinder.“ Darüber wurde Marius schamroth und zornig.

447.

Der selige Moscherosch, gestorben 1669, bezeugt seinen Kindern in seiner köstlichen Schrift: „Insomnis cura parentum, Christliches Vermächtniß oder schuldige Vorsorge eines treuen Vaters bei jetzigen hochbetrübtesten und gefährlichsten Zeiten der Seinigen“: „Gott ist mein Zeuge, daß die größte Sorge, so ich für euch trage, nicht sei, euch groß Gut und Reichthum zu erschaffen; wer solche Gedanken hat, der ist ein thörichter Vater. Mein Herz ist viel anders gesinnet. Das Eine, was noth ist, das ewig Gut macht rechten Muth, das wollt ich euch gerne mit Gott erwerben.“ — „Die evangelische Augsburgerische Confession, so man von Dr. Luther her die lutherische Religion nennt, ist die gewisseste zur Seligkeit. Dieser sollt ihr beipslichten, nicht spitzfindig, nicht grob — einfältig, schlecht und recht, so wahr euch euer Seelenheil lieb ist. Ich will euch hiermit treulich als ein Vater gewarnet und vor Gott

bezeuget haben, daß ich euch dieses nicht verhalten zu eurer Seligkeit. Thut ihr dawider — das doch Gott nicht wolle — so wird der Schaden euer allein sein: an meiner väterlichen Unterrichtung soll es, so lange mir Gott das Leben gönnet, nicht mangeln."

## 448.

Vitus Ortelius Winshemius, Professor in Wittenberg, hatte in Franken eine betagte Mutter, die dem katholischen Glauben eifrig zugethan war, und davon nicht ablassen wollte, so fleißig sie auch von ihm ermahnt wurde. Als der Doctor nach einigen Jahren wieder seine Mutter besuchte, fand er, daß sie die lutherische Lehre angenommen habe. Auf seine Frage, wie sie dazu gekommen sei, antwortete sie, sie sei in ihrem Alter bei dem Ende vieler Patienten gegenwärtig gewesen, und habe in der That gefunden, daß diejenigen, welche im papistischen Glauben gestorben, gar ein schweres Ende genommen, dagegen die Lutherischen im Glauben auf ihren einigen Erlöser und Heiland Christum Jesum gar sanft und selig eingeschlafen seien, und daß also wahr sein müßte, was Paulus sagt: Nun wir gerechtfertigt sind durch den Glauben, so haben wir Frieden mit Gott durch unsern Herrn Jesum Christum. Das habe sie betrogen, zur lutherischen Lehre zu treten, und sie danke Gott, daß er ihr solche Gnade habe widerfahren lassen.

## 449.

Francisco San Roman, ein spanischer Kaufmann, wurde 1540 nach Bremen gesandt, um daselbst eine Summe Geldes einzufordern. Als er nun dort den Freund Luthers, Magister Jakob Präpositus, predigen hörte, wurde er gründlich belehrt und ein freudiger Bekenner des Evangeliums. Nach Antwerpen zurückgekehrt, wurde er verrathen, gebunden und gefangen gesetzt. Als die Mönche ihn wegen seines Glaubens befragten, bekannte er freimüthig Christum, indem er sagte: „Um dieses Mittlers willen allein ohne alle meine guten Werke, ja! ohne allen päpstlichen Ablass hoffe ich das ewige Leben zu ererben.“ Da fragten ihn die Mönche: „Glaubst du auch, daß der Pabst zu Rom ein Statthalter Christi sei und das Haupt der Kirche auf Erden, in dessen Gewalt die Schätze der Kirche stehen, der auch über das die Gewalt habe, die Sünden zu binden und zu lösen nach seinem Wohlgefallen, und neue

Artikel des Glaubens zu machen und dieselben wieder abzu-  
thun?" Francisco erwiderte: „Ich glaube dieser Dinge keines.  
Ich halte vielmehr, daß der Pabst der rechte Antichrist sei, aus  
dem Teufel hergekommen, welcher ein Feind Christi ist, der  
Gott seine gebührende Ehre raubt, der aus Anreizung und  
Trieb des Teufels in der Welt also tobt und den ewigen Gott  
schändet und lästert, und durch seine falsche Lehre und List,  
gleich als ein reißender Wolf, die armen Schäflein Christi zer-  
streuet, verjagt, ja, endlich zerreißen und ermordet.“ Nun be-  
schuldigten ihn die Mönche, er lästere Gott. Darauf wurde  
er in eine finstere unterirdische Grube geworfen, worin er acht  
Monate lang schmachten mußte. Später wurde er mit eisernen  
Ketten belastet, auf einen Wagen geschmiedet und so dem kaiser-  
lichen Hofe nachgeschleppt, mit ihm nach Afrika gebracht, und  
dort hin und her geführt, bis der Kaiser geschlagen wurde und  
nach Spanien zurückkehrte. Dort wurde er der Inquisition  
überantwortet, die ihn auf das schrecklichste zermarterte und  
endlich als einen Ketzer verbrannte. Das geschah im Jahre  
1542.

## 450.

Bei der Kirchenversammlung zu Nicäa hatten sich auch  
einige Philosophen eingefunden, um mit den Christen zu dis-  
putiren. Besonders einer von ihnen bot mit großem Scharf-  
sinn alles auf, um die christliche Lehre zu bekämpfen. Ver-  
gebens bemühten sich die Bischöfe, ihn zu widerlegen. Da trat  
ein alter Christ auf, der in den Verfolgungen große Stand-  
haftigkeit bewiesen hatte, sonst aber von den Regeln der Welt-  
weisheit wenig Kenntniß besaß, und hub also an: „Höre,  
Philosoph, im Namen Jesu Christi. Es ist Ein Gott, der  
Schöpfer Himmels und der Erden und aller sichtbaren und un-  
sichtbaren Dinge, der alle diese Dinge durch die Kraft seines  
Wortes gemacht und sie durch die Heiligkeit seines Geistes er-  
hält. Dieses Wort, das wir den Sohn Gottes nennen, hatte  
Mitleid mit den Menschenkindern, die in Irthum und Bosheit  
dahingingen. Er entschloß sich, von einem Weibe geboren zu  
werden, unter den Menschen zu wandeln und für sie zu sterben,  
und er wird wiederkommen als Richter über alles, was die  
Menschen in der Welt gethan haben. Daß alles dieses so ist,  
glauben wir in Einsicht: gib dir also keine vergebliche Mühe,  
Dinge zu widerlegen, die durch den Glauben angenommen wer-

den müssen, oder die Art zu untersuchen, wie diese Dinge sein oder nicht sein können; aber wenn du glaubst, so sage es mir." Betroffen durch diese einfältige und doch trostvolle Anrede sagte der Philosoph: „Ja, ich glaube“, bekannte sich überwinden, und ermahnte die andern Philosophen, seinem Beispiele zu folgen, indem er sagte: „So lange nur mit Worten gestritten wurde, fehlte es mir nicht an Waffen. Aber sobald göttliche Kraft aus diesem Manne redete, konnte ich nicht widerstehen.“ Er wurde alsdann getauft und ein Christ, und die ganze Synode freute sich mit ihm.

## 451.

Im vierten Jahrhundert lebte zu Augsburg ein Weib, Namens Afra, welche sich dem Dienste der unkeuschen Göttin Venus ergeben hatte und ein Haus der Unzucht hielt. Da führte Gottes wunderbarer Rath eines Abends den Bischof Marzissus und den Diakon Felix, die beide aus Spanien nach Deutschland geflohen waren, in ihr Haus. Als nun die Abendmahlzeit bereitet war, begannen Marzissus und Felix ein inbrünstiges Gebet, ehe sie sich zu Tische setzten. Afra stand verwundert, aber, wie einst Paulus vor Damaskus, wurde sie plötzlich von der Gnade Gottes überwältigt. Sie warf sich dem Bischöfe zu Füßen, und bekannte ihm unter heißen Thränen, daß sie das verworfenste Weib in der ganzen Stadt sei. Marzissus sagte ihr, darum sei eben Jesus in die Welt gekommen, die Sünder selig zu machen. „Ach!“ rief Afra schluchzend, „meiner Sünden sind mehr, als Haare auf dem Haupte, wie kann ich von ihnen befreit werden?“ Marzissus entgegnete: „Glaube an den Herrn Jesum Christum und lasse dich auf seinen Namen taufen, so wirst du die Seligkeit ererben!“ Solche gnadenreichen Verheißungen erfüllten Afra's Herz mit nie gefühlter Freude. Sie rief ihre drei Mägde Digna, Eunomia und Eutropia herein, und erzählte ihnen die frohe Botschaft von der Vergebung der Sünden. „Wir waren“, riefen die Mägde, „deine Genossen in der Schande, so wollen wir dir auch zur Vergebung der Schuld folgen.“ Die ganze Nacht brachten alle mit Gesang und Gebet zu. Am folgenden Morgen war es Afra's erste Sorge, zu ihrer Mutter Hilaria zu eilen, und ihr freudebebeend alles zu erzählen, was vorgefallen war. Sie flehte sie an, die Boten Jesu Christi zu sich kommen zu lassen. Auch die Mutter fühlte bei diesen Worten den Zug

des Vaters zum Sohne, und als Marzissus und Felix zu ihr eintraten, warf sie sich auf die Kniee und flehte auch für sich um Vergebung ihrer Schuld. Da sprach Marzissus: „Selig bist du, die du geglaubt und dich nach dem Wort der Wahrheit gesehnt hast, noch ehe du es hörtest.“ Mutter und Tochter ließen sich nun sammt den Mägden vom Bischof im christlichen Glauben unterrichten. Sieben Tage brachten sie unter Fasten und Gebet zu, am achten wurden sie durch die heilige Taufe der Kirche Jesu Christi einverleibt. Es währte nicht lange, da war es in ganz Augsburg bekannt, daß Afra, die einst feile Dirne, dem Götzendienste entsagt habe und eine Christin geworden sei. Als bald wurde sie verhaftet und vor Gajus, den römischen Richter, geführt, der ihr befahl, den Göttern zu opfern. Afra entgegnete: „Ich war eine große Sünderin, bevor ich Gott kannte, aber jetzt will ich durch Abfall nicht neue Laster zu den alten häufen.“ „Ich weiß“, warf Gajus ein, „daß du eine Buhlerin bist, wie kannst du da Anspruch auf die Freundschaft des Christen-Gottes machen?“ Afra erwiderte: „Unser Herr Jesus hat gesagt, er sei vom Himmel gekommen, um die Sünder zu erretten. Er hat gestattet, daß einst eine Sünderin, wie ich bin, seine Füße mit ihren Thränen neckte, und hat ihr alle ihre Sünden vergeben. Ja, Jesus hat die Sünder nicht von sich gestoßen, sondern er redete mit ihnen und aß an ihrem Tische.“ Gajus: „Euer Christus wird eben kein großes Verlangen nach dir tragen. Umsonst hältst du ihn für deinen Gott; denn eine Buhlerin kann nie eine Christin genannt werden.“ Afra: „Wohl verdiene ich nicht den Namen einer Christin; aber dennoch hat Christus, unser Herr und Meister, aus lauter Gnade mich unter die Zahl seiner Gläubigen aufgenommen.“ Als der Richter drohte, er werde sie verbrennen lassen, wenn sie nicht opfere, entgegnete Afra mit Festigkeit: „Möge dieser durch so viele Sünden besleckte Leib tausend Qualen erleiden, er hat sie verdient! Meine Seele aber wird rein bleiben!“ Darauf befahl Gajus, daß sie lebendig verbrannt werde. Die Henker ergriffen die Verurtheilte und führten sie auf eine Insel im Fluße Lech unterhalb Augsburg. Hier zogen sie ihr die Kleider aus und banden sie an einen Pfahl. Dann umgaben sie den Pfahl mit Bündeln von dürrn Dornen und zündeten diese an. Afra richtete ihre Augen gen Himmel und betete: „Herr Jesus Christus, der du auf diese Erde gekommen bist, nicht um die

Gerechten, sondern um die Sünder zur Buße zu rufen, o nimm diese meine Leiden gnädig an, der du am Kreuz als Sühnopfer für die Welt dich hingegeben hast; der du, obgleich unschuldig, doch für die Sünder gestorben bist." Der Rauch erstickte ihre Stimme und sie gab unter diesen Worten den Geist auf. Ihr Leib war unverfehrt geblieben. Die Mutter und ihre Dienerinnen holten ihn in der folgenden Nacht vom Richtplatze, und begruben ihn in ihrer Familiengruft. Als Gajus davon hörte, schickte er seine Schergen ab, welche die Hilaria und ihre drei Mägde entweder zum Opfern zwingen oder tödten sollten. Als die Frauen standhaft bei ihrem Bekenntnisse blieben, wurden sie von den Kriegsknechten ergriffen und in Asra's Gruft gesperrt. Dann legten sie Reisig vor den Eingang derselben, und zündeten es an. So starben auch diese den gleichen Tod der Erstickung, wie ihre selige Vorgängerin. Der Todestag Asra's ist der 7. August. Ueber das Jahr ihres Märtyrertodes schwanken die Angaben zwischen 303 und 304.

## 452.

Im Jahre 1681 hielt Dr. J. Benedict Carpzov einem Weinschenken die Leichenpredigt. Sobald er auf die Kanzel kam und das gewöhnliche Gebet gesprochen hatte, fing er an: "Wir ertweisen jetzt die letzte Ehre Herrn N. N., vornehmem Gastwirth bei unsrer Stadt Leipzig, einem solchen Manne, der manchem vornehmen Herrn einen Römer Wein eingeschenkt, aber auch selber manchen ausgetrunken hat. Und was sage ich, trinken? Es ist bekannt, daß er selten nüchtern gewesen, und also unter die Zahl der Trunkenbolde gehört hat. An Vermahnen und Strafen hat es nicht gefehlt; ich bin in meinem Gewissen versichert, daß ich als ein Beichtvater diesfalls gethan, was mein Amt erfordert; allein die Gewohnheit und das Laster selbst war so tief eingewurzelt, daß, obivohl er vielfach versprach, davon abzustehen, er dennoch immer von neuem in solche Sünde der Trunkenheit verfiel, bis ihn der liebe Gott mit Leibeskrankheit heimgesucht, und ihn auf einem langwierigen Lager zur rechten wahren Erkenntniß und Bereuung solcher schweren Sünde gebracht hat; daher er auch begehrte, daß in öffentlicher Leichenpredigt sollte gesagt werden, daß er ein Trunkenbold gewesen und sich sehr versündigt habe, Gott aber habe ihm große Barmherzigkeit erzeiget." Und endlich sagte er, daß an der Seligkeit des Mannes niemand



zu zweifeln Ursache habe; denn es wären genugsame Kennzeichen einer wahren Herzensbuße an ihm zu sehen gewesen, er habe auch einen großen und harten Kampf müssen aushalten, ehe er durch das Zeugniß des Heiligen Geistes in seiner Seele der Vergebung seiner schweren Sünden und der Gnade Gottes versichert worden. Und nach diesem habe sich wieder eine große Glaubensfreudigkeit bei ihm gefunden, dabei er sich aber in tiefster Erniedrigung stets solcher großen erzeugten Gnade Gottes unwürdig geachtet, und habe stets die Worte Pauli im Herzen und Munde gehabt: „Unter welchen ich der Vornehmste bin; aber mir ist Barmherzigkeit widerfahren“ (1 Tim. 1, 15. ff.).

## 453.

Als eine Mutter einst ihren störrigen Sohn schlagen wollte, nahm er ihr den Stecken aus der Hand und schlug sie damit. Sofort wurde sein rechter Arm, womit er die Mutter geschlagen hatte, voller Löcher; zugleich fing seine ganze Natur an, immer schwächer zu werden. Vergeblich war aller Fleiß eines geschickten Arztes, die Löcher im Arm zu heilen, da sie vom Feuer des Allmächtigen entzündet waren; in kurzer Zeit schlug auch der kalte Brand dazu. Im Anfang war der Kranke so verstockt, daß er sein Verbrechen entschuldigen wollte. Da hielt sein Seelsorger, Philipp Fresenius, ihm mit heiligem Ernste vor, er würde bald sterben und vielleicht noch heute in die Hölle kommen. Nach einer Weile fing er an zu schwitzen und sagte: „Herr Pfarrer, es wird mir Angst!“ ja bald darauf rief er zitternd und bebend aus: „Ich bin verdammt! ich bin verdammt!“ Als ihm hierauf das Evangelium gepredigt wurde, bekam er ein großes Verlangen nach der Vergebung seiner Sünden, bat seine Mutter mit vielen Thränen um Verzeihung und wurde über die Maßen freudig über die Gnade Gottes in Christo, bis er nach einigen Stunden ruhig, sanft und selig in seinem Heilande verschied. Im Jahre 1731.

## 454.

Während des ersten schlesischen Krieges kam ein Italiener als Galanteriehändler nach Schlesien. Die Preußen nöthigten ihn, auf zwei Jahre das Handgeld als Soldat zu nehmen. Aber aus zwei Jahren wurden zehn Jahre. Da bat er seinen General um seinen Abschied. „Mein Sohn“, erwiderte dieser,

„ich darf dir ihn nicht geben; denn ich soll ja noch mehr Soldaten anwerben. Aber der König ist in der Nähe; wende dich an ihn selbst!“ „Vor den König werde ich schwerlich kommen können“, antwortete Jener; „können Sie mir den Abschied nicht geben, so werde ich ihn von Gott erhalten!“ „Was?“ sprach der General, „willst du dich etwa gar umbringen?“ „O nein“, entgegnete der Italiener; „zwar wurde ich gezwungen, Soldat zu werden, aber ich danke Gott dafür! Ja, ich bete seine Liebeshand an, die mich nach Deutschland und Schlesien führte; denn ich gelangte hier zur Erkenntniß des Evangeliums und zur Gewißheit der Gnade Gottes. Ich bin gewiß, daß ich selig sterbe, wenn ich auch heute unter Bajonetten und Kanonen sterbe!“ „Welch ein glücklicher Mensch!“ dachte der General und seufzte: „O wäre ich auch so glücklich!“ Kurz darauf kam der Befehl, gegen den Feind vorzurücken. Ganze Reihen wurden von der feindlichen Batterie todt niedergestreckt oder schrecklich verstümmelt. „Jetzt wird wohl mein Italiener seinen Abschied erhalten!“ dachte nun der General, und blickte hin nach ihm. In diesem Augenblicke kam eine Kugel und tödtete den Italiener. Da drang dem General eine Thräne in's Auge und er seufzte: „Ach Gott! der ist selig gestorben! aber ich? Ach, ich bin noch nicht bereit! Erhalte mich nur diesmal noch! Es kommt dir ja nicht auf eine Hand voll Blut an! Laß mich erst gewiß werden, daß ich selig sterbe!“ Es erhob sich darauf ein hitziges Gefecht. Der General wurde durch den rechten Arm geschossen und fiel vom Pferde. Man trug ihn sogleich vom Schlachtfelde hinweg, aber er mußte bis zum folgenden Tage unverbunden liegen bleiben. Der König erlaubte ihm, sich zu seiner Wiederherstellung nach Wernigerode bringen zu lassen. Hier ließ er einen Prediger zu sich bitten, theilte ihm den Zustand seines Herzens mit, und dessen Belehrungen wurden seiner Seele zum bleibenden Segen. Oft staunte er über die wunderbare Gnade Gottes, die ihn durch einen Italiener zu sich rief.

## 455.

Ein reicher Graf in Schlesien verbrachte sein Leben im Unglauben und im schwelgerischen Genuße sündlicher Freuden. Er hatte seine gottlosen Grundsätze schon auf seinen Jugendreisen theils in London, theils und noch mehr in Paris, dem damaligen Hauptsitze des Unglaubens, eingesogen.

Mit allem Eifer suchte er den Unglauben auch unter seinen Unterthanen zu verbreiten. Da wurde ein armes achtjähriges Bauernkind von Gott zum Evangelisten für ihn, zum Führer vom Unglauben zum lebendig, selig machenden Glauben auferlesen. Auf einem Spaziergange, den er auf seinem Gute machte, hörte er in dem kleinen Obstgarten eines seiner Unterthanen eine überaus sanft singende Kinderstimme. Bald erblickte er das singende Kind im Grafe sitzend, und glaubte zu bemerken, daß es während des Singens Thränen vergoß. Er ging sogleich in den Garten und setzte sich zu dem Kinde, dessen lebhafteste Augen ihm Theilnahme und Mitleid einspösten. Der Graf fragte das Mädchen: Warum weinst du, mein Kind? thut dir was weh? — „Nein, sondern weil ich so selig bin.“ Der Graf stutzte und fragte weiter: Warum singst du dabei? — „Weil ich den HErrn Jesum so sehr liebe.“ — Warum hast du ihn so sehr lieb? Er ist ja längst todt und kann dir also nichts Gutes thun? — „Nein, er ist nicht todt, sondern lebendig im Himmel.“ — Wäre es so, was kann er dir nützen? Wenn er dir helfen könnte, so würde er deiner Mutter Geld geben, daß sie dir bessere Kleider schaffte. — „Geld mag ich nicht, aber der HErr Jesus wird mich einmal zu sich in den Himmel nehmen.“ — Das hat dich deine Großmutter oder sonst jemand beredet. — „Nein, nein! es ist wahr und ich freue mich schon sehr darauf.“ Dem Kinde standen die Thränen in den Augen. Der Graf mußte abbrechen; denn es durchlief ihn, wie ein elektrischer Schlag. Er gab dem Kinde ein paar Viergroßchenstücke und eilte fort. Zwei Gegenstände beschäftigten nachher sein Gemüth: wie solche Begriffe in den Kopf und solche Gefühle in das Herz des Kindes gekommen sein könnten, an denen doch gewiß weder sein ungläubiger Prediger, noch der Schulmeister Antheil hätten? Sodann, wie die Seele eines achtjährigen Kindes schon des Gefühls einer so übersinnlichen und zugleich so wunderbar wirkenden Liebe fähig sein könne? Bald darauf besuchte er einen Gottesdienst, in welchem über den Spruch: „Aus dem Munde der jungen Kinder und Säuglinge hast du eine Macht zugerichtet um deiner Feinde willen, daß du vertilgest den Feind und den Rachgierigen“, einfach und herzlich geredet wurde. Zuletzt empfahl der Prediger die Kinder dem Gebet und segnenden Andenken der Gemeinde. Diese Predigt machte einen mächtigen, für Zeit und Ewigkeit entscheidenden Eindruck auf seine Seele, es durchströmten ihn Gefühle, die er

in seinem ganzen Leben nicht gekannt hatte. Die Frage des erschrockenen Verfolgers Saulus stieg aus seiner erschütterten und beklommenen Seele auf: Herr, wer bist du? was willst du, daß ich thun soll? Dann zerfloß er in Thränen, bis dieser Zustand sich in ein Gefühl süßen Trostes und Friedens auflöste. „Ich empfand“, schreibt er selbst, „eine Seelenruhe, für die ich keine Ausdrücke habe. Ich fühlte zu meinem eigenen Erstaunen, daß mir der Name Jesus sehr lieb und werth war, den ich doch vorher nie anders als mit Haß hatte nennen hören. Ja! mir war Barmherzigkeit widerfahren.“

## 456.

Zwei Jünglinge in Rußland hatten einen Mord begangen, weshalb sie in ihrem Amtsorte gestraft und gebrandmarkt wurden, und jetzt in die Verbannung nach Sibirien gehen sollten. Ehe sie abreisten, wollten sie noch einmal das heilige Abendmahl genießen; allein sie zeigten so wenig wahre Reue, daß sie vielmehr ihr Verbrechen immer noch entschuldigen wollten. Auch änderte sich das wenig, obwohl der Prediger sie oft und auf alle Weise zur Buße ermahnte. Als die Beichtrede beginnen sollte, drang das Rettengelirr der nun zum Altar nahenden Verbrecher bis in die entferntesten Winkel der Kirche — bis in das Innere auch der härteren Herzen. Der Prediger stand lautlos da. Im innersten Herzen erbebend wußte er nicht, welchen Text er nehmen sollte. Da wies ihn die gezeichnete Stirn der Mörder auf das rechte Wort. Er nahm die Bibel vom Altar und las 1 Mos. 4, 10. 11.: „Die Stimme deines Bruders Blut schreit zu mir von der Erde. Und nun verflucht seist du auf der Erde, die ihr Maul hat aufgethan und deines Bruders Blut von deinen Händen empfangen.“ Da rauschte es mächtig durch die Gemeinde; die bisher felsenharten Verbrecher stürzten bei diesen Worten beide, wie mit einem Male vom Schlage gerührt, in die Kniee, und manches andere harte Sünderherz sank mit ihnen nieder vor dem Herrn, der den starken Hammer des Gesetzes führt, Felsen zu zerschmettern. Nun hielt der Prediger den Beiden ihr Verbrechen vor, ihre grausame Härte gegen den Armen, der um sein Leben bat, und Gottes gerechte Gerichte. Aber er redete auch zu den heftig zitternden und aufschätzenden Verbrechern von dem Kreuze, das eben von der Ostersonne beschienen, auch ihnen in die finstern Herzen schien, um auch sie zu gewinnen und zu

retten. Und der Balsam aus Gilead that überschwänglich wohl den endlich zerschlagenen Herzen. Die Verbrecher zogen am dritten Ostertage weiter, Sibirien zu. Sie waren getrost und dankten dem Prediger herzlich, daß er ihnen dazu verholfen, die ersten Thränen seit jenem Morde zu weinen und dadurch eines schweren Druckes los zu werden. Nun die Verhärtung von ihnen genommen sei, hofften sie, so schwer ihnen auch ihre Strafe werden würde, Frieden und Ruhe zu finden.

457.

In Berlin hatte sich ein junger Referendar eingemietht. Dieser wurde krank, und sein Freund, ein junger Arzt, besuchte und behandelte ihn mit selbstverleugnender Liebe. Beide aber waren leider ferne von Gott und seinen Gnadenverheißungen. Als die Krankheit immer höher stieg, befahl der Arzt, daß das Bett so weit vom Fenster weggerückt werden solle, als möglich, damit das zu starke Licht nicht schädlich einwirke. So lag der Kranke denn in einer Ecke seiner Kammer, dicht an einer dünnen Wand, die sein Zimmer von dem des Wirthes trennte. Raum aber steht sein Bett dort, so hört er zuerst leise, dann immer deutlicher die Worte: „Heut lebst du, heut befehle dich; eh' morgen kommt, kann's ändern sich.“ Diese Worte wiederholen sich immer wieder; er hört noch andere, aber sie haften nicht in seinem Gedächtnisse, jene aber kann er nicht los werden; es ist, als ob sie mit unauslöschlichem Feuer in sein Herz eingeschrieben würden. Sein Freund, der Arzt, kommt wieder, um ihn zu besuchen; er ergreift seine Hand und fühlt seinen Puls und fragt ihn theilnehmend nach seinem Befinden, aber mit durchdringendem Blicke sieht ihn der Kranke an, und erwiderte auf alle Fragen nur das Eine: „Heut lebst du, heut befehle dich; eh' morgen kommt, kann's ändern sich.“ „Was ist das?“ sagt der Arzt, „du bist ganz verändert, was soll das bedeuten, dein Leiden hat nachgelassen, dein Puls ist viel ruhiger, sonst würde ich sagen, du sprächest irre und phantasiertest.“ Die einzige Antwort, die er erhält, ist: „Heut lebst du, heut befehle dich.“ Unwillig verläßt ihn der Arzt, kann aber auf seinem Wege nach Hause den Blick und die Stimme seines Freundes nicht aus seinem Gedächtnisse verwischen; und wie er ihn den nächsten Tag wieder besucht, findet er ihn viel besser und ruhiger; aber ernst und umgewandelt, mit der Bibel in der Hand; der frühere Leichtsinns war verschwunden, das Werk

der Gnade war angefangen in seinem Herzen, und auch der Arzt schenkte den Einladungen des Geistes Gottes, die durch den Mund seines Freundes an ihn ergingen, ein williges Gehör. — Wunderbar! Es hatte sich nämlich ereignet, daß gerade an dem Tage, an dem das Bett umgestellt wurde, der Sohn des Wirths seine Aufgabe in der Schule nicht gelernt hatte, die in jenem Liede aus dem Gesangbuche bestand. Der Vater stellte ihn deshalb in die Ecke, um das Lied sich fest einzuprägen, und das war gerade die Ecke, in welcher unser Fieberkranken den Morgen war hingestellt worden, und die Stube war nur durch eine dünne Wand von der des Kranken getrennt.

## 458.

Ein alter Gastwirth hatte oft geschworen, daß ihn kein Mensch dazu bringen sollte, eine Predigt anzuhören; indessen entschloß er sich, einmal in die Kapelle zu gehen, weil ihm von dem angenehmen Gesange in derselben Vieles zu Ohren gekommen war. Er bekräftigte dabei abermals mit einem Schwur, daß er kein Wort von der Predigt hören wolle. Nach dem Gesange stützte er sich mit beiden Ellenbogen auf die vordere Lehne, und hielt mit den Fingern die Ohren fest zu. Es währte aber nicht lange, so fand sich eine Stechfliege auf seiner Nase ein, welche er genöthigt war mit der Hand zu verscheuchen. In dem Augenblicke, als dieses geschah, hörte er die Worte von der Kanzel: Wer Ohren hat zu hören, der höre! Sie waren ihm ein Donner in der Seele, er hörte die Predigt bis zu Ende und wurde gründlich belehrt. Er ist seitdem selig aus der Zeit gegangen, und hat oft den wunderbaren Weg Gottes gerühmt, ihn durch eine Fliege zur Anhörung des Evangeliums zu nöthigen.

## 459.

Um das Jahr 340 nach Christo lebte am persischen Hofe ein vornehmer, stattlicher Greis, Aſthazan. Er war einst ein Christ gewesen, und hatte sich nach seinem Abfall bis zu einem Erzieher des persischen Fürsten Sapor, zu einer der ersten Stellen des Reiches, emporgeschwungen. Da schlug einst eine grausame Christenverfolgung den Erzbischof von Seleucia, Simeon, in Fesseln. Als der Gefangene an Aſthazan vorüber in den Kerker geführt wurde, stand dieser ehrerbietig auf und grüßte den Oberhirten der persischen Christengemeinden. Aber Si-

meon wandte sein Gesicht von ihm weg. „Vater“, rief Usthan, „warum siehst du mich nicht an?“ — „Christ“, erwiderte Simeon, „warum hast du die Sonne angebetet, warum deinen Gott und Erlöser verleugnet?“ Diese Worte schlugen Usthan nieder; unter Thränen riß er das prächtige Kleid, welches ihn zierte, von sich, zog ein schlechtes, schwarzes Gewand an, und setzte sich vor das Thor des Palastes, laut seinen unseligen Abfall bejammern. Sapor hörte von seinen Klagen, ließ ihn rufen, und sprach: „Was für ein Unglück hat dich in meinem Hause betroffen, daß du draußen sitzt und jammertest?“ Usthan bekannte die Ursache seines Grams, und schwur bei dem Schöpfer Himmels und der Erde, von nun an ihm, dem dreieinigen Gott, dienen zu wollen. Sapor unterdrückte voll Mitleid seinen Zorn über diese Rede, und suchte seinen greisen Lehrer mit allen möglichen Ueberredungskünsten von seinem Entschlusse abzubringen. Aber alle seine Mühe war vergeblich; da befahl er, ihn zu enthaupten. Mit Freuden vernahm Usthan dieses Urtheil und sprach: „Du weißt, mit welcher Treue ich deinem Vater und dir gedient habe. Mein einziger Lohn dafür sei, daß diejenigen, die mich hinrichten sehen, nicht etwa meinen, daß sei die Strafe einer Untreue gegen dein Reich oder sonst eines Verbrechens. Gebiete also, daß ein Herold öffentlich ausrufe: Usthan wird enthauptet, nicht wegen eines Verrathes, sondern weil er bekannte, daß er ein Christ sei!“ Gern bewilligte der Tyrann diese Bitte; denn er hoffte, durch dieses strenge Urtheil die übrigen Christen einzuschüchtern; allein er bewirkte damit nur das Gegentheil. Usthans heldenmüthiges Beispiel entflammte sie zu gleicher Standhaftigkeit.

## 460.

Der Hottentotte Cupido war ein gottloser Mensch, der Lüge, dem Betrug, der Streitsucht und besonders der Trunkenheit ergeben. Letztere warf ihn oft auf das Krankenlager, und dann sehnte er sich aufrichtig, von der Sünde der Völlerei frei zu werden; doch sobald seine Gesundheit wiederkehrte, sank er wieder in den alten Lasterdienst hinein. Vergebens fragte und suchte er hier und dort nach Mitteln, durch die ihm könnte geholfen werden. Die Einen wiesen ihn zu Zauberern und Beschwörern; das waren aber leidige Tröster. Die Andern verordneten ihm allerhand Arzneien; er verschlang sie

begierig, aber sie halfen ihm nichts. Da führte ihn der Herr einst in die Nähe von Bethelsdorp. Hier hörte er das Evangelium, daß Jesus Christus, der Sohn Gottes, ein Heiland für alle Sünder sei. Da zog Hoffnung und Freude in sein krankes Herz. „Das ist's, was ich brauche“, rief er, „das ist's!“ Nun verließ er alles und kam nach Bethelsdorp, um mit diesem Jesum bekannt zu werden, und sagte jedem, der ihm begegnete: „Freuet euch mit mir! ich habe den gefunden, der mich von meinen Sünden los machen kann.“ Dieser Cupido ist nun durch Gottes Gnade ein eifriger und muthiger Zeuge Christi unter seinen heidnischen Landsleuten geworden, und arbeitet mit ausgezeichnetem Segen an der Verbreitung des Reiches Gottes in Afrika.

## 461.

Als Aegidius Hunnius noch auf der Klosterschule zu Adelberg im württembergischen Lande war, da geschah's, daß die jungen Studenten eines Tages plauderten, und einer fing an von der Sünde wider den Heiligen Geist, daß sie nicht könnte vergeben werden ewiglich. Dies Wort drang denn in unsern jungen Aegidius, wie er selbst erzählt, als ein Todespfeil, so daß ihn Angst und Noth überfiel und der Teufel ihm zuflüsterte: Du hast die Sünde gegen den Heiligen Geist begangen! Er sagte aber von diesen Anfechtungen zu niemandem etwas, sondern über die Maßen betrübt legte er sich zu Bett. Des Nachts aber im Bette weint er und betet und schreit zum barmherzigen Gott, daß er ihn trösten wolle. Unter solchem Weinen und Flehen hat er kaum ein Weniges geschlafen. Am andern Morgen begiebt er sich sehr traurig zum gemeinschaftlichen Gebet. Ebenso traurig geht er denn auch um sechs Uhr in den Unterricht und stellt sich dort an seinen gewöhnlichen Platz. Siehe da, da liegt gerade auf seinem Platz „Die Perle“, ein geistlich Buch von Joh. Spangenberg, aufgeschlagen, und sein Auge fällt da gleich auf eine Abhandlung: was die Sünde gegen den Heiligen Geist wäre? Rasch lieft er's und siehe, die Antwort aus des Kirchenvaters Augustin Munde steht dahinter: die Sünde wider den Heiligen Geist sei eine beharrliche Unbußfertigkeit. So hat er durch Gottes Dreinschauen auf einmal Trost und Freude, und einen großen Eindruck von der Treue Gottes.



462.

Ein adeliger Landrath in Schlesien lebte in so tiefer sittlicher Versunkenheit, daß der Gedanke an Gott, Tod und Ewigkeit ganz aus seiner Seele gewichen schien. Während seine Gattin seinen Kindern den Namen Jesus lieb und theuer machte, suchte er das, was die christliche Mutterliebe in ihren Herzen aufgebaut hatte, wieder niederzureißen. Eines Tages fuhr er mit seinen beiden Kindern zu Verwandten in der Nachbarschaft. Auf dem Rückwege, in später finsterner Nacht, warf der Wagen um. Die Kinder blieben unbeschädigt, der Vater aber brach einen Arm und verletzte sich gefährlich am Kopfe. Vor Schmerz und Schrecken schrie er: „O Jesus, erbarme dich!“ Das siebenjährige Kind, voll Angst und Schrecken, sprach: „Siehst du, Vater! nun rufst du doch den Herrn Jesus an, den du nicht leiden kannst! Er wird dir gewiß helfen. Aber hab' ihn doch lieb!“ Der Vater antwortete nichts, aber die kindliche Ermahnung drang tief in seine Seele. Während seiner Krankheit besuchte das Kind ihn oft, und sagte, daß es täglich zu dem Herrn Jesu bete. Auf seine Frage: was es denn bete? antwortete es: „Daß er mir und dir und der Mutter und meiner Schwester und allen Menschen recht gnädig sein und uns besser machen möge.“ Der Vater küßte das Kind, schlug in sich und dachte: „Du hast noch nie für dein Kind gebetet, du lachst über alles Beten: und das Kind betet für seinen Vater und fühlt sich so selig dabei! Und das Kind muß seinem Vater ein Strafprediger sein! Mein Gott! willst du vielleicht durch das Kind mich zu dir rufen? Ach, ich bin den Weg der Ruchlosen gegangen! Aber kannst du, so vergib mir, und befehle mich, barmherziger Gott!“ Da der Arzt den Zustand des Kranken immer noch für gefährlich erklärte, so fühlte dieser zum ersten Male eine quälende Angst bei dem Gedanken an Tod und Gericht. Vormalz hatte er sich geäußert: „Furcht vor dem Tode verrathe eine weibische Feigheit; Furcht vor dem Gerichte zeuge von einem bösen Gewissen.“ Ein Mann müsse ein Mann sein, und als ein rechtschaffener Mann Gott und Menschen getrost unter die Augen treten können.“ So redete er jetzt nimmer. Seine Mienen und Geberden zeugten von einer geheimen, sein Inneres zernagenden Angst. Seine Gattin betete still und unablässig für ihn. Eines Tages sagte seine kleine Tochter zu ihm: „O Väterchen, du wirst gewiß wieder gesund werden, weil der

„Herr Jesus dich so lieb hat.“ Der Vater drückte weinend das Kind an sein Herz. „Gott segne dich, du Engelskind!“ sagte er, „wenn Gott mich gesund macht, so thut er es aus Liebe zu dir.“ Nach einigen Tagen ließ er seinen Prediger zu sich bitten, und sagte ihm: „Ich fühle in meinem Gemüthe jetzt ganz andere Empfindungen, als in meinen gesunden Tagen. Damals lachte ich über die Furcht vor Tod und Ewigkeit. Aber ich weiß jetzt, was diese Furcht ist. Ich habe nie beten wollen. O, wenn ich jetzt nur beten könnte! Aber was würde mir auch das Gebet nunmehr nützen? Würde es Gott nicht als Spott von mir ansehen, da ich es vormals als unnütz und als Schwachheit verachtet habe?“ Der Prediger erwiderte: „Ob unserer Sünden noch so viel wären, bei Gott ist viel mehr Gnade. Erkennen Sie Ihr Spotten über das Gebet für Sünde? O, beten Sie jetzt, daß Ihnen diese Sünde vergeben werde!“ Nach einem inbrünstigen Gebete las er ihm das Lied vor: „Mein Heiland nimmt die Sünder an“ 2c. Der Kranke zerfloß in Thränen. Beim nächsten Besuche des Pastors sagte er zu ihm: „Diese Nacht ist viel in mir vorgegangen: ich sehe jetzt meinen Irrweg und den Abgrund ein, an dem ich gestanden bin. Ich habe es gewagt, mich an den Sünderheiland, den Ihr Lied so lieblich beschreibt, zu wenden; und es war mir ganz so, als spräche eine Stimme in meinem Innern: Stehe auf, deine Sünden sind dir vergeben! Bald darauf aber war es einige Male, als spräche eine andere Stimme in mir: Du täuschst dich, Gott ist viel zu weit von dir, als daß er dich hören könnte. Bei dieser letzteren Stimme fühlte ich jedesmal einen Schauer. Sagen Sie mir, was ich thun soll.“ Der Prediger sagte:

„Und ob dein Herz sprach' lauter Nein:  
Laß Sein Wort dir gewisser sein.“

Jesus Christus hat Keinen, der zu ihm kam, getäuscht, noch zugelassen, daß er sich selbst getäuscht hätte. Und sein Lieblingsjünger sagt: So uns unser Herz verdammt, so ist Gott doch größer als unser Herz. Hören Sie auf Ihn, nicht auf Ihr Herz! Er ist derselbe gestern, heute und in Ewigkeit. Keiner ist je zu Schanden geworden, der auf ihn vertraut und auf seine Güte gehofft hat.“ Der Kranke entgegnete: „Ich danke Ihnen tausendmal, ich glaube und fühle, daß Ihre Worte Wahrheit sind.“ Nun ging mit dem Kranken eine völlige

Veränderung vor. Eines Tages sprach seine kleine Tochter zu ihm: „Väterchen, du siehst jetzt so heiter und vergnügt aus: nicht wahr, du hast den Herrn Jesum jetzt auch lieb und du wirst wieder gesund?“ Der Vater weinte, umarmte das Kind und sagte: „Ja, mein Herzenskind, ich habe ihn sehr lieb, und ich glaube, er wird mich dieses Mal wieder gesund machen. Da wollen wir, die Mutter, du und ich, ihn um die Wette lieb haben.“ Das Kind lief vor Freuden weg, und erzählte der Mutter, was der Vater gesagt hatte. Ueber Erwarten genas derselbe. Seine Befehrung bewies sich als Wahrheit. Er starb im Jahre 1809 als ein demüthiger Christ, seine Hoffnung des ewigen Lebens allein auf das vollgültige Versöhnopfer Jesu Christi gründend und seiner Kindesannahme bei dem Vater gewiß.

## 463.

Ein Predigersohn, aus M. gebürtig, verbrachte seine Schul- und Universitätsjahre mehr in Trink- und Spielhäusern, als in den Hörsälen seiner Lehrer. Taub gegen die Ermahnungen seiner Eltern mied er den öffentlichen Gottesdienst und den Umgang der Gläubigen. Endlich ließ er sich ohne Wissen seiner Eltern als Soldat anwerben, und wurde in dem letzten polnischen Theilungskriege als Wachtmeister schwer verwundet. In den sechs Jammerstunden, die er ohne alle Hülfe in Regen und Kälte auf der nassen Erde lag, litt er unbeschreibliche Schmerzen, doch noch furchtbarer waren die Angstqualen, welche seine Seele folterten. Die ganze Hölle lag offen vor ihm und sein Gewissen rief ihm beständig zu: „Siehe hier diesen Platz, es ist dein Richtplatz!“ Seine Angst war so groß, daß er versuchte, sich das Leben zu nehmen; doch war er zu schwach, den Säbel herauszuziehen. Er konnte weder weinen, noch beten; nur der Seufzer stieg im Innersten seiner Seele auf: „O mein Erbarmender!“ Endlich sank er vor Schmerzen in eine Art von Ohnmacht, worin es ihm war, als ob jemand ihm die Worte laut vorläse: „Ich ging vor dir vorüber und sahe dich in deinem Blute liegen und sprach zu dir, da du so in deinem Blute lagst: Du sollst leben. Ja, zu dir sprach ich, da du so in deinem Blute lagst: Du sollst leben.“ Als er wieder zu sich kam, fühlte er in seiner Seele Trost und Frieden, konnte Christum freudig seinen Heiland nennen und gelobte sich mit Leib und Seele ihm zum Eigenthum. Auch

leiblich wurde ihm geholfen. Er wurde in's nächste Dorf gebracht, wo er durch ärztliche Pflege sich zwar langsam, doch völlig erholte. Leider blieb er seinem Gelübde nicht treu; denn er gerieth nach und nach zwar nicht auf den Pfad grober Sünden, sondern auf den noch gefährlicheren Weg des Kaltheins, der Sicherheit und der Weltlust, und vergaß die ihm widerfahrne Barmherzigkeit. Und da auch sein Onkel, bei dem er jetzt lebte, nicht nach Gott fragte, so fand er bei ihm keine Nahrung für seine Seele, und lebte ohne Gebet, ohne Sorge für seine Seelenwohlfahrt dahin. Nach Verlauf eines Jahres that er im Garten einen unglücklichen Fall, der zur Folge hatte, daß eine seiner geheilten Wunden wieder aufbrach. Das heftig herausströmende Blut entkräftete ihn so, daß er sich nur mit äußerster Mühe in das Haus seines Oheims schleppen konnte. Da kein Mittel zur Stillung des Blutes helfen wollte, so erklärte der herbeigerufene Arzt seinen Zustand für gefährlich und die tödtliche Abzehrung unabwendbar. Das brachte ihn in große Bekümmerniß. Er weinte Tag und Nacht so lange, bis ihm die Thränen versagten. Ein frommer Handwerksmann, der für seinen Oheim arbeitete, sah ihn in seinem Jammer, blickte ihn zärtlich-mitleidig an, und fragte ihn: „Wünschen Sie ein Wort des Trostes zu haben?“ Er zog hierauf ein Spruchbüchlein aus der Tasche, und traf gleich anfangs folgende Stelle: „Ich sprach zu dir, da du in deinem Blute lagest: Du sollst leben“, Hes. 16, 6. Der Leidende zerfloß in Thränen, und erzählte dem Handwerker kurz, was ihm im Kriege widerfahren war. Als er aufgehört hatte, schwieg der Handwerker noch eine Minute und sagte dann: „Siehe, das thut Gott an einem Jeglichen zwei oder drei Mal, daß er seine Seele herumhole aus dem Verderben.“ Das war ein goldener Apfel in einer silbernen Schale für den Leidenden. „Ich fühlte ganz“, erzählt er selbst, „die Wahrheit, die Kraft, den Trost und die Lehre, die für mich in diesem Ausspruche lagen. Ohne mich mit Fleisch und Blut, noch weniger mit den Vorwürfen meines strafenden Gewissens zu besprechen, wandte ich mich ohne Umschweife zum Erbarmen meines Gottes; ich flehte den Vater der Barmherzigkeit an, daß er um seines lieben Sohnes willen mir Abtrünnigen Gnade und Vergebung meiner Verschuldungen ertheilen wolle. Er erhörte mein Flehen und erfüllte meine Seele mit Trost und Frieden. Auch segnete er die Mittel des Arztes, so daß ich abermals vom nahen Tode

gerettet wurde, gewißlich lediglich darum, daß seine Gnade und Wahrheit an mir offenbart und sein heiliger Name gepriesen werde. O, daß ich ihn forthin preisen möchte an meinem Leibe und in meinem Geiste! O, daß man in der Wahrheit von mir sagen könnte: Ihm ward viel vergeben, darum liebt er viel! Ihm, dem Barmherzigen, sei Preis und Anbetung!"

## 464.

Für den Herzog Ernst den Frommen war der Quellsprung seines Christenlebens, wie einst für Luther, jener Artikel, womit die Kirche steht und fällt: „Nun wir denn sind gerecht worden durch den Glauben.“ Er war ein Christ, welcher die Noth eines angefochtenen und eines durch Christum zur Ruhe gekommenen Gewissens kannte, dessen ganze Lebenskraft im Troste der Sündenvergebung ruhte. Bei dem Spruche: „Also hat Gott die Welt geliebt“ zc. brach er einst in die Worte aus: „Ich wollte diesen einzigen Spruch nicht für viel tausend Welten hingeben, weil er ein solcher Glaubensgrund ist, daß ihn kein Teufel umstoßen kann.“ Ein anderes Mal fand er in dem Spruche: „Siehe, das ist Gottes Lamm“ zc. einen so kräftigen Trost, daß er zu seiner Gemahlin ging und ihr mittheilte: er sei durch dies Sprüchlein ganz neu geboren worden, weil er daraus den Schluß machen könne, daß der Herr Jesus auch seine Sünden getragen. Aber nicht nur als den, der die Sünden getragen, kannte er seinen Heiland, sondern auch als den, der sie hinwegnimmt und durch „den Glauben die Herzen reinigt“. So war sein fortgehendes Gebet auf Wachsthum in der Selbsterkenntniß und in der Treue gerichtet. „Gott, lehre mich, daß ich dich und mich erkenne!“ pflegte er in die Stammbücher zu schreiben. Ruhe und Bedachsamkeit ist seinem Reden, wie all seinem Thun aufgeprägt — die Frucht jenes steten Aufblicks zu Gott, in welchem er seinen Wandel führte.

## 465.

Als Kaiser Maximilian II. im Jahre 1576 in Regensburg auf dem Sterbebette lag und sein Hofprediger Lambert Gruterus, Bischof von Neustadt, ihn besuchen wollte, bewilligte es der Kaiser unter der Bedingung, daß er von nichts anderem, als nur allein von Christi Verdienst, Tod und Auferstehung mit ihm reden wolle. „Denn dies“, sprach er, „ist meine Gerechtig-

feit, damit ich mich an meinem Ende bekleiden und verwahren will.“ Und als der Bischof solches that, und ihn fragte, ob er auf solchen Glauben abzuschneiden begehre, antwortete er: „Ja, nicht anders.“ Worauf er ruhig entschlief, nachdem er das Kaiserthum zwölf Jahre friedlich verwaltet hatte.

466.

Ein Student lag krank zu Wittenberg. Dr. M. Luther besuchte ihn und sprach: „Mein Sohn! Es stehet schlecht um dich; allem Ansehen nach wirst du diese Welt gesegnen müssen. Nun weißt du wohl, daß du ein sündliches Leben geführt. Wie willst du nun vor Gott bestehen, und was willst du ihm mitbringen?“ Der Student antwortete: „Herr Doctor! ich weiß ihm nichts anderes mitzubringen, als ein Herz mit Leid und Reue getränkt, mit Christi theurem Blut besprengt, voll Glauben, Liebe und gutem Vorsatz, das ist vor ihm der beste Schatz.“ — „Gi, bist du so gesaft“, sagte Luther, „so fahre hin, mein Sohn, in Gottes Namen, du wirst ihm ein angenehmer Gast sein.“

467.

Als der Markgraf Georg von Brandenburg 1541 seine Theologen auf das Colloquium nach Regensburg sandte, band er ihnen aufs ernsteste ein, bei der heiligen Schrift Ausspruch zu bleiben, und sprach: „Ziehet hin, aber vergebet mir das Wörtlein: Allein der Glaube macht gerecht, nicht; denn es hat Grund in der Schrift; und bleibet dabei, oder kommt in mein Land und vor meine Augen nicht wieder.“

468.

Als der Landgraf Philipp von Hessen nach der Schlacht bei Mühlberg am 24. April 1547 gefangen genommen war, und der Kaiser ihm, wenn er von der evangelisch-lutherischen Lehre abtrünnig würde, die Grafschaft Katzenellenbogen, und der Herzog Georg von Meissen versprach, ihn zum Erben aller seiner Güter und Länder zu machen, schüttelte er das Haupt und betete allezeit:

„Ich danke Dir, Christ, o Gottes Sohn,  
Daß Du mich solch's hast erkennen lan  
Durch Dein göttliches Wort.  
Verleih mir auch Beständigkeit  
Zu meiner Seelen Seligkeit.“

469.

Bartholomäus Bertlin mußte seine Landpfarre unweit Memmingen verlassen, weil er das Interim nicht annehmen wollte. Da wurde er vom Kaiser Karl V. 1551 nebst andern nach Augsburg berufen. Wohl wußte er, daß ihm und den Seinigen das Aeußerste bevorstände, wenn er beständig bliebe. Allein ob schon seine treue Ehefrau bereits drei Jahre lang mit ihm um des Evangeliums willen die bitterste Noth erduldet hatte, so war sie dadurch doch keinesweges zaghaft geworden. Denn als er sich nun von ihr verabschiedete, um nach Augsburg zu ziehen, rief sie ihm noch nach: „Lebe wohl, herzlich geliebter Mann! und hüte dich, daß du um meiner und um unserer Kinder willen der Wahrheit, für die du zum Zeugen berufen bist, das Mindeste vergibst.“ Bertlin blieb dieser Worte vor dem Kaiser eingedenk, beharrte in der Verwerfung des Interim, und duldete lieber Verfolgung, als daß er verleugnete. Ein ganzes Jahr irrte er unstät und flüchtig umher, bei Sonnenschein und Regen, Hitze und Kälte, und ertrug gelassen jedes Ungemach eines Heimathlosen. Doch durfte er endlich nach Memmingen zurückkehren, wo er sein Predigtamt mit erneuertem Eifer fortsetzte.

470.

Als Kurfürst Johann von Sachsen mit seinen Theologen 1530 auf dem Reichstage zu Augsburg erschienen war, und letztere das reine Bekenntniß des christlichen Glaubens vor Kaiser und Reich offen ablegen sollten, sprach er zu ihnen: „Liebe Herren! traut Ihr Euch nicht, Euer Bekenntniß gegen die Angriffe der Gegner aufrecht zu erhalten, so bedenket, daß Ihr Land und Leute nicht in Schaden bringet!“ „Wolltet Ihr“, antworteten diese, „nicht bei uns sein, so laßt uns allein vor kaiserlicher Majestät uns verantworten!“ „Das wolle Gott nicht!“ erwiederte der Kurfürst mit großem Eifer; „wolltet Ihr mich ausschließen? Ich will Christum auch mit Euch bekennen!“

471.

Gegen Abend des blutigen Tages von Waterloo, als der noch lebende Rest der alten kaiserlichen Garde aufgeföhrt wurde, die Waffen zu strecken, riefen die tapfern Veteranen

von vielen Schlachten aus: „Die Garde stirbt, aber sie ergiebt sich nicht!“ So wird erzählt. Also sollte der christliche Streiter bei Jesu stehen und seine Lösung sollte sein: „Keine Uebergabe!“

472.

Ein Graf war in den entsetzlichen Wahn gerathen, Gott habe ihn entweder zum Himmel oder zur Hölle prädestinirt (vorherbestimmt). Daraus schloß er: „Hat er mich zum Himmel erkoren, so kann es mir nicht fehlen, ich treibe es auch, wie ich immer wolle; denn Gottes Wort und Wahl läßt sich nicht ändern: soll ich aber verloren gehen, so wird mir meine Frömmigkeit nichts helfen.“ Diese Gedanken hatte ihm niemand anders als der Teufel eingegeben, um ihn in seinem frechen Unglauben und Lasterleben zu erhalten. Allein was geschieht? Der Graf wird krank und läßt seinen Arzt rufen. Dieser wußte gar wohl um seine gotteslästerlichen Gedanken, und um ihn zu retten, machte er einen ähnlichen Schluß: „Gnädiger Herr, es ist unnöthig, daß ich Ew. Gnaden Arzneimittel verordne. Denn ist es von Gott dem HErrn vorherbestimmt, daß Ihr dieses Lagers sterben sollt, so hilft dawider keine Arznei; sollt Ihr aber nach Gottes Willen von dieser Krankheit genesen, so wird's wohl ohne Arznei geschehen.“ Der Graf will sich indeß damit nicht abweisen lassen, sondern spricht, er solle ihm Arznei verordnen; denn es stehe geschrieben: Der Höchste habe die Arznei nicht umsonst geschaffen. Das ergreift der Arzt und sagt: „Ei wohlan, gnädiger Herr, habt Ihr das Eine gelesen, so solltet Ihr auch das Andere nicht übersehen haben. Gleichwie Gott Arznei wider die leiblichen Gebrechen geschaffen, so hat er auch Mittel verordnet, dadurch der Seele geholfen werden kann. Darum gebrauchet nicht allein die leibliche Arznei zur Cur Eures Leibes, sondern sehet auch zu, wie Ihr Eure Seele mit geistlicher Nothdurft versorgen möget.“ Durch diese Rede wird dem Grafen das Herz gerührt, daß er die Thorheit seines Irrwahns erkannte und denselben fahren ließ, und so leiblich und geistlich genas.

473.

Im Jahre 1556 starb in Wittenberg ein frommer Student, Nicolaus Gripp von Hamburg. Nachdem er die ganze Nacht vor seinem Ende sprachlos dagelegen hatte, sagte er am Mor-



gen mit lauter Stimme: „Alle, die da glauben an den Sohn Gottes, haben das ewige Leben; ich Nicolaus glaube an den Sohn Gottes, darum habe ich das ewige Leben.“ Darauf ist er selig entschlafen. Das ist der rechte Schluß, den alle wahren Christen machen, indem sie die allgemeinen Gnadenverheißungen ihrer eignen Person zueignen.

## 474.

Als Johann Friedrich, Kurfürst von Sachsen, in's Gefängniß geworfen wurde, als man ihm alle seine Bücher nahm und den Zutritt seiner Prediger ihm vertweigerte, sagte er lächelnd: „Laßt sie immerhin nehmen! Das aber weiß ich gewiß, wenn sie mir schon alles nehmen, so werden sie mir gleichwohl meinen HErrn Jesum aus dem Herzen, und das ewige Leben, das Er mit seinem Blute erworben hat, nicht nehmen können.“

## 475.

Dr. Hieronymus von Birchholz hat vor seinem Ende gesagt: daß er in der Zahl der auserwählten Gotteskinder gewiß wäre, das wollte er nicht suchen in der hohen Speculation vom geheimen Rath Gottes, sondern in Christo, der rechten Jakobs-Leiter. „Denn“, sprach er, „wer den Sohn siehet und glaubet an ihn, der hat das ewige Leben: das ist's gar, darauf lebe und sterbe ich seliglich; Christus, mein HErr, hilf mir!“

## 476.

Der fromme Herzog Ernst von Sachsen-Gotha wartete sein ganzes Leben hindurch auf die Ankunft des Todes als auf den Besuch eines guten Freundes, und als er auf dem Sterbette lag, sprach er während seiner ganzen Krankheit von nichts als der süßen Freude des ewigen Lebens und von der Liebe Jesu Christi, und fragte die Umstehenden, ob ihnen die Lehre vom ewigen Leben eben so lieblich wäre, wie ihm? Kurz vor seinem Ende rief er aus: „Ach, wenn wir doch den HErrn Jesum recht lieb hätten, wie würde sich unser Herz freuen!“ Man antwortete ihm, der HErr sei zufrieden, wenn wir ihn so liebten, als er uns selbst Gnade dazu verleihe. Da betete er mit Weinen: „Ach, herzlich lieb hab' ich Dich, o HErr! Ich bitt', woll'st sein von mir nicht fern mit Deiner Hülfe und Gnade!“ In den Augenblicken, da er den Trost und die Freude des Heiligen Geistes nicht fühlte, stärkte er sich mit Gottes Wort, auch

einmal mit Luther's Ausspruch: „Es sorgt der Kirschbaum doch nicht, wenn er auch im Winter noch so kalt steht. Ich bin zufrieden, daß ich weiß, daß Christus in den Schwachen mächtig ist.“

477.

Als im Jahre 1561 die Herzogin zu Sachsen, Katharina, mit harter Krankheit heimgesucht ward und sterben sollte, that sie ein freudiges Glaubensbekenntniß und sprach: „Auf Christi Verdienst will ich leben und sterben; ja, ich will mich an Christum hängen und an ihm bis zum Tode festleben, wie eine Klette am Rode klebet und hängen bleibt; bin's gewiß, er wird mich von sich nicht wegwerfen, sondern ewig erhalten.“

478.

Markgraf Christian von Brandenburg kam einst auf dem Platz vor der St. Peterskirche zu Culmbach zu den Predigern, die an einer Ecke der von ihm wieder hergestellten Kirche standen, um ihn zu bewillkommen, und begehrte, daß sie mit ihm unter freiem Himmel das Lied: „Auf meinen lieben Gott“ 2c. singen sollten. Das thaten diese denn auch sogleich und sangen solchen Gesang mit ihm überlaut. Unter dem Singen weinte der Fürst und mit vieler Rührung versicherte er sodann: „So gewiß ich ein Fürst auf Erden bin, so gewiß weiß und glaub' ich, daß ich einst in Christo Jesu und um seines Verdienstes willen ein Fürst Gottes im Himmel sein und bleiben werde.“

479.

Karl Wilhelm Ferdinand, Herzog von Braunschweig, erzählte folgende Anekdote, die er selbst erlebt hatte: Ein Soldat war auf dem Schlachtfelde tödlich verwundet worden und sah seinem Tode mit stiller Fassung entgegen. Mit gefalteten Händen lag der Unglückliche auf der Erde und betete. Der Herzog ritt zufällig vorüber, redete ihn mitleidig an, und erstaunte über die Ruhe dieses in seinem Blute liegenden Kriegers. „Ich habe bald vollendet“, sagte der Sterbende mit heiterer Besonnenheit, „aber ich sterbe ruhig auf das Verdienst meines Erlösers.“ „Ich möchte wohl wissen“, sagte der Herzog, wenn er dies erzählte, „ob einer unserer neuen Aufklärer in einer so peinlichen Lage mit gleicher Fassung des Gemüthes, wie dieser gemeine Soldat, aus der Welt gegangen sein würde.“

480.

Die Tochter eines angesehenen Beamten des Kaisers von Marokko hatte eine fromme Christensclavin. Die große Andacht derselben machte auf sie einen solchen Eindruck, daß sie Unterricht im christlichen Glauben bei derselben suchte. Sie fand durch sie den Trost, das Leben in Christo, welchen sie vor jedermann bekannte, obschon sie wußte, daß ein schwerer Tod auf den Abfall vom Islam gesetzt sei. Vergebens suchten Vater und Verwandte ihren Glauben wankend zu machen. Weber gute, noch böse Worte, noch die Vorstellung der unaussprechlichen Gefahren konnten ihre Liebe zu Christo mindern. Als der Kaiser hiervon hörte, ließ er sie holen, und fragte sie, ob sie eine Christin sei? Sie bejahte dies, und versicherte, mit Gottes Hülfe auch bis an ihr Ende eine Christin bleiben zu wollen. Betroffen über diese entschiedene Antwort, suchte der Sultan sie zu schrecken und drohte ihr mit dem Tode. „Ich scheue den Tod nicht“, erwiderte sie, „und will ihn herzlich gerne um meines Herrn Jesu willen leiden. Die ganze Welt wird keine so schreckliche Marter ersinnen können, die mich von ihm zu scheiden vermöchte.“ Darauf wurde sie dem Richter überliefert und zum Tode verurtheilt. Da versuchte der Sultan noch einmal, ihre Jugend zu gewinnen, machte ihr große Versprechungen und bot ihr den vornehmsten Mann nach ihm zum Gemahl an. Aber umsonst. Mit großer Freudigkeit erwiderte sie: „Die ganze Welt ist viel zu arm, Christum, meinen einigen Trost und Freude, mir abzuhandeln. Viel lieber ist mir ein seliger Tod, als eine unselige Heirath. Nur zu gewiß weiß ich, daß der muhammedanische Glaube eitel Betrug ist, und von ganzem Herzen will ich aus Liebe zu dem, der für mich gestorben ist, mein Leben verlieren!“ Hierauf wurde das Todesurtheil über sie ausgesprochen und sogleich vollzogen. Ganz unerschrocken bot sie ihren Kopf dem Beile dar, das ihn vom Rumpfe trennte.

481.

Als Wolf Georg von Schapplitz auf Domsen, kurfürstlich sächsischer General-Proviantmeister, plötzlich von einer schweren Krankheit befallen wurde, erkannte und bekannte er sich für einen großen Sünder, schlug an seine Brust und beichtete, wobei er die schönsten Trostsprüche wider die Sünde anführte. Nachdem er darauf die Absolution und Communion empfangen

hatte, sagte er: „Ach, lobe den HErrn, meine Seele“ 2c. Darauf bezeugte er: „Ach, wenn der HErr JESUS Christus nur für einen einzigen Menschen gelitten hätte, so glaube ich und bin es gewiß in meinem Herzen, daß ich derselbige Mensch bin; darauf lebe ich, darauf sterbe ich, darauf werde ich selig.“ Als sich später allerlei Versuchungen des Bösewichts einstellten, mußte er sie theils selbst mit Gottes Wort abzuwenden, theils wurde er an Trostsprüche und Gebetlein erinnert, unter andern an dies:

Ich bin getauft auf Christi Blut:  
Das ist mein Schatz und höchstes Gut,  
Deß tröst ich mich in aller Noth;  
Trog sei dem Teufel, Sünd und Tod.“

Er selbst sagte mehrmals: „HErr JESU, ich laß dich nicht; ich laß dich nicht, HErr JESU!“ Desgleichen:

Laß mich dein sein und bleiben,  
Du treuer Gott und HErr;  
Von dir laß mich nichts treiben,  
Halt mich bei reiner Lehr“ u. s. w.

So entschlief er am 4. September 1625 im Alter von 47 Jahren.

## 482.

Als unter dem Kaiser Diocletianus viele Christen grausam gemartert und hingerichtet wurden, stand Adrianus, ein junger Soldat, dabei, und sah mit Verwunderung, wie freudig sie zu ihrem so schmerzlichen Tode gingen. Deshalb fragte er sie: „Was erwartet ihr für solche Strafen? Was ist's, das euch bewegt, so große Marter und Qualen so standhaft zu überwinden?“ Sie antworteten ihm: „Wir hoffen auf die seligen Güter, welche kein Auge gesehen, kein Ohr gehört, und in keines Menschen Herz gekommen sind, welche Gott denen bereitet hat, die ihn lieben.“ Dadurch wurde er so ergriffen, daß er alsbald das Heidenthum verließ, ein Christ wurde und als Märtyrer starb, in der gewissen Hoffnung, gleichfalls die schöne Himmelskrone zu erlangen.

## 483.

Hadrianus, der geistreiche heidnische Kaiser von Rom, mußte vor seinem letzten Ende sagen: „Du meine liebe, arme, unstäte Seele, du bist bisher ein Gast und Gefährte meines Leibes ge-

wesen, wo willst du denn nun hinfahren, indem du von mir scheidest?" — Gott Lob! von uns kann ein jeder den Ort wissen, wo seine Seele hinfährt bei dem Abschied aus dieser Welt. Ein gläubiger Christ kann getrost wie der christliche Poet Erbanus Hessus sprechen, welcher auf die Frage eines ihn besuchenden Freundes: „Ei, wie steht's mit Euch? Was habt Ihr vor, daß Ihr so schwach seid, Herr Magister?" zur Antwort gab: „Ich will zu meinem lieben Herrn Christus in den Himmel fahren!"

## 484.

Da Roland, der Held, Kaiser Karls Schwestersohn, den gewissen Tod vor Augen sieht, ergreift er mit beiden Händen seine Arme, Beine und Augen und spricht: „Ich werde mit dieser meiner Haut wieder umgeben werden, mit diesen meinen jetzt schwachen, aber dann verklärten Armen werd' ich Ihn umfassen, mit diesen meinen jetzt zitternden, aber dann verklärten Füßen werd' ich Ihm entgegengehen, mit diesen meinen jetzt brechenden, dann aber verklärten Augen werd' ich Gott schauen." Das hatte er dem Hiob abgelernt, Hiob 19, 25.

## 485.

König Sigismund von Polen ging im Jahre 1548 am heiligen Ostertage sehr frühe, ehe man zur Kirche geläutet, mit wenigen Kammerjüngern in seine schöne Kapelle, besah da fleißig sein marmornes Grab, seufzte und sprach: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt, der wird mich einmal wiederum mit dieser meiner Haut umgeben und aus diesem meinem Ruhesämmerlein auf-erwecken, ja, mit diesen meinen Augen will ich alsdann meinen lieben Heiland anschauen, der heute vom Tode erstanden ist." Dann fiel er auf seine Kniee, betete bei einer halben Stunde und gab darüber seinen Geist auf.

## 486.

Als im Jahre 180 zu Autun in Frankreich das Fest der Göttin Berecynthia gefeiert wurde, und alles Volk vor ihrem Bilde, welches auf einem prachtvollen Wagen durch die Straßen gefahren wurde, auf die Kniee fiel, hielt Symphorianus es für gewissenlos, einen solchen abgöttischen Gebrauch mitzumachen, wandte sich von dem Bilde ab und betete es nicht an. Das erbitterte Volk ergriff ihn und führte ihn vor den römischen Con-

ful Heraklius. Dieser suchte ihn zu retten, da er aus einer der edelsten Familien der Stadt stammte. Doch als er drohte: „Wenn du nicht heute vor dem Bilde der Göttin niederfällst, mußt du gewiß sterben“, erwiderte Symphorianus: „Unsere Schätze sind ewig in Christo, und können durch keine Gewalt von uns genommen werden. Eure Freuden zerbrechen wie das von dem Glanze der Sonne zerspringende Glas. Unser Gott allein sichert uns die Seligkeit.“ Da gerieth der Richter in Zorn und verurtheilte ihn zur Enthauptung. Getrost ging der Jüngling zum Richtplatze. Auf dem Wege ward ihm noch eine Glaubensstärkung zu Theil. Seine Mutter stand auf der Stadtmauer, an welcher er vorüber mußte. Als er in der Mitte der Fenster daherschritt, rief sie ihm mit lauter Stimme zu: „Mein Sohn, mein Sohn, Symphorianus! Höre zu, was deine Mutter sagt! Behalte den lebendigen Gott in deinem Herzen! Fürchte diesen Tod nicht; denn er führt dich gewißlich ins Leben! Sohn, mein Sohn, hebe dein Herz hinauf! Siehe den an, der im Himmel herrscht! Heute wird dir nicht das Leben genommen, heute wird dir das wahre Leben gegeben werden!“ So sprach eine Mutter, als ihr Sohn zum blutigen Märtyrertode an ihr vorüber geführt wurde.

## 487.

Der Hauptmann Gordius aus Cäsarea war von großer Klugheit und seltener Leibesstärke und wurde für einen der trefflichsten Kriegsmänner im römischen Heere gehalten. Als er vor dem heidnischen Richter seinen Glauben bekannte, befahl derselbe, ihn auf die Folter zu spannen. Gordius erwiderte gelassen: „Ich achte es für meinen größten Gewinn, wenn ich um meines HErrn Christi willen Marter und Tod leiden soll.“ Immer höher stieg des Richters Zorn, Gordius aber richtete seine Augen gen Himmel und sang mit freudiger Stimme viele tröstliche Verse aus den Psalmen, wie: „Der HErr ist mit mir, darum fürchte ich mich nicht. Was können mir Menschen thun?“ und: „Ich fürchte kein Unglück, o Gott; denn du bist bei mir!“ Dann sagte er noch: „Kreuz, Leiden und Widerwärtigkeit, so man das alles um Gottes willen leidet, bringt gewiß mit sich ewige Freude und Seligkeit. Haben wir in Banden und Gefängniß gelegen, so werden wir uns an jenem Tage ihrer freuen. Hat man uns hier verklagt, ja, auch endlich un-

billiger Weise zum Tode verurtheilt, so werden wir dort ewige Glorie und Herrlichkeit erlangen, beides von Gott und seinen lieben Engeln. Darum sind mir alle Drohungen nur ein seliger Gottesname, von dem ich Unsterblichkeit und ewige Seligkeit ernten werde." Als der Richter sah, daß seine Drohungen vergeblich seien, versuchte er durch Freundlichkeit und Milde den kühnen Hauptmann zum Abfall zu bewegen. Er verhieß ihm mit glatten Worten seine Freundschaft und des Kaisers Gunst. Gordius entgegnete ihm lächelnd: „Kannst du mir etwas Zeitliches geben, das besser ist, als das zukünftige, ewige, selige Leben?" Nun fällt der Richter über Gordius das Todesurtheil. Inzwischen war auf dem Richtplatze eine zahllose Menschenmenge zusammengeströmt. Alle wollten sehen, was es mit dem einst so herrlichen Hauptmann für ein Ende nähme. Mitten in diesem Gedränge standen nun die Freunde und Verwandte des Gordius um ihn herum, umarmten und küßten ihn, und baten ihn mit Thränen, er möge doch nicht muthwillig in das Feuer laufen und seine jungen Jahre des fröhlichen Sonnenlichtes berauben. Andere meinten: er könne ja wohl in seinem Herzen den HErrn Christum behalten, wenn er ihn mit dem Munde verleugne; denn Gott sehe ja nicht auf die Worte, sondern auf das Herz. So könne er Gott und dem Richter genug thun. Aber Gordius blieb wie ein Felsen mitten im ungestümen Meere, und als er seine Verwandten immer heftiger weinen sah, sprach er: „Weinet nicht über mich, sondern weinet über diese Feinde Gottes, die ohne Unterlaß fromme Christen verfolgen. Ueber die, sage ich, möget ihr weinen, die uns um unseres Glaubens willen verbrennen, sich aber selbst damit am jüngsten Tage das höllische Feuer anschüren. Lasset mich zufrieden; denn ich bin aller Wege willig und bereit, alles Ungemach, ja, tausend Tode, wenn es möglich wäre, um des Namens meines HErrn Jesu willen zu leiden." Und zu denen, die ihn überreden wollten, Christum mit der Zunge zu verleugnen, sagte er: „Meine Zunge, die mir mein HErr Jesus Christus aus Gnaden gegeben hat, soll nimmermehr dahin gebracht werden, daß sie ihren Schöpfer verleugnet; denn mit dem Herzen, spricht der Apostel Paulus, glaubet man zur Gerechtigkeit, aber mit dem Munde geschieht das Bekenntniß zum Heil und zum ewigen Leben. Sollte ich nun meinen Gott verleugnen, dem ich von meiner Jugend an gebient habe, so würden mir weder Sonne noch Sterne leuchten, ja, ich glaube,

das Erdreich müßte unter mir brechen.“ Weiter sagte er noch zu seinen Verwandten: „Ihr rathet mir, daß ich meinem Leben auf Erden einige Tage zusehen möge, dagegen aber das ewige Leben verliere. Ihr rathet mir, daß ich die zeitliche Pein und Marter fliehen, mich aber der seligen Gemeinschaft des ewigen Vaterlandes berauben soll. Weil wir aber auf Erden keine bleibende Statt haben, sondern dermaleinst von hinnen scheiden müssen, so rathe ich euch, schonet doch nicht allzusehr eures zeitlichen Lebens, welches ihr ja doch bald verlassen müßet.“ Während Gordius so redete, wurde von den Henkern das Feuer zugerichtet, worin er sein irdisches Leben endete. Sein Angesicht drückte keine Furcht aus, sondern strahlte von innerer Freude, gleich als wenn er schon in die Hände der lieben Engel, und nicht erst in die der Henker und Schergen gefallen wäre. So reich getröstet blieb er bis zum letzten Athemzuge. Das geschah am 3. Januar, wahrscheinlich des Jahres 306. Alles dies ist einer Rede entnommen, welche Basilus der Große am Gedächtnistage des Märtyrers vor seiner Gemeinde gehalten hat.

488.

Christian, der christliche König von Dänemark, hat sich lange Zeit auf seinen Tod geschickt und gefreut. Da erschien ihm im Traum ein Engel, der sprach: „Christian, sei getrost, du wirst bald sterben; mit dem neuen Jahre wirst du in ein neues Leben gehen.“ Als nun der Neujahrstag angebrochen war, hieß er seinen Prediger Noviomagus ihm eine Valetpredigt halten, dann ließ er ihn zu sich entbieten, und begehrte von ihm, er solle doch mit dem andern Hofgesinde den christlichen Sterbe- oder Begräbnißgesang singen: „Nun laßt uns den Leib begraben“ 2c. Der Hofprediger aber sagte: man solle damit jetzt nur inne halten, es wäre noch nicht Zeit, und auch das Hofgesinde wollte nicht. Da hub der König an und sprach: „So will ich selber ihn anstimmen! Ich will singen, und ihr müßt mit mir singen, daß man wird sagen, der König in Dänemark habe sich selbst zu Grabe gesungen.“ Also sang er auch: „Mitten wir im Leben sind“ 2c., dann: „Mit Fried und Freud fahr ich dahin“ 2c., und sang solches allein mit fröhlichem Herzen, da die andern alle unter dem Singen betrübt und traurig waren und weinten, und entschlief am neuen Jahrestage zu Abend.



489.

Der selige Johann Arnd hielt am 3. Mai 1621 seine letzte Predigt über Psalm 126, 5. 6.: „Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten. Sie gehen hin mit Weinen und tragen edlen Samen, und kommen mit Freuden und bringen ihre Garben.“ Nach Hause gekommen, sagte er zu seiner getreuen Ehegattin: „Ich habe meine Leichenpredigt gehalten“, und mußte sich zu Bette legen. Auf Beschwerden im Halse folgte ein heftiges, die Kräfte verzehrendes Fieber; am 9. Mai empfing er das heilige Abendmahl. Am 11. Mai betete er: „Herr! gehe nicht ins Gericht mit deinem Knechte!“ schloß ein, und erwachte mit den Worten, indem er seine Augen aufhob zum Himmel: „Wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit.“ Seine Frau fragte ihn: „Wann hast du sie gesehen?“ Er antwortete: „Jetzt habe ich sie gesehen! welche Herrlichkeit ist das! die kein Auge gesehen, kein Ohr gehört hat und in keines Menschen Herz gekommen ist. Diese Herrlichkeit habe ich gesehen!“ — Abends fragte er nach der Zeit, und als man ihm sagte, es sei neun Uhr, sprach er sein letztes Wort auf Erden: „Nun habe ich überwunden!“ Unter den heißen Gebeten der Seinigen entschlief er sanft und selig. — Am 28. Mai ward unter vielen Thränen sein Leib begraben. In der Pfarrkirche zu Celle ruht seine Asche. Die Leichenpredigt war über den Text: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft“, 2 Tim. 4, 6—8. Sein Bildniß wurde in der Kirche aufgehängt, und enthielt eine lateinische Inschrift, welche verdeutscht lautet:

Arnd, der Jesum geschaut, der Welt und Teufel besiegte,  
Lebt überwindend im Wort, das er uns kündete, fort.

490.

Als Kaiser Rudolf II. sein herannahendes Ende merkte, und von seinen Räten gefragt ward, ob ihn auch darnach verlange, antwortete er: „Liebe Herren! Als ich in meiner Jugend in Spanien war und mein Vater mir einen Botschafter schickte, mich wieder in mein irdisches Vaterland zu führen, war ich darüber so froh, daß ich die ganze Nacht nicht schlafen konnte: ei, wie viel mehr soll ich denn fröhlich sein, weil mich

jetzt mein himmlischer Vater in das ewige, unvergängliche Vaterland, das mir sein Sohn durch sein eigenes Blut erworben hat, heimführt.“

## 491.

Herzog Christoph von Württemberg, der Weise genannt, welcher die Klöster in seinem Herzogthum zu löblichen Schulen umgestaltete, führte den Leibspruch:

Alles Fleisch ist Gras und muß vergehn,  
Gottes Wort allein bleibt ewig stehn.

Auf seinem Sterbebette sagte er: „Mit irdischer Arznei ist's nun umsonst; ein köhles Erbreich wird mein bester Doctor sein. Könnte ich mir schon hundert Jahr zu meinem Leben nur mit einem Heller erkaufen, so wollte ichs doch nicht thun; denn ich begehre aufgelöst zu werden und bei Christo zu sein.“ So starb er sanft und selig am 28. December 1568.

## 492.

Es geschah am andern Sonntag nach Trinitatis, da man predigte vom großen Abendmahl, daß zu Schwabach in der Kirche zwei Landsknechte sitzen und hören der Predigt zu. Als sie nun vernehmen, wie die Armen und Krüppel und Lahmen geladen worden, und für die Bettler auch noch Raum gewesen, wird dem einen sein Herz bewegt, und er sagt zu seinem Gesellen: „Walt's Gott, lieber Bruder mein, wenn wir zu Feld müssen und der Tod die Trommel dazu schlägt, daß wir alsdann auch zur Tafel Christi und seiner Heiligen angenommen werden. Wir sind auch von den Landstraßen und Zäunen her, erbarm's Gott! und rechte Bettler!“ und deutete damit auf das elende Leben, das „Bruder Reit“ (so pflegt man die Landsknechte zu nennen) führen muß, wenn kein Krieg ist und er nicht stehlen will. Wie sie nun aus der Kirche gehen, hören sie ein großes Geschrei und die Trommel schlagen durch die Gassen. Die Marktgräflichen waren unversehens herangerückt und wollten das Städtlein überfallen. Da muß der arme Landsknecht auch mit, setzt sein Helmlein auf, nimmt seinen Spieß und zieht mit seinem Fähnlein der Trommel nach, wird aber alsbald tödlich verwundet. Als nun die Marktgräflichen geschlagen sind, will sein Kamerad nach ihm sehen.

Da sitzt er an einem Baum, lebt noch und hat die Augen gen Himmel gerichtet; da aber der andere ihn fragt, wie es steht, sagt er nichts mehr als: „Bruder, es ist noch Raum da!“ und ist damit selig entschlafen.

## 493.

Joseph Addison, der berühmte Schriftsteller und Sprachkundige, der auf seinem Krankenlager viel an körperlichen Schmerzen zu leiden hatte, aber dabei eine bewundernswürdige Geduld übte, sandte, als er den Tod nahen fühlte, nach Lord Warwick, einem jungen, ausgelassenen Manne. Er kam und sagte: „Sie haben nach mir geschickt. Sie haben wohl noch Befehle zu ertheilen; ich werde solche hoch zu schätzen und zu beobachten wissen.“ „Siehe“, antwortete der Sterbende, „wie ein Christ im Frieden sterben kann!“ und entschlief sanft und selig.

## 494.

Als im Jahre 1681 die Pest in Magdeburg herrschte, da starb, wie der sel. Scriber berichtet, die Jugend vielfältig mit Freuden und großer Versicherung der Seligkeit und des Himmels. „Wir haben Kinder gehabt, die den Himmel offen gesehen, und vor Freuden gelacht, die Hände zusammengeschlagen, mit der Zunge geklatscht und mit Lust gestorben. Ich will nur ein Exempel erzählen: Ein Knäblein von neun Jahren, eines frommen Vaters frommes Kind, war während der Pestzeit immer fröhlich, sang, betete und priesete Gott zu großer Verwunderung seiner Eltern. An einem Morgen hatte es ein Gesicht, seinem Bericht nach, nicht im Schlaf, sondern wachend. Die Schlafkammer ward mit Klarheit erfüllt, und es erschien ihm ein Mann, der ihn bei Namen rief und sagte: Schicke dich und bete, über vierzehn Tage will ich wieder kommen, und dich in den Garten führen, da diese schönen Blumen wachsen. Er trug aber einen Korb, der sehr glänzte, mit überaus lieblichen und schönen Blumen, dergleichen ich, sprach das Kind, mein Lebenlang nicht gesehen. Ach! wie hab ich mich über den Glanz des Mannes und die Schönheit des Korbes und der Blumen gefreut! Indes fuhr er fort mit seinem Singen und Fröhlichsein, bis er am eilften Tage nach solchem Gesichte erkrankte. Am letzten Tage seines zeitlichen Lebens, welches der vierzehnte war, ließ er seine Mutter rufen, dankte ihr herzlich

und mit einer Rede, die man sonst von solchem Kinde nicht erwarten kann, für alle mütterliche Liebe und Treue, die sie an ihm erwiesen, für alle Mühe, die sie mit ihm gehabt, und insbesondere, daß sie ihn zur Schule gehalten und den Katechismus und viel Psalmen und Sprüche lernen lassen, wünschte ihr Gottes Gnaden-Vergeltung, befahl sie in Gottes Schutz, und ermahnte sie, daß sie seines Absterbens halber sich nicht betrüben sollte, er würde nun bald in den Garten kommen, da die schönen Blumen wachsen, davon er ihr vor vierzehn Tagen gesagt hätte. Auch bat er sie, sie möchte ihrem Handelsdiener, den er mit Namen nannte, sagen: er meinte zwar, er wollte mit einem guten Trunk Wein, den er täglich mit Lust in guter Gesellschaft zu sich nähme, sich vor der Pest verwahren; es würde ihm aber nichts helfen, er müßte mit fort, darum möchte er sich gefaßt machen, nach sieben Tagen würde er folgen müssen. (Welches auch geschehen.) Hierauf legte er sich nieder zu Bette (denn er hatte mit der Mutter stehend geredet) und fing bald nachher an mit fröhlichem Gesichte zu rufen: Ach sehet! der glänzende Mann mit seinen schönen Blumen ist da! und entschlief also in dem HErrn selig, nachdem er den Tod nicht, wohl aber das Leben geschmecket."

## 495. •

Shakespeare, der größte dramatische Dichter des Abendlandes, sagt in seinem Testament: "Ich, William Shakespeare, bei vollkommener Gesundheit und Bewußtsein, wofür Gott gedankt sei! mache und ordne meinen letzten Willen und Testament in folgender Art und Weise: Nämlich, erstlich empfehle ich meine Seele in die Hände des allmächtigen Gottes, meines Vaters und Schöpfers; hoffe und glaube sicherlich, daß ich einzig und allein durch die Verdienste Jesu Christi, meines Heilandes, des ewigen Lebens theilhaftig werde."

---

## Das dritte Hauptstück.

### Das Vater Unser.

#### Die erste Bitte.

496.

John Randolph, ein berühmter Staatsmann, schrieb einmal an einen Freund: „Ich wäre ein Gottesleugner geworden, wenn nicht meine Mutter mich gelehrt hätte, meine kleinen Hände zu falten und auf meinen Knien zu sagen: Vater unser, der du bist im Himmel!“ Also war das Gebet des Herrn ein Mittel, um diesen Mann vor dem Unglauben zu bewahren. Mütter, lehrt eure Kinder, sobald sie ihre Hände falten und Vater sagen können, das Vater Unser beten.

497.

Ein Tischlermeister in einem Dorf war Nachts in seinem Hause überfallen, geplündert und schrecklich mißhandelt worden. Der Pfarrer fand ihn nach einigen Tagen dem Tode nahe und kündete ihm sein baldiges Ende an. Der Kranke rang mit Verzweiflung. „Das kann Gott nicht zugeben!“ rief er, „meines ganzen Vermögens beraubt, soll ich noch mein Leben einbüßen und Frau und Kind im Elend lassen? Das ist unmöglich.“ Die Ungebuld des Kranken stieg trotz aller Zusprache immer höher. In dieser äußersten Verlegenheit fiel dem Seelsorger ein, daß einst sein Lehrer, der selige Professor Köcher in Jena, gesagt hatte: „Wenn Sie einst in Ihrem Amte sich einmal nicht mehr zu rathen und zu helfen wissen, so beten Sie das Vaterunser mit Anwendung einer jeden Bitte auf den gegenwärtigen Zustand und Sie werden sehen, was für eine Gotteskraft in diesem Gebete liegt.“ Der Pastor folgte diesem Rath, begann dasselbe zu beten und verweilte bei jeder einzelnen Bitte, dieselbe angemessen umschreibend. Als er geendet hatte, ermannte sich der Sterbende, der leise nachgebetet hatte, und rief laut: „Nun will ich gerne sterben, Gott hat mein Gebet erhört und mich um Jesu willen gnädig angenommen; ich sterbe selig.“ Dem Pfarrer wünschte er Gottes Lohn, dieser segnete den Kranken und bald darauf entschlief er sanft.

498.

Luthers Auslegung des Vaterunsers wurde auch in das Italienische übersetzt. Ein angesehenener Theologe, welcher nicht wußte, daß die Auslegung von Luther war, sagte davon: „Selig sind die Hände, die dies Buch geschrieben! Selig die Augen, die es lesen werden! Selig die Hände, die es beten werden!“

499.

In der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts lebte zu Sörup, in der Landschaft Angeln, im Herzogthum Schleswig, ein biederer, einfacher Landmann aus dem Bauernstande, Namens Schölting, welcher Beisitzer des dortigen Wendengerichts, einer Art Jury, — Sandmann, wie es dort heißt, — war. Als sich einst ein hartnäckiger Zwist unter Zweien seiner Nachbarn entsponnen hatte, welcher einen langwierigen, kostspieligen Proceß zur Folge haben konnte, suchte er nach Vermögen die Sache in der Güte beizulegen und die streitigen Parteien zu vergleichen. Da aber alle deshalb angewandten Bemühungen vergeblich waren, lud er sie noch einmal mit mehreren Freunden und Nachbarn zu sich ein. Als nun alle Betheiligten in seinem Hause versammelt waren, redete er sie folgendermaßen an: „Liebe Freunde und Nachbarn! Unsere Vorfahren pflegten, wenn sie zu solch' einem wichtigen Werk, als wir vorhaben, schreiten wollten, zuvor ein andächtiges Vater=Unser mit einander zu beten. Laßt uns ihrem Beispiel folgen.“ Nun entblökte er sein Haupt, und mit gefalteten Händen sprach er laut, mit Inbrunst und Andacht, das Gebet des Herrn, worin alle Anwesenden mit ihm einstimmten. Nach dem Amen wandte er sich an die streitenden Parteien und fragte: „Nun, Brüder! wollt ihr noch Proceß gegen einander führen?“ Und ergriffen vom Geist des Gebets und der Macht des Wortes sprachen Beide wie aus Einem Munde: „Nein!“ gaben sich brüderlich die Hände, und ein auf billige Grundsätze gebauter Vergleich kam zu Stande.

500.

Als Philipp Melancthon mit Luther und andern Gottesgelehrten in Torgau war, um gegen die drohenden Gefahren, in denen die Kirche Gottes schwebte, die besten Mittel und

Wege ausfindig zu machen, trat einmal eine Zeit banger Verlegenheit ein. Lange hatten sie bereits gesonnen, gesprochen und gearbeitet, und konnten immer noch keinen festen Entschluß fassen. Melancthon war eben so ermüdet, als sorgenvoll, da mußten Kinder das Werkzeug sein, sein Vertrauen auf Gott zu stärken. Er wurde einst aus dem Conferenzzimmer gerufen, und gerieth in ein anderes, in welchem die Frauen dreier Prediger unter häuslichen Geschäften ihren Kindern Gebete für die Erhaltung des Evangeliums lehrten. Das einfältige Gebet der Unmündigen hörte der Sorgenvolle mit inniger Nührung und sogleich fielen ihm die Worte ein: „Aus dem Munde der Säuglinge hast du dir eine Macht bereitet.“ Auf einmal richtete sich sein niedergedrücktes Gemüth wieder auf und mit fröhlicher Miene kehrte er in die Versammlung zurück. „Laßt uns nicht zagen“, sprach er, „ich habe soeben die Streiter gesehen, die für uns kämpfen und unüberwindlich sein werden. Es sind unsere Kleinen, deren Rufen ich jetzt gehört habe, und Gott wird, Gott kann sie nicht unerhört lassen.“

## 501.

Als Friedrich Myconius, Pfarrer und Superintendent zu Gotha, im Jahre 1541 an der Schwindsucht leidend seinen Tod erwartete, schrieb er dies an Luther mit den Worten, daß er krank liege, aber nicht zum Tode, sondern zum Leben. Luther antwortete ihm unter anderem: „Ich bitte und flehe den HErrn Jesum, welcher ist unser Leben, Heil und Gesundheit, daß er mirs zu diesem Unglück nicht kommen lasse, daß ich erleben und sehen sollte, daß Ihr oder etliche der Unsern solltet mir zuvor kommen, hindurch dringen und reißen durch den Vorhang zur Ruhe, und mich hinter euch hier in dieser falschen, argen Welt mitten unter den Teufeln lassen.“ Er schloß seinen Brief mit den Worten: „Gehabt Euch wohl, mein lieber Friedrich! Der HErr lasse mich ja nicht hören, so lange ich lebe, daß Ihr gestorben seid, sondern schaffe, daß Ihr mich überlebet. Das bitte ich mit Ernst, wills auch gewähret sein und so haben, und mein Wille soll hierin geschehen, Amen. Denn dieser mein Wille sucht die Ehre göttlichen Namens, nicht meine Ehre noch Lust.“ Als Myconius dieses Schreiben Luthers gelesen, hat es ihn gedäucht, als wenn er die Stimme Christi hörte: „Lazare, komm heraus!“ und

seine Gesundheit wieder erlangt. Auch hat Gott Luthers Gebet erhört; denn er starb am 18. Februar 1546. Myconius aber am 7. April, hat ihn also um 7 Wochen überlebt.

## 502.

Als der Kaiser Theodosius im Jahre 394 gegen die Auf-  
rührer Eugenius und Arbogastus zu Felde zog, sah er, daß der  
Feind ihm an Zahl überlegen, seine Obersten aber und sein  
ganzes Heer unmutig zu kämpfen waren. Da brachte er die  
ganze Nacht im Gebet zu und rief Christum um Beistand an,  
indem er flehte: „Hör! du weißt, daß ich aus Eifer um dei-  
nen Namen diesen Krieg wider deine und meine Feinde ange-  
fangen habe. Ist es anders, so räche es an mir. Habe ich  
es aber aus rechtmäßigen Ursachen gethan und bin ich im Ver-  
trauen auf dich bis hieher gekommen, so reiche deine Hand mir  
und meinem Volke, daß diese Heiden nicht spotten und sagen:  
„Wo ist nun ihr Gott?“ Als er darauf ein wenig ein-  
schlummerte, sah er im Gesicht zwei Jünglinge in schneeweißen  
Kleidern auf weißen Pferden, welche ihm treuen Beistand ver-  
hießen. Am andern Tage kam es zum Treffen. Der Feind  
erschien in großer Menge und nahm eine vortheilhafte Stellung  
ein. Schon schien sich der Sieg auf die Seite des Feindes zu  
neigen, da sprang der Kaiser vom Pferde, fiel auf sein Ange-  
sicht und bat ernstlich um Hülfe vom Himmel, indem er unter  
anderem sagte: „Wo ist der Gott des Theodosius?“ Als er  
noch lag und betete, erhob sich ein gewaltiger Wind, der mit  
aller Macht wider die Auführer stürmte, und die Pfeile, welche  
sie abschossen, ihnen ins Gesicht jagte. Augustinus berichtet,  
christliche Krieger, die dabei gewesen, hätten ihm bezeugt,  
der Wind habe ihnen die Pfeile, noch ehe sie abgedrückt, vom  
Bogen genommen und in die Feinde getrieben. Dadurch  
wurden die Feinde erschreckt, zerstreut und überwunden. Selbst  
der heidnische Dichter Claudianus, der sonst den Christen nicht  
günstig war, muß dies bekennen, indem er singt:

O nimium dilecte Deo, cui fundit ab antro  
Aeolus armatas hiemes: cui militat aether  
Et conjurati veniunt ad classica venti;

was ins Deutsche übersetzt lautet:

O wie hat Gott dich geliebt! denn Aeolus muß dir zu Hülfe  
Winterstürme entsenden, für dich streiten die Lüfte  
Und als Bundesgenossen erscheinen die Winde beim Heere.



## 503.

Bei Sempach standen 1400 Schweizer Hirten und Bauern mit schlechten Waffen in ihren leinenen Kitteln 1386 der ganzen Ritterschaft, den eisernen Kriegern des Herzogs Leopold von Oesterreich gegenüber. Nur eine Sorge hatte der trotzig, seiner Kraft sich bewußte Feind: es möchte der wehrlose Haufe ihm entrinnen, eh' es noch recht zur Schlacht komme. Als nun der Angriff geschehen sollte, stimmte die Schweizerschaar das Lied an: „Mitten wir im Leben sind mit dem Tod umfassen!“ fiel dann auf die Kniee und betete mit ausgebreiteten Armen. „Schaut hin“, rief einer der Ritter, „sie bitten um Gnade!“ „Ja!“ sagte ein anderer, der sich besser auf das Menschenherz verstand, „sie bitten um Gnade, aber nicht von uns, sondern von Gott, und was das bedeutet, werden wir bald erfahren!“ Und so geschah's. Das Volk, das Gott seine Ehre gegeben hatte, gewann den Sieg, und verrichtete Heldenthaten, die die Weltgeschichte nimmer vergessen wird.

## 504.

Als die Türken 1480 die Insel Rhodus belagerten, wurde dieselbe von ihnen dermaßen bedrängt, daß keine Rettung mehr möglich schien. Da ging die betrübte Bürgerschaft durch die Gassen der Stadt und schrie: „O du getreuer Gott, der du Himmel und Erde aus Nichts gemacht und allezeit die Stolzen gedemüthigt und dein Volk mit dem Schutze deiner Engel versehen hast: stehe auf und hilf uns durch Jesum Christum, deinen einigen Sohn! Erlöse uns von diesen Feinden des Kreuzes Christi, gedenke nicht unsrer Sünden, sondern deiner Barmherzigkeit, auf daß die Ungläubigen nicht sprechen: dein Sohn Jesus Christus, unser Heiland, sei kein Gott.“ Auf solch Seufzen, Schreien und Wehklagen zeigte sich plötzlich die Hülfe vom Himmel: die Feinde wurden von einem jähen Schrecken überfallen, daß sie die Belagerung aufhoben.

## 505.

Als in der Zeit der größten Bedrängniß der König Gustav Adolf von Schweden unsern Vätern zu Hülfe zog, kam er über das Meer nach Deutschland mit einem kleinen Heere, und seine Feinde nannten ihn nur den Schneekönig, dessen Macht ebenso, wie der Schnee, zergehen werde; aber auf den Fahnen

seines Heeres stand geschrieben mit goldenen Buchstaben: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein!“ Als nun sein Häuflein am 17. September 1631 bei Leipzig dem Feind unter Tilly entgegenstand und der Feind dies geringe Heer schon meinte vernichtet zu sehen, ließ er die Seinen als Schlachtgesang Luther's „Ein feste Burg“ anstimmen und das ganze Heer singen:

Mit unsrer Macht ist nichts gethan,  
Wir sind gar bald verloren;  
Es streit für uns der rechte Mann,  
Den Gott hat selbst erkoren.  
Fragst du: Wer der ist?  
Er heißt Jesus Christ,  
Der Herrre Zebaoth,  
Und ist kein ander Gott,  
Das Feld muß er behalten.“

Und als nun der ihm kämpfen half, und der Feind allenthalben niedergeworfen wurde und das Schlachtfeld mit den Fliehenden bedeckt war, da warf er sich mitten unter den Todten und Verwundeten auf die Kniee und rief laut: „Das Feld muß Er behalten.“

## 506.

Am Morgen des 5. December 1757, als 30,000 Preußen unter der Führung Friedrichs des Großen 90,000 Oestreichern, die sich auf ihre Stärke verließen und höhnisch sie nur die Berliner Wachtparade nannten, schlagfertig auf dem Blachfeld beim Dorfe Leuthen in Schlesien gegenüber standen, wurde als feierlicher Morgensegen von den Soldaten im preussischen Lager aus freien Stücken von dem Liede: „O Gott, du frommer Gott“, der 2. Vers: „Gieb, daß ich thu mit Fleiß“ 2c., angestimmt und die Feldmusik fiel dazu ein. Ein Befehlshaber fragte den König, ob die Soldaten schweigen sollten? Der aber versetzte: „Nein, lasse Er das, mit solchen Leuten wird mir Gott heute gewiß den Sieg verleihen!“ Darauf gab er den Befehl zum Angriff, sprengte an den Reihen seiner Krieger hinunter und rief den sich entfaltenden Schlachthaufen zu: „Nun, Kinder, frisch heran! In Gottes Namen!“ — „In Gottes Namen!“ hallte es wieder von Glied zu Glied, und in drei Stunden war der Sieg ersochten. Fast das ganze feindliche Geschütz ward erbeutet und 21,000 Mann wurden gefangen. Dem König selbst entfuhr bei dieser Gelegenheit die Worte: „Mein Gott, welche Kraft hat die Religion!“

## 507.

Jener tapfere Kriegsoberste, ein Lüneburgischer Edelmann, der elf Siege wider die Feinde erhalten, hatte den Gebrauch, daß er, ehe er sich mit dem Feinde schlug, vom Pferde sprang und auf den Knien herzlich und mit großer Andacht das Vater-unser betete. Darauf setzte er sich wieder zu Pferde und rief mit heller Stimme: „Ich hab's Ihm gesagt!“ anzudeuten, er sei nun dem Schutze Gottes ergeben, und hat alsdann ritterlich und mit Freuden den Feind angegriffen.

## 508.

Als im Jahre 1812 Napoleon I. in Rußland einbrach, da erhob sich das ganze russische Volk wie Ein Mann, und wurde in seinem Muth vorzüglich auch durch die öffentlichen Kirchengebete bestärkt; denn der russische Kaiser Alexander hatte befohlen, daß man in seinem ganzen Reiche Gott um Abwendung der drohenden Gefahr bitten solle. Als Napoleon von diesen Gebeten wider ihn hörte, sprach er: „Mit Gebeten wollen sie mich also schlagen: zwischen dem Kaiser Alexander und mir entscheiden nur Bajonette; ich werde mit meinen 500,000 Kriegern nach Moskau vordringen und ihre Gebete zu Schanden machen!“ Doch bald ereilte ihn und die „große Armee“, auf die er so stolz war, ein furchtbares Gericht Gottes. Denn als er mit seinem Heer in Rußland war, trat eine unerhört grimme Winterkälte ein, welche demselben den Untergang bereitete. Von den 610,000 Kriegern, die er nach Rußland führte, kehrten nur 1600 in kampffähigem Zustande über den Niemen zurück; und Napoleon selbst, dem Verderben, als armseliger Flüchtling verkleidet, auf einem Bauernschlitten enttrinnend, mußte bekennen, daß vom Erhabenen zum Lächerlichen nur ein Schritt sei.

## 509.

Ein kleiner afrikanischer Neger von 10 Jahren hörte die Predigt eines Missionars und wurde tief ergriffen. Als sein Herr, ein alter Feind der Missionare, davon hörte, befahl er ihm, nie mehr dahin zu gehen, mit der Drohung, er werde zu Tode gepeitscht werden, wenn er es wieder thue. Der arme Knabe kam durch diesen Befehl in einen traurigen Zustand; er konnte kaum sich enthalten, zu gehen, wußte aber auch, daß er in diesem Falle unvermeidlich sterben müsse. In dieser Be-

drängniß seines Herzens suchte er Rath und Hülfe bei dem Thron der Gnade, und fühlte bald, daß es seine Schuldigkeit sei, ruhig zu harren, an den Geschäften seines Herrn nichts zu versäumen, und übrigens sich der Gnade Gottes zu überlassen. Er ging also in die Predigt und wurde bei seiner Rückkehr vor seinen Herrn gefordert, der ihm nach vielen heftigen Reden 25 Peitschenhiebe geben ließ und hierauf mit gotteslästerlichem Spotte zu ihm sagte: „Was kann nun Jesus Christus für dich thun?“ „Er gibt mir Kraft“, sagte das arme Kind, „dies geduldig zu ertragen.“ „Gebt ihm noch fünf und zwanzig!“ sagte der grausame Herr. Es geschah. „Was kann Jesus Christus nun für dich thun?“ fragte der Herr abermals. „Er hilft mir an eine künftige Vergeltung denken“, erwiderte der kleine Dulder. „Gebt ihm noch fünf und zwanzig!“ schrie sein Herr vor Wuth ganz außer sich. Es geschah; und indem er mit wilder Freude sich an dem Wehklagen seines sterbenden Schlachtopfers ergötzte, fragte er wieder: „Was kann Jesus Christus nun für dich thun?“ Der junge Märtyrer antwortete mit der letzten Kraft seiner brechenden Stimme: „Er hilft mir für dich beten, Herr!“ — und verschied.

## Die andere Bitte.

510.

Als im Jahre 1530 der Reichstag zu Augsburg gehalten wurde und die Gefahr für die Evangelischen immer drohender wurde, eilte Luther in seine Kammer und begann eifrig und heftig zu beten. Bald darauf kam er wieder und sprach mit Freuden: „Vicimus!“ d. i. wir haben gesiegt. Man hat nachher erfahren, daß in derselben Stunde auf dem Reichstage der Beschluß gefaßt wurde, daß der evangelischen Lehre halben niemand gefährdet werden solle.

511.

Als im Jahre 304 der kaiserliche Befehl, den Göttern zu opfern, in Konium bekannt gemacht wurde, entfernte sich Zuzitta, eine Lykaonierin von hoher Abkunft, aus dieser ihrer Vaterstadt, um nicht einem selbsterwählten Märtyrertum entgegen zu gehen. Von allen ihren Schätzen nahm sie nur ihr

drei Jahre altes Söhnchen, Cyricus, und zwei treue weibliche Diensthoten mit sich. In Tarsus aber wurde sie ergriffen, nach Ikonium zurück gebracht und vor den Statthalter Alexander geführt. Sie gestand freimüthig, daß sie eine Christin sei. Wegen dieses Bekenntnisses wurde sie auf die Folter gebracht, ertrug aber alle Qualen mit großer Geduld. Nur das Kind weinte bitterlich, als es seine Mutter so leiden sah, und wollte durchaus zu ihr hin. Selbst das harte Herz des Statthalters wurde von diesen Thränen gerührt, und da ihn die besondere Schönheit des Knaben anzog, nahm er ihn auf seinen Schooß und suchte ihn zu beruhigen. Das Kind aber weinte immer heftiger, rief seine Mutter unaufhörlich mit Namen, und als es doch nicht zu ihr gebracht wurde, fing es plötzlich an, ihre Worte nachzuahmen und rief laut: „Ich bin ein Christ! Ich bin ein Christ!“ Dieser rührende Ausdruck kindlicher Unschuld, der ein Felsenherz hätte erweichen sollen, verwandelte aber des Statthalters Mitleid in plötzliche Wuth. Er schleuderte den Knaben so wüthend zur Erde, daß sein Gehirn auf dem Boden umherspritzte. Die standhafte Mutter hatte diese gräßliche That von ihrem Schmerzenslager mit ansehen müssen. Aber so sehr auch ihr Mutterherz blutete, dankte sie doch Gott mit lauter Stimme, daß ihr Kind ihr vorausgegangen sei und sie wegen seines künftigen Schicksals nicht mehr besorgt zu sein brauche. Um ihre Qualen zu vermehren, ließ der wilde Statthalter siedendes Pech auf ihre Füße gießen und ihre Seite mit spitzen Haken zerreißen. Endlich verurtheilte er sie zur Enthauptung. Sie wurde an den Ort geführt, wo man die Verbrecher zu begraben pfl egte. Hier fiel sie auf ihre Kniee und betete: „Ich danke dir, o mein Gott, daß du meinen Sohn zuerst in dein Reich versetzt hast. Würdige nun auch deine Wagn, so unwürdig sie dessen ist, daß sie dort aufgenommen werde! Führe mich, wie die klugen Jungfrauen, in die hochzeitliche Kammer ein!“ Als sie dies gesprochen, schlug ihr der Henker das Haupt ab. Das war am 15. Juli.

512.

Vasilius der Große gebrauchte in seiner letzten Krankheit einen jüdischen Arzt, der ihm im Hinblick auf seine große Schwäche erklärte, daß er den Abend nicht überleben werde. Vasilius fragte ihn: „Wie aber? wenn ich auch den andern Tag noch überleben werde?“ Der Jude antwortete, wenn das

geschähe, wolle er von Stund an ein Christ werden. Da bat Basilus Gott den HErrn um Verlängerung seines Lebens, nur daß der Jude noch bekehrt werden möchte. Und Gott erhörte sein Gebet. Denn des Morgens um drei Uhr stand er von seinem Siechbette frisch und gesund auf, ging in die Kirche und taufte den Juden, den er zuvor durch keine Schrift gewinnen konnte. Nach der Taufe ging Basilus wieder nach Hause, legte sich nieder und starb seliglich.

## 513.

Monika behandelte Alle mit solcher Liebe, als wäre sie Aller Mutter, und mit solcher Demuth und Ehrerbietung, als wäre sie Aller Kind. Eifrig lag sie dem Gebete und den Uebungen der Gottseligkeit ob, fleißig besuchte sie die Kirche, und mit der größten Treue erzog sie ihre Kinder in der Zucht und Vermahnung zum HErrn. Doch ihr Sohn Augustinus wurde für sie ein rechtes Schmerzenskind. Frühe schon wucherte in seinem Herzen der Same der Sünde mächtig empor. Einst als Redner zu glänzen, war seiner Wünsche höchstes Ziel. Auf der hohen Schule in Carthago wurde er vollends verführt. Dort fröhnte er allen fleischlichen Lüsten, lebte in wilder Ehe, und ergab sich leidenschaftlich der Sterndeuterei und dem Theaterbesuche. Von der christlichen Religion sagte er sich völlig los, indem er offen zu der lästerlichen Secte der Manichäer übertrat.

So kehrte er, ein Abtrünniger, wenn auch reich an Kenntnissen, in seine Vaterstadt Tagaste zurück. Monika verzehrte sich in bitterem Gram über den Abfall ihres theuren Erstgeborenen. Tag und Nacht flehte sie unter vielen Thränen für ihn zu Gott, bis ihre Kniee wund und ihre Hände müde wurden von allem Ringen, und bis die Stimme unter ihrem Schluchzen versagte. Auch ermahnte sie den Sohn selbst mit aller Innigkeit eines liebenden Mutterherzens unter heißen Thränenströmen. Doch alles schien vergeblich. Da tröstete sie Gott durch einen wunderbaren Traum. Ihr war es, als stünde sie auf einem Richtschie, und es erschiene ihr ein glänzender Jüngling, der sie holdselig anlächelte und fragte: „Warum verzehrst du dich im Harm?“ Und als sie erwiderte, daß sie das Verderben ihres Sohnes bejammere, hieß er sie getrost um sich schauen, und sprach: „Wo du stehst, steht ja auch er!“ Sie erzählte diesen Traum ihrem Sohne, und als dieser ihn dahin deutete, daß sie zu seiner Lehre übergehen, aber er nicht zu der

ihrigen zurückkehren werde, erwiderte sie schnell: „Nein, nein! Er sagte nicht, wo er, da auch du, sondern wo du, da auch er!“ Doch machte dieser Hoffnungsstrahl sie nicht laß in treuer Fürbitte; sie fuhr vielmehr fort, mit Seufzen und Thränen im Gebete um sein Heil zu ringen. Als sie einst weinend einem gottseligen Bischofe das Verderben ihres Sohnes klagte, rief derselbe tief bewegt aus: „Laß ab! denn so wahr du lebst, es ist nicht möglich, daß ein Kind so vieler Gebete und Thränen verloren gehe!“ Oft hat nachher die Mutter dem Sohn erzählt, daß ihr dieser Ausruf wie ein Wort vom Himmel herab in's Herz gedrungen sei.

Doch gerade jetzt schien es, als ob all ihr Hoffen verloren sein sollte. Dem Augustinus wurde der Aufenthalt in der Nähe seiner Mutter immer unerträglicher. Er beschloß, nach Rom zu gehen. Als er dies seiner Mutter mittheilte, erklärte sie ihm, daß sie ihn dahin begleiten werde. Dies Vorhaben kam dem Augustinus sehr ungelegen. Um seine Mutter los zu werden, machte er allerlei Vorwände, und als diese vergeblich waren, nahm er endlich seine Zuflucht zu einer Lüge. Er führte seine Mutter zum Strande hinab, sagte ihr dann, daß sie erst noch auf günstigen Wind warten müßten, und überredete sie, die Nacht in einer naheliegenden Kapelle zuzubringen, indessen er einen Freund besuchen wolle. Während nun die treue Mutter in der Nacht mit heißen Thränen für ihn zu Gott betete, schiffte er sich ein und segelte mit günstigem Winde davon. Als Monika am andern Morgen an den Strand kam und das Schiff nicht mehr sah, jammerte sie laut. Traurig kehrte sie heim; doch fuhr sie fort, ernstlich und unablässig für ihren Sohn zu beten.

Bald nach seiner Ankunft in Rom fiel Augustinus in eine tödliche Krankheit. Daß er nicht in seinen Sünden, als ein vom heiligen Glauben Abgefallener, starb, schreibt er später selbst allein den Gebeten seiner gottseligen Mutter zu. Nach seiner Genesung wurde er nach Mailand zum öffentlichen Lehrer der Beredsamkeit berufen. Dort besuchte er aus Neugierde die Predigten des Ambrosius, der wegen seiner Beredsamkeit in hohem Ruhme stand. Die Worte, welche er hier hörte, fingen an zu zünden; er ließ sich unter die Zahl der Katechumenen aufnehmen. Als Monika davon hörte, schiffte sie ihm nach. Während der Fahrt entstand ein schrecklicher Sturm; doch Monika war so glaubensfreudig, daß sie den zagenden Schiffern Muth einsprach und ihnen eine glückliche Ankunft verhieß. Als Mo-

nika in Mailand ankam, gestand ihr Augustinus, daß er zwar nicht mehr Manichäer, aber auch noch kein Christ sei. Doch Monika erwiderte: „Ich glaube sicherlich, daß ich, ehe ich aus diesem Leben scheide, dich noch als einen wahren Christen erblicken werde.“ Und in dieser festen Zuversicht ist sie nicht zu Schanden geworden. Endlich kam es in Augustinus' Herzen zum entscheidenden Kampfe. Auf seinen Knien rief er unter Strömen von Thränen den HErrn um Gnade an. Und siehe! da hörte er neben sich eine Stimme, wie die eines singenden Kindes: „Nimm und lies! Nimm und lies!“ Hastig griff er nach der heiligen Schrift. Indem er eine Abschrift der Briefe des Apostels Paulus entrollte, waren die ersten Worte, auf die sein Auge fiel: „Nicht in Fressen und Saufen, nicht in Kammern und Unzucht, nicht in Haber und Neid, sondern ziehet an den HErrn Jesum, und wartet des Leibes, doch also, daß er nicht geil werde.“ Röm. 13, 13. 14. Der Heilige Geist gab ihm Kraft, hiez zu von ganzem Herzen Ja und Amen zu sprechen. Denn mit jenen Worten war zugleich ein helles Licht in seine Seele gefallen, und die Nacht des Zweifels floh. Frohlockend vernahm Monika von ihm das Borgesallene und bald darauf, Ostern 387, hatte sie die Freude, daß er getauft wurde, und sich entschloß, der Kirche als Prediger zu dienen. Monika fühlte nun, daß ihre Aufgabe auf Erden erfüllt sei; weshalb sie bald darauf zu Augustinus sagte: „Sohn, nun hat dies Leben keinen Reiz mehr für mich. Ich weiß nicht, was ich hier noch thue und warum ich hier noch bleiben soll, da mir keine Erdenhoffnung mehr übrig ist. Eins war es ja nur, weshalb ich in diesem Leben noch zu weilen wünschte, dich nämlich noch als Christen zu schauen, ehe ich stürbe. Gott hat meine Hoffnung über alles Erwarten erfüllt, da ich sehe, daß du sein Knecht bist. Was soll ich nun noch länger hier weilen?“ Ihre Sehnsucht wurde erfüllt. Nach wenigen Tagen entschlief sie im HErrn, betweint von ihrem Sohne Augustinus, um dessen Befehrung sie zwanzig lange Jahre gebetet hatte.

## 514.

Der fromme Theologe Dr. Philipp Jakob Spener hatte einen Sohn, der zwar ausgezeichnete Fähigkeiten besaß, aber höchst ungerathen war. Alle Mittel der Liebe und des Ernstes waren fruchtlos geblieben; endlich konnte der Vater nur noch beten, der liebe Gott möchte seinen Sohn doch noch retten,



wann und wie? das überlasse er ihm. Einige Zeit darauf erkrankte der verlorene Sohn sehr heftig und lag mehrere Wochen, aber beinahe stumm und bewegungslos, in großen, innerlichen Kämpfen da. Auf einmal erhob er die Hände, und rief aus gepreßter Brust: „Die Gebete meines Vaters umringen mich wie Berge!“ Nach einiger Zeit hörten jene innerlichen Kämpfe auf, Ruhe verbreitete sich über sein ganzes Wesen; auch die Gewalt der Krankheit war gebrochen. Er war leiblich und geistig gerettet und von nun an ein anderer Mensch. Kurz vor seinem Tode hatte Spener noch die erquickende Freude, seinen Sohn als einen rechtschaffenen Mann in einem bedeutenden Amte und glücklich verheirathet zu sehen.

## 515.

Zu dem frommen Pfarrer Flattich in Württemberg brachte ein Oberamtmann seinen Sohn mit der Bitte, denselben in Zucht und Unterricht zu nehmen. „Ich muß Ihnen gestehen“, sagte der Beamte, da er mit dem Pfarrer allein war, „daß mein Sohn ein ganz desperater Mensch ist, an dem bisher alle Lehre, alle Zucht und Strafe verloren waren. Ich habe den Buben im Guten ermahnt; ich habe ihn geschlagen und hungern lassen, habe ihn vor den Leuten beschämt: aber er blieb immer derselbige.“ Flattich fragte den Amtmann, ob er denn keine andere Desperationskur versucht habe, als die Hungertur und Schläge? „Ja“, antwortete dieser, „ich habe den Jungen bei Wasser und Brod eingesperrt, einmal zwei ganze Tage lang. Frieren lassen habe ich den Buben auch.“ So nannte er auf mehrmaliges Befragen noch etliche Hausmittel dieser Art, welche er ohne allen Erfolg bei seinem Sohne angewandt hatte. Darauf fragte Flattich den Amtmann, ob er denn auch recht fleißig und ernstlich für seinen Sohn und mit demselben gebetet habe? Der Amtmann gestand, das habe er nicht gethan. Wenn man diese Desperationskur noch nicht angewandt habe, entgegnete Flattich, so dürfe es freilich nicht befremden, daß alle Mühe, welche man auf die Haut des Jungen gewendet habe, so umsonst gewesen sei. Man habe versäumt, der Haut erst das Leben zu geben, das bloße Gerben auf ein todtcs Fell könne diesem nichts nützen. Flattich versuchte nun seine Kur an dem Knaben, und sie schlug so vortreflich an, daß aus dem desperaten Menschen ein ganz trefflicher, kräftig wirkender Mann wurde.

## 516.

Ein frommer Schuhmacher war anfangs mit seinem Lehrburschen sehr zufrieden, bald aber wurde dieser so böse, daß er fortgeschickt werden sollte. „Ich stelle dem Buben täglich Himmel und Hölle vor“, sprach einst der Schuhmacher zu dem Pflegevater des Lehrburschen, „und suche ihm den Glauben an Christum lieb und theuer zu machen; aber der Bube kümmert sich um dies alles nichts, sondern bleibt böse!“ „Haben Sie denn aber auch“, erwiderte der Pflegevater, „wegen dieses Knaben so oft mit Christo geredet, als Sie mit ihm von Christo sprachen?“ „Gut!“ antwortete der wackere Meister: „ich behalte den Knaben noch, und befolge Ihren Rath!“ Bald erhielt der Knabe ein gehorames, frommes Herz.

## 517.

Als Missionar Shato eines Tags den Kaffern aus der Bibel vorlas, kam einer ihrer Häuptlinge, und rief, nachdem er einige Zeit zugehört hatte, aus: „O! warum ist doch dieses Wort nicht vorlängst schon zu uns gekommen? Was ist aus unsern Voreltern geworden, die gestorben sind? Ach, wenn das, was in diesem Buche steht, wahr ist, warum seid Ihr nicht früher hergekommen?“ Der Missionar schämte sich in diesem Augenblicke für die Christenheit, und gestand offen, es sei freilich wahr, daß Jesus befohlen habe, sein Evangelium unter allen Völkern zu verbreiten, und daß dieser Befehl gar zu lange sei vernachlässigt worden. Aber er dürfe doch bezeugen, es seien nun viele Christen zu der Erkenntniß gekommen, daß das nicht recht gewesen, und man müsse sich beeifern, so bald als möglich allen Nationen das Wort des Lebens zu schicken. Da glänzten ihre Angesichter vor Freude, und einer sagte: „Freilich war das nicht recht von Eurem Volke, als sie eine so süße Honigscheibe gefunden hatten, um sie her zu sitzen und davon zu essen, und zu einander zu sagen: Ei, wie süß ist sie! obgleich der Herr gesagt hatte, es sei genug da für die ganze Welt. Aber doch freuen wir uns, daß Ihr nun entschlossen seid, uns davon mitzutheilen!“

## 518.

Unter der Regierung des Kaisers Constantin war eine fromme Jungfrau, Namens Rumia, bei einem Einfalle der kriegerischen Iberier, die ihre Wohnsitze im heutigen Georgien

hatten, als Gefangene mit fortgeschafft worden. Sie mußte zwar bei einem der Eingebornen als Sclavin dienen, erwartete sich aber bald durch ihren stillen, gottseligen Wandel im hohen Maße das Vertrauen der Heiden. Nun fügte es Gott, daß ein Kind schwer erkrankte, und nach der Sitte jenes Volkes von einem Hause zum andern getragen wurde, damit jeder, der etwa ein Heilmittel gegen die Krankheit wußte, es angeben sollte. Doch keiner konnte helfen. So kam das todtkranke Kind endlich auch zur Numia. Die demüthige Christin sagte, sie selbst wisse freilich kein Mittel; aber ihr Herr und Heiland Jesus Christus könne dem Kinde auch dann noch helfen, wenn vor Menschengenossen alle Hülfe bereits zu Ende sei. Sie kniete darauf nieder und rief den großen Arzt unserer Seelen mit brünstigem Flehen an. Und der Herr bekannte sich zum Gebete seiner Magd. Das Kind genas. Der Vorfall machte großes Aufsehen und die Nachricht davon kam bis zu den Ohren der Königin. Doch aber wäre, wie so manches Wunder der Gnade, auch dieses wohl bald wieder vergessen worden, wenn Gottes Rath nicht kurz darauf die Königin gleichfalls in eine schwere Krankheit hätte fallen lassen. Da gedachte diese der Numia. Sie sandte zu ihr mit dem Begehren um Heilung. Die Christin erschrak. Es fiel ihr gar nicht ein, sich für eine Wunderrhäterin auszugeben. Sie ging nicht, sondern lehnte in demüthiger Antwort den Ruf ab. Da ließ sich die kranke Königin zu ihr hintragen. Nun glaubte Numia, den Finger Gottes zu erkennen, und mochte nicht länger widerstreben. Sie wies die Leidende von ihrer Person ab auf den rechten Helfer hin, betete mit ihr, und hatte die Freude, daß der Herr sich abermal zu ihrem Flehen bekannte. Auch die Königin wurde wieder hergestellt. Hatte nun schon die erste Heilung Aufsehen erregt, wie viel mehr diese! Der dankbare König wollte der Sclavin reiche Geschenke übersenden; aber die Königin, deren Herz von der Hand des Herrn gerührt war, sagte ihm, daß die Christin alle irdischen Güter verschmähe, und daß ihr höchster Lohn der sein würde, wenn das Volk sich mit ihr zum Christen-Gotte bekehre. Aber solche Speise war noch zu stark für den heidnischen Sinn des Königs, der am eigenen Herzen noch nicht die Kraft des Glaubens erfahren hatte. Nicht lange darauf überraschte den König auf der Jagd ein finsternes Nebelwetter, während er sich eben von seinem Gefolge verloren hatte. Rathlos irrte er umher und wußte bald nir-

gends mehr einen Ausweg zu finden. Da klopfte der Herr in der Stille des Waldes auf's neue an sein Herz. Er erinnerte sich plötzlich alles dessen, was ihm von der Allmacht und Güte des Christen-Gottes erzählt war, und getrieben von einem inneren Drange, rief er diesen Gott an, und gelobte, sich ganz seinem Dienste zu weihen, wenn er sich ihm offenbaren und ihn den rechten Ausweg finden lassen würde. Als bald klärte sich das Wetter auf, und, wie von unsichtbarer Hand geleitet, kam der König glücklich zu den Seinen zurück. Jetzt sah es in seinem Herzen ganz anders aus. Nun war der harte Boden gelockert. Er ließ Numia rufen und ihre Worte fielen wie ein erfrischender Thau auf dürres Land. Er bekehrte sich nicht nur von Herzen, sondern blieb auch seinem ausgesprochenen Gelübde treu und durchzog nun als Missionar sein Land. Er selbst unterrichtete die Männer, die Königin die Frauen des iberischen Volkes. Später ließ er Prediger des Evangeliums aus dem römischen Reiche kommen, die hier mit vielem Segen arbeiteten. So ist das Christenthum unter diesem Volke gepflanzt worden, und die Kirche dieses Landes hat sich, freilich mit manchem Aberglauben vermischt, wie durch ein Wunder Gottes bis auf den heutigen Tag erhalten, während die Stürme der nachfolgenden Zeit und das Gericht des Herrn, uns zum warnenden Beispiel, allen ihren einst so blühenden Nachbarkirchen den Untergang gebracht haben. Das Erzählte hat sich in den Jahren zwischen 320 und 330 nach Christi Geburt ereignet, und das Gedächtniß der Numia feiert die Kirche am 15. December.

## 519.

Auf einem Bauernhofs unweit Ösnabrück diente neben vielen andern Knechten und Mägden auch ein junger Bursche von 17—18 Jahren, und war auch seine Herrschaft mit dem wahren Christenthume unbekannt, so hatte sie doch an der Gottlosigkeit des Burschen kein Wohlgefallen, sondern eitel Herzeleid. Doch mochte ihn der Bauer nicht fortjagen; denn der Junge war seines verstorbenen Bruders Waisenkind. Es ward aber mit ihm je länger je ärger. Zank mit den andern Dienstboten, Fluchen und Lästern, Grausamkeiten gegen das Vieh, das er zu hüten hatte, Lügen und Untreue gegen die Herrschaft erneuerten sich von Tag zu Tag in immer schlimmeren Ausbrüchen. Da wurde das beste Pferd des Bauern

lahm, und der unnütze Bursche nach Osnabrück geschickt, um den Thierarzt zu holen. Untertwegs sieht er viele Leute neben sich her wandeln und fahren, und auf seine Frage: „Wohin wollen denn alle die Leute und was ist heut los in Osnabrück?“ erhält er zur Antwort: „Es ist das Heidenmissionsfest.“ Heidenmissionsfest! Das Wort ergreift den Jungen gewaltig. Von der Mission weiß er kein Sterbenswörtlein, aber von den Heiden hat er oft gehört. Seiner Mitknechte einer war auf dem letzten Jahrmarkt in der Stadt gewesen, und erzählte viel von Merkwürdigkeiten, die er dort gesehen; aber das Merkwürdigste waren die Heiden gewesen, die dort gezeigt wurden. Wilde Menschen erschienen halb nackt auf der Schaubühne; glänzend schwarz, schneetweiß die Zähne und die Augen, Pfeile und Bogen ihre Waffen; lebendige Hühner, die sie mit Federn und Eingeweide verzehrten, waren ihre Speise. Der Knecht hatte Wunderdinge davon berichtet, und daß die kleinen Kinder dieser wilden Heiden ausgesehen hätten wie Teufel. Heidenmissionsfest sollte heute sein! Der Junge bestellt eiligst den Thierarzt, dann rennt er zum Hause hinaus, folgt dem Zuge der Landleute, und fragt, wo das Heidenfest sei. Sie laden ihn ein, mit ihnen zu gehen; er betritt die Kirche. Da sitzt er nun mitten im dichten Gedränge. Die Orgel tönt durch die weiten Hallen, der tausendstimmige Gesang beginnt und rauscht wie Meereswogen, und schlägt an das Herz des Jungen. Endlich schweigen Gesang und Orgel. „Jetzt wird's kommen!“ denkt der Junge, steht auf, reckt den Hals, schaut hin, wohin Alle schauen, und richtig! ein schwarzer Mann kommt auf die Kanzel. Aber nur sein Talar ist schwarz, sein Antlitz weiß und lieblich. Es war der selige Pastor Weibezahn, der eine ergreifende Festrede hielt. Der arme Knabe hat noch nie so predigen hören; jedes Wort trifft sein innerstes Herz. Das Elend der Heiden, wie der Prediger es schildert, ist sein eigenes Elend. Die Heilandsliebe aber, die den Verlorenen nachgeht, ist auch für ihn da. Seine Erwartungen sind getäuscht — und sind nicht getäuscht; er wollte wilde Heiden sehen, und er hat wenigstens einen wilden Heiden gesehen, sich selber. Die Predigt ist aus; aber wie jede rechte Predigt erst anhebt, wenn sie endigt, so auch hier. „Du bist der Heide!“ heißt es in seinem Innern. Aber dann heißt's auch weiter: „Du kannst selig werden durch den HErrn Jesum Christum; geh nur zu ihm hin, er nimmt dich gerne an.“ Die Leute ver-

lassen die Kirche; die Becken füllen sich mit Gaben; der arme Junge hat nichts, aber er hat doch alles gegeben. Er gibt sich selbst seinem Heilande. Er verläßt die Stadt; Andere auch; er redet mit ihnen auf dem Wege; er bekommt immer mehr Licht, Trost und Frieden; er hat christliche Herzen gefunden, die sich seiner annehmen. Er geht nach Hause. Der Thierarzt war längst da gewesen; der Bauer ist mit der Besorgung des Knaben zufrieden. Dieser ist, trinkt und geht an seine Arbeit, ganz wie früher, aber doch ganz anders. Er wird ein fleißiger Bursche, thut das Seine und mehr, als ihm geheißen war, mit stillem, fröhlichem Muth. Vom Gesimse über der Thüre nimmt er die bestäubte Bibel herunter unter den Arm und geht so hinter der Herde her. Die Thiere haben's fortan gut bei ihm und kehren ruhig von der Weide heim. Denn wie der Hirt, so die Herde! Abends thut er ungeheißen noch allerlei Werk, geht hier der Bäuerin zur Hand, hilft ihren Kindern die Sprüche und Lieder für die Schule lernen, ist freundlich mit Knechten und Mägden, hat Frieden im Herzen und guten Muth. Endlich hat sein Oheim, der Bauer, herausgebracht, was mit ihm vorgegangen, und schüttelt den Kopf von wegen der Heiden und von wegen des Jungen, da auch ihm der Herr noch ein unbekannter Gott ist. Aber unzufrieden ist er doch nicht. Mag der Bursche sich dummes Zeug in den Kopf gesetzt haben, er hat einen guten Knecht dadurch erhalten; damit ist er zufrieden, wie Tausende gerne zufrieden sind, die wohl die Frucht des Christenthums haben wollen, nicht aber das Christenthum selbst. So vergeht fast ein Jahr; der Knabe ist älter geworden und weiter gekommen. Sein Herr nicht also. Aber als der Aerger über die andern Knechte und Mägde nicht ausbleibt, sondern sich mehrt, wie allerwärts die Klage geht, sagte der Bauer eines Abends in großem Zorn, und schlägt dabei mit der geballten Faust auf den Tisch: „Wartet nur, nächstens ist wieder Missionsfest in Osna-brück, und so wahr Gott im Himmel lebt, ich lasse den Wagen anspannen und packe euch allesammt darauf; denn es ist mit euch kein Auskommen mehr, und es wird nicht anders besser mit euch; nur das hilft, das habe ich bei dem Jungen da gesehen. Komm, Vetter, du sollst jetzt kein Hirte mehr sein; ich mache dich zum Knecht, und will dir deinen Lohn verdoppeln!“ Und es ist so geschehen. Der Bauer ist mit allen seinen Leuten zum Missionsfest gefahren, und es hat bei Etlichen gründ-

lich geholfen, bei ihm selber aber am meisten, und es ist fort-  
hin im Hause des Bauern anders geworden, und noch manche  
Bibel hat vom Gesimse herunter ihren Weg in die Hand eines  
heilsbegierigen Bewohners des Bauernhofes genommen, und  
aus der Hand in's Herz.

In dieser Geschichte liegt der Segen der Heidenmission  
unter uns selbst offen zu Tage. Hier sieht man's klar, wie  
diese Mission, welche doch eigentlich der Wilden halber von  
der alten Christenheit aus betrieben wird, der Verwilderung  
im eigenen Lager der Christenheit mächtig steuert. Je mehr  
Missionshäuser, desto weniger Zuchthäuser.

## 520.

Der durch seine gebiegene Frömmigkeit ausgezeichnete luther-  
sche Prediger J. Ph. Fresenius zu Frankfurt am Main be-  
fand sich einst in einer Gesellschaft frommer, adeliger Personen,  
welche gern ein erbauliches Gespräch mit einander führen woll-  
ten, als sich ein weltlich gesinnter Cavalier bei dem Herrn des  
Hauses melden ließ. Die ganze Gesellschaft erschrak über diese  
Störung, und beschloß einstimmig, den Besuch abzulehnen, und  
den Cavalier, der schon im Hofe war, auf gute Art hinauszubegleiten.  
Fresenius aber stellte vor, man möchte ihn zur  
Gesellschaft kommen lassen, vielleicht gebe Gott Gnade zu  
seiner Besserung. Nach vielen Vorstellungen gab man es ihm  
zu, jedoch mit der Bedingung, daß er allein mit dem Cavalier  
reden sollte, was er willig übernahm. Bei dem Eintritt in  
das Zimmer wurde er kaum von den Andern bewillkommt;  
aber Fresenius fing an mit ihm aus der Zeitung zu reden,  
und darauf von andern weltlichen Dingen. Endlich machte  
er ungewollungen den Uebergang zu geistlichen Dingen, und  
bald darauf bekannte der Cavalier mit Thränen vor der ganzen  
Gesellschaft, daß er noch kein Christ sei, begehrte Unterricht,  
und nahm den rührendsten Abschied. Die ganze Gesellschaft  
schämte sich vor Gott wegen ihrer Lieblosigkeit, und faßte den  
Entschluß, künftig unbefehrte Seelen nicht wegzumwerfen.

## 521.

Ein Missionar in den englischen Colonien in Nordamerika  
hörte eines Tages einen kleinen Negerclaven also beten:  
„O Herr Jesu, ich danke Dir, daß Du ein großes Schiff und

böse Menschen in mein Vaterland geschickt hast, mich wegzunehmen und hierherzubringen, damit ich könnte hören reden von Dir und lernen, Dich lieb haben. Und jetzt, o Herr Jesu, bitte ich Dich noch um eine große Gnade: Schicke doch andere böse Menschen in einem andern großen Schiffe, daß sie meinen Vater und meine Mutter wegnehmen und in dieses Land bringen, damit sie Dich auch kennen und lieben lernen." Einige Tage nachher sah der Missionar das schwarze Kind am Ufer des Meeres sitzen, wie es sein Auge unverwandt auf die hohe See hinaus richtete. Auf die Frage: „Wonach siehst du, Thomas?" antwortete er: „Ich sehe, ob der Herr Jesus mein Gebet erhört." Zwei Jahre sah man den schwarzen Knaben tagtäglich am Ufer Wache halten. Eines Tages kam er mit freudestrahlendem Angesicht zum Missionar und rief: „Sie sind da!" Gott hatte das Gebet des Knaben erhört.

## 522.

Eines Tages wurde ein Prediger zu einem Gliede seiner Gemeinde gerufen, um in seiner Todesstunde ihm beizustehen. Der Kranke redete den Prediger also an: „Mein lieber Herr, wenn es Gott gefallen sollte, mich von meinem Krankenbette wieder aufzurichten, so würde ich mein Leben wahrlich ganz anders einrichten. Ob ich schon durch Gottes Gnade das Evangelium kennen und lieben gelernt habe, so macht es mir doch sehr tiefen Kummer, daß ich zur Ehre des Namens Jesu nicht mehr beigetragen habe. Ach! wenn ich wieder aufkäme, so sollte es meine heiligste Aufgabe sein, die Sache der Mission mit allen Kräften zu unterstützen. Zwar habe ich jährlich meinen Beitrag dazu gegeben und die Missionsstunden gerne besucht, aber mein Herz war nicht dabei! Ach, ich habe lange, lange nicht genug gethan!" Der Prediger fragte, was ihn denn auf solche Betrachtungen geführt habe? Er antwortete: „In der verflossenen Nacht erwachte ich etwa um Mitternacht aus einem leichten Schlummer. Als ich die Bettvorhänge zurückzog, um zu sehen, ob jemand bei mir wache, saßen meine beiden theuren Söhne an meinem Bette, der eine auf der rechten Seite desselben, der andere auf der linken. Sobald ich mich bewegte, eilten sie mit sorgfältiger Liebe, um zu sehen, ob ich etwas wünsche. Da fiel mir augenblicklich ein, was neulich in der Missionsstunde von den Hindu's gesagt wurde, daß sie ihre alten Eltern verschmachten lassen oder in dem Fluße



erlösen. Jetzt fuhr der Gedanke durch meine Seele: Woher kommt es, daß es mir anders geht? Warum tragen mich meine Söhne nicht auch hinaus und werfen mich ins Wasser? Warum wachen sie um Mitternacht bei mir und belauschen jeden Athemzug? Habe ich nicht das alles dem Evangelium zu verdanken? Ach! was habe ich nun beigetragen, daß dieses selige Evangelium auch zu meinen armen Heidenbrüdern gebracht werde? Wären die ersten Christen mir gleich gewesen, so säßen nun meine Söhne nicht hier, so wäre niemand um mich, so müßte ich auch hinfahren in der Furcht des Todes, ohne Hoffnung. Deshalb, sollte der Herr mein Leben fristen, so will ich ernstlicher um das Heil der armen Heiden bekümmert sein, und die Sache der Mission mit Gebet und That eifriger unterstützen."

## 523.

Ein neuengländisches Schiff strandete vor noch nicht vielen Jahren während eines Seesturmes. Die Mannschaft flüchtete sich auf Booten nach einer Insel. Eines dieser Boote wurde von den Bewohnern der Insel, welche Menschenfresser waren, angegriffen und ein Theil der Mannschaft von den Wilden meuchelmörderisch hingeschlachtet. Die andern entkamen mit knapper Noth. Nach Verlauf einiger Jahre wurde abermals ein Schiff nach derselben Insel verschlagen. Der Capitän war auch bei der vorerwähnten Gesellschaft gewesen. Durch anhaltenden Sturm und mancherlei Strapazen erschöpft, war er mit seiner Schiffsmannschaft genöthigt, auf der Insel zu landen. Er erkannte sogleich die verhängnißvolle Seeküste aus dem früheren Abenteuer. Von Furcht erfüllt, suchten sie sich verborgen zu halten. Um sich nach einer Höhle umzusehen, gingen sie behutsam umher und ihr Weg führte sie über einen Hügel hin. Plötzlich rief der Vorderste der Gesellschaft entzückt aus: „Wir sind gerettet! Wir sind gerettet!“ Er hatte nämlich ein anmuthiges Dorf und darüber einen prächtigen himmelanstrebenden Kirchturm erblickt. Die Matrosen wußten beim Anblick dieser äußeren Zeichen des Christenthums vor Freuden nichts zu thun, als in die Höhe zu springen, einander zu umarmen und Freudenthränen zu weinen. Darauf stiegen sie das Thal hinab, und fanden anstatt Menschenfresser ein befehltes, christliches Völkchen, bei denen sie alle erforderliche Bewirthung erhielten.

## Die dritte Bitte.

---

524.

Im Jahre 1527 wurde Luther todkrank, daß man meinte, er würde sterben. Da seufzte und betete er herzlich: „O barmherziger Gott, Du hast mir viel große Gnadengaben verliehen; wenn es Dein Wille wäre, so wollte ich gerne Deiner Kirche weiter dienen. Aber, o Herr, Dein Wille geschehe, der allezeit der beste ist, und hilf, daß nur Dein göttlicher Name, ich lebe oder sterbe, durch mich geehret werde.“

525.

Ein Bauer wurde in seiner Krankheit von seinem Beichtvater besucht und gefragt, wie es ihm gehe, und antwortete: „Gerade, wie ich's haben will.“ „Wie muß ich das verstehen?“ fragte der Prediger, „wünscht Ihr Euch denn selber Krankheit an?“ „Nein“, sagte der Bauer, „aber was Gott will, das will ich auch. Gott will, daß ich jetzt kranken soll, das will ich auch; will er, daß ich sterben soll, so will ich's auch; will er, ich soll wieder genesen, so will ich's auch. Ihm ist alles heimgestellt; er mach's mit mir, wie's ihm gefällt.“

526.

Die fromme Hausfrau des Bauern Wolfgang Kießling zu Kräutles bei Nürnberg war dem Tode nahe und nach menschlichen Ansichten war keine Rettung mehr. Das Häuflein der noch unerzogenen Kinder stand um das Krankenbett her und die größeren weinten laut. Da schnitt der große Schmerz dem Vater durch's Herz; er ging mit den Kindern in die Oberstube, machte die Fenster auf, um den freien Himmel vor sich zu haben, kniete nieder mit den Seinen und betete laut zu Gott: „O, lieber Herr, du willst mir meine liebe fromme Frau nehmen, und du weißt auch, daß ich sie dir gern lassen wollte; denn ich bin dein, und sie ist dein, und ich weiß wohl, daß sie es bei dir in deinem Himmel besser hätte, als hier bei mir. Aber sieh doch, lieber Herr! die armen, unerzogenen Würmer da, sie können ihre gute Mutter, die sie in deiner Furcht erzieht, noch nicht entbehren. Nimm du sie ihnen noch nicht, du

lieber Gott! Müßt ich sie doch, wenn du sie uns nähmest, mit meinem Geschrei aus deinem Himmel wieder herunterholen. Laß sie uns noch manches Jahr, bis die Kinder da groß sind, dann kannst du sie ja gerne in deinen Himmel nehmen. Und Ja und Amen in Jesu Christo, du wirst sie uns lassen; denn du hörst das Geschrei der Elenden in ihrer Noth." Kieselring stand getröstet auf und ging mit den Kindern wieder hinunter. Mit der Mutter besserte es sich von jener Stunde an, und Gott hat sie ihren Leuten noch manches Jahr erhalten, bis die Kinder alle groß und in aller Gottesfurcht erzogen worden waren.

## 527.

Ein gottseliger Prediger hatte ein einiges Söhnlein und sonst wenig Freude und Trost in der Welt. Das Kind war seiner Augen, ja, seines Herzens Lust, und er konnte nicht zufrieden sein, wenn es nicht um und bei ihm war. Es ward aber krank, und man sah deutlich, daß sein Ende nahte. Der betrübte Vater beklagte sich vor seinem Gott, daß er ihm die einzige Lust seines Herzens nehmen wollte, und bat mit großem Ernst und Eifer, ihm dasselbe zu lassen; und dies suchte er nicht, wie es sich geziemt, mit Beding des göttlichen Willens, sondern schlechthin, dringend auf die Verheißung Gottes von der Erhörung unseres Gebetes. Als er jedoch vom Gebet aufstand und in die Stube kam, wo das Kind lag, fand er, daß es nicht bloß Leibes-, sondern auch Seelenangst und Schmerzen habe, da es mit verstörtem Gesicht und großem Schrecken schrie: „Ich komme in die Hölle! ich komme in die Hölle!“ Der Vater wollte es ihm ausreden, und hieß es beten; es antwortete aber: „Ich kann, ich mag nicht beten, ich komme in die Hölle!“ warf sich in seinem Bettlein herum und wußte sich vor Angst nicht zu lassen. Der betrübte, jedoch im Christenthum erfahrene Vater merkte bald, woher es kam, daß ein Kind von fünfzehlf Jahren in seiner Todesnoth auch von der Höllenangst zu sagen wußte, eilte demnach wieder in sein Kämmerlein, fiel vor dem gloriwürdigsten Gott auf sein Angesicht, und bat, daß er ihm verzeihen wolle, daß er seinem allein guten Willen sich widersezt hätte. Er ergab sich und sein Kind in die väterliche Vorsehung seines Gottes, und suchte nur dieses, daß er es des vergossenen Blutes und theuren Verdienstes Jesu Christi genießen lassen, seine Sünden ihm vergeben, ein

sanftes und seliges Ende ihm bescheren und ihn dermaleinst vor seinem allerheiligsten Angesichte es wolle wieder finden lassen. Sobald er wieder in die Stube kam, rief das Knäblein: „Herzensvater, nun beten!“ fing darauf von sich selbst freudig an: „Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, macht uns rein von allen Sünden.“ „Christi Blut und Gerechtigkeit, das ist mein Schmuck und Ehrenkleid, damit will ich vor Gott bestehen, wenn ich zum Himmel werd eingehn.“ Als der Vater es fragte, ob es sich noch vor der Hölle fürchte, antwortete es: „Ach nein! ich komme in den Himmel zu den heiligen Engeln“, und starb wenige Stunden nachher sanft und selig.

528.

Der berühmte Theologe Joh. Gerhard verlor im dreißigjährigen Kriege fast sein ganzes Vermögen. Schwedische Soldaten beraubten sein Landgut, trieben sämmtliches Vieh fort, zündeten alle Gebäude, darunter zwei Scheunen voll Getreide, an, und nahmen alle sein Silbergeschirr und die Geschenke, die er für seine herrlichen Schriften erhalten hatte, so daß sich sein Schaden auf 5000 Gulden belief. Dennoch hat man nie gehört, daß er den Räubern etwas Böses wünschte, sondern er schrieb an seine Freunde: „Der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen, der Name des Herrn sei gelobt! Gott schenke jenen Räubern Buße, mir aber Geduld!“

529.

Ein Edelmann zog mit seinem Weibe und zwei Söhnen auf ein Schloß, das an einem See lag, und der Edelmann hatte sonst keine Kinder ohne diese beiden Söhne, an Gut aber war er sehr reich. Um die Erntezeit, da Knechte und Mägde zu Felde waren und niemand daheim blieb, als Vater und Mutter und die beiden Söhne, wollten diese Beiden sich kühlen im schönen klaren Wasser, und der Vater sah ihnen vom Hause herab zu. Da gerieth der eine in eine Tiefe, sank und ertrank, und weil das Wasser lauter und hell war, konnte der Vater sehen, wie er sich gegen den Tod wehrete. Gleichwie nun kein Unglück allein ist, also auch hier. Der andere Bruder will ihm zu Hülfe kommen, und da er herzu eilt, sieht ihn der Vater gleichfalls jämmerlich ertrinken, und war kein Mensch

vorhanden, der diesen beiden Söhnen hätte Hülfe leisten können. Zwei Stunden lang weint der Vater, wäscht sich dann, und verbirgt seine Bekümmerniß, so gut er vermochte, geht zu seinem Weib, und spricht: „Sage mir, liebes Weib, womit wolltest du einen trösten, wenn du sähest, daß er wollte der köstlichen Dinge eines beweinen, die man weder durch Reichthum, noch Rath, noch aller Freunde und Verwandten Hülfe möchte wieder bekommen?“ Die Heldin antwortete: „Ich wollte ihm rathen, daß er seinen Willen dem göttlichen mit Ehrerbietung sollte unterwerfen, und also mit Geduld und Mäßigung dasselbe dulden und tragen, weil Gottes Wille kein Warum? hat und allezeit ein guter und gnädiger Wille ist.“ Da fängt er abermals heftig an zu weinen und sagt: „Der HErr Jesus gebe dir dieselbe Gnade, deren ich jetzt hoch bedürftig bin; denn unsere beiden Söhne sind eben vor meinen Augen ertrunken!“ Die Heldin fühlte wohl ihre menschlichen Gebrechen, denn sie fiel in eine schwere Ohnmacht; darnach aber sprach sie: „Der HErr hat's gegeben, der HErr hat's genommen, der Name des HErrn sei gelobet!“

## 530.

Christian III., König von Dänemark, der von in- und ausländischen Schriftstellern nicht allein als der gerechteste, sondern auch als der frömmste König seiner Zeit gepriesen wurde, bewährte sein Christenthum am schönsten durch Geduld im Leiden unter anhaltenden Krankheiten. Wollte auch eine Arznei ihre Wirkung nicht thun, so wurde er nicht mürrisch oder ungeduldig, sondern sagte oft lächelnd: „Wo sind wir nun, die wir Großmächtigste genannt werden, da wir nur von einem Fieber so niedergeworfen werden? Worauf sind wir denn so stolz? Wenn wir auch mit aller menschlichen Gerechtigkeit ausgezieret sind, so bringen wir doch nur vor Gott einen schändlichen Sündenklumpen; daher laßt uns zu dem Sohne Gottes unsere Zuflucht nehmen und dessen Gerechtigkeit im wahren Glauben ergreifen, die soll uns zum ewigen Leben führen.“

## 531.

Der Landgraf Philipp von Hessen hatte einen ehrbaren, treuen Kriegshauptmann, Namens Heinz von Lüder, der, als

seines Herrn ganzes Land von feindlichem Kriegsvolk überschwemmt war, allein die Festung Ziegenhain ihm erhielt mit fester Treue. Diesen rechnete Melanchthon zu denen, welche das Evangelium wirklich verstünden, und erzählt auch, warum? Er sagt nämlich: „Ich war zu Frankfurt bei einer Zusammenkunft mehrerer von Adel, darunter war Heinz von Luder, ein ernster und hervorstechender Mann, welcher jetzt Hauptmann des Landgrafen von Hessen ist. Da fingen die Andern unter sich an zu schwätzen von theologischen Dingen. Er aber ward darüber unwillig, setzte sie ernsthaft zurecht und sagte: ‚Warum denn treibt ihr also ein Spiel in göttlichen Dingen? Ihr alle, sehe ich, verstehet ganz und gar nichts von so ernstern Angelegenheiten. Sehet, ich glaube auch, ich wäre weise und verstünde etwas, aber ich verstund nichts von diesen theologischen Materien. Erst als ich neulich krank wurde, da hab’ ich zuerst angefangen, von jenen Fragen etwas zu lernen.‘“ — Die Anfechtung also erkannte er für seine Lehrerin, welche ihn auf’s Wort merken und dasselbe verstehen gelehrt habe.

## 532.

Johannes de Monte Mirabile, Hauptmann von Camerich, gab einst in dem Städtlein Crepicord einigen Edelleuten ein stattliches Gastmahl, wobei er auch nach seiner Gewohnheit einige Arme zur Tafel zog und speiste. Unter denselben war ein Blinder, welcher nach gehaltenem Mahl sich nicht nur für die Mahlzeit, sondern auch noch für eine weit höhere Wohlthat, wie er sich ausdrückte, bedankte. Als nun der Hauptmann wissen wollte, was denn das für eine Wohlthat sei, antwortete er: Dafür, daß er ihm die Augen habe ausstechen lassen. Er wäre früher ein ansehnlicher Cavalier, aber dabei ein schändlicher Räuber und Ehebrecher gewesen, deshalb habe der Hauptmann ihn einziehen und beider Augen berauben lassen. Hiedurch hätte er Gelegenheit bekommen, seine Sünde zu bereuen, Buße zu thun und ein christliches und gottseliges Leben zu beginnen. Solche Wohlthat könne er dem Hauptmann in Ewigkeit nicht genug danken. Denn da er sonst mit sehenden Augen und bei großem Vermögen und Ehren zur Hölle gefahren wäre, so gedächte er nun, obschon er blind und arm sei, in den Himmel zu kommen.

## Die vierte Bitte.

---

533.

Luther sagt an einem Ort: „Gott gibt mehr, als wir bitten: wenn wir um ein Stück Brod bitten, so gibt er uns einen ganzen Aker. Als meine Hausfrau krank lag, da bat ich Gott, er möchte sie mir leben lassen: so gibt er ihr noch das Gut Zulsdorf dazu.“

534.

Der berühmte Theolog Dr. Bernhard Ziegler, ein Zeitgenosse Luthers, verließ das Kloster, um Gott und seinen Mitmenschen durch Verkündigung des Evangeliums zu dienen. Er bat deshalb Gott, daß er ihm ein ehrliches Amt, und etwa 40 Gulden dazu bescheren wolle, damit er sich auch ernähren könne. Das geschah. Da er nun gefreiet, will's nicht zureichen; darauf bittet er Gott um 60 Gulden. Gott gab sie ihm auch. Als die Kinder heranwuchsen, bat er um 80 Gulden. Auch diese schenkte ihm Gott. Da Ziegler nun alt wurde, will es abermals nicht zureichen, aber er wandte sich wieder zu Gott und sprach: „Lieber Vater! ich habe von Abraham gehört, daß er etliche Male mit Dir geredet habe, und Du hast ihn in Gnaden erhört; das habe ich auch erfahren. Gib mir, was ich bedarf, so will ich alle Zeit genug haben, ich will Dir nichts mehr vorschreiben.“ Darauf beschiede ihm Gott jährlich 150 Gulden. Und als der Kurfürst von Sachsen erfuhr, daß er also gebetet habe, schenkte er ihm noch 200 Gulden dazu, damit er in seinem Alter noch ein Labetränklein habe.

535.

Als die Stadt Magdeburg belagert ward, hielt sich auch darin auf Erasmus Alberus, und tröstete das geängstete evangelische Volk durch schöne Lieder von des HErrn Hülfe, welche er während der Belagerung verfaßte, mußte aber in der Belagerung, wie Andere, in der Stadt viel durch Hunger ausstehen. Auf Pfingsten ward er von einem guten Freunde mit Fischen beschenkt; weil er aber keinen Span Holz im Hause hatte, sprach er: „Wider den Hunger hat mir Gott diese Fische beschert, möchte er mir nur auch etwas Holz bescheren, daß ich

sie kochen könnte.“ Er hatte diese Worte noch auf der Zunge, da krachte es über seinem Haupte, eine Kanonenkugel fuhr herein in sein Haus, und zerschmetterte über ihm den Balken, durch den die Spähne um ihn herniederfielen. „Nun ist geholfen“, sagte er lächelnd, las die Spähne auf und bereitete sich seine Fische. Wenn Gott auszuhelfen will, müssen unsere Feinde selbst die Mittel dazu geben.

## 536.

Der schottische Prediger Andreas Duncan zu Crail gehörte zu denen, welche wegen ihrer Protestation gegen das Prälatenthum verfolgt wurden. Im Jahre 1619 kehrte er aus seiner Verbannung zurück, erlitt aber nochmals Verfolgung, Excommunication und Absezung. Nun nahm er mit seiner Gattin und seinen sechs Kindern seinen Aufenthalt in Berwick, wo er mit den Seinigen in der bittersten Armuth lebte. Eines Abends, als die Kinder nach Brod schrienen und keines im Hause war, beschäftigte sich der arme Verbannte abwechselnd damit, zu Gott zu beten, seine Kinder zu beruhigen, und sein Weib, das ihrer nahen Entbindung entgegen sah, wozu es durchaus an allem fehlte, zu trösten. Er ermahnte dieselbe, geduldig Gottes zu harren, der sie jetzt prüfe, aber gewiß für sie sorgen werde. Dies Vertrauen war um so merkwürdiger, als sie weder Freunde noch Bekannte an jenem Orte oder in dessen Nähe hatten, die sie mit ihrer Lage hätten bekannt machen können. Aber früh am nächsten Morgen brachte ein Mann ihnen einen Sack voll Lebensmittel und entfernte sich wieder, ohne ihnen zu sagen, woher er komme, obschon sie ihn darum baten. Nicht lange darauf, als mitten in der Nacht plötzlich bei seiner Gattin sich die Vorzeichen der nahen Entbindung einstellten, und Duncan nicht wußte, wohin er sich wenden sollte, um für sein leidendes Weib Hülfe zu erhalten, kam eine Dame zu ihrer Thür, und nachdem sie einen Diener mit ihrem Pferde fortgeschickt hatte mit dem Befehle, sie nach einer bestimmten Zeit wieder abzuholen, bat sie um Erlaubniß, das Amt einer Geburtshelferin und Wärterin übernehmen zu dürfen. Das that sie mehrere Tage und Nächte hindurch, bis ihre Dienste nicht mehr nöthig waren; und bei ihrer Abreise überreichte sie dem erstaunten und dankbaren Ehepaar eine Kiste mit Weinwand, Erquickungsmitteln und Geld. Aller Bitten ungeachtet, wollte sie weder sagen, wer sie sei, noch woher sie komme.



537.

Der Superintendent B. in der Ufermark saß eines Tages an seinem Pulte und schrieb. Da trat zu ihm eine alte gläubige Wittve herein und schüttete vor ihm ihr Herz aus. „Sie wissen“, sagte sie, „daß ich lange krank gewesen bin und nichts habe verdienen können. Nun soll ich sechs Thaler Miethe bezahlen, habe aber nichts. Was zu thun? Ich habe meinen lieben Herrn Jesum gebeten, er möchte mir 6 Thaler schenken, und er hat auch Ja! gesagt.“ „Ei“, sagte der Superintendent, „wie da?“ „Ja“, versetzte sie, „er hat gesagt, was ihr bitten werdet in meinem Namen, das will ich thun. Ich habe ihn in seinem Namen im Glauben an sein Verdienst gebeten und da kann's ja nicht ausbleiben. Nun wollte ich Sie bitten, daß Sie an die Regierung schreiben, damit ich das Geld bekomme.“ „Ja“, sagte der Superintendent, „wie kann ich das thun? Die Regierung kann ja nicht jedem, der Geld braucht, etwas schicken.“ „O“, entgegnete sie, „es bekommt ja doch so manche Küsterfrau eine Unterstützung. Was ich Ihnen sage, schreiben Sie nur; ich bekomme schon auch etwas.“ „Du bist aber keine Küsterfrau“, sagte der Superintendent, „deren Mann ein Amt bekleidet hat.“ „Thut nichts“, versetzte sie, „schreiben Sie nur.“ Keine Widerrede half. Der liebe Mann konnte die Frau nicht anders los werden, er nahm ein Protokoll auf, schrieb einfach nieder, was sie gesagt, erklärte, daß er sie nicht anders hätte los werden können, und bat für sie um 5 Thaler, nicht daran gedenkend, daß sie 6 gesagt hatte. Er ließ ihr das Schreiben vor und fragt: „Ist's so gut?“ „Ne!“ sagt sie, „ses möten't sinn, Herr Superintendent.“ „Ach“, versetzte er, „das habe ich versehen, abändern kann ich es nicht und zum noch einmal Schreiben habe ich keine Zeit. Bestehst du auf deinem Kopf, daß ich habe sechs schreiben müssen, so werde ich auch auf meinem Kopf bestehen, und stehen lassen, was ich geschrieben habe.“ „Nu“, erwiderte sie, „ses krieg' I doch!“ lacht freundlich und geht. In der Woche ist eine Erbauungsstunde in der Kirche. Die Alte sitzt wie immer andächtig an den Stufen des Altars. Nach der Erbauung tritt sie zu dem Superintendenten heran und fragt ihn heimlich: „Ist's schon da?“ Sie erhält verneinende Antwort. Aber bald darauf empfängt der Superintendent ein Schreiben von der Regierung und ließt zu seiner Verwunderung auf der Adresse: Hierin 6 Thaler Kostenanweisungen. Er öffnet und findet

richtig 6 Thaler. Auf Ihren Antrag, heißt es in dem Schreiben, bewilligen wir ein für allemal der armen Wittve 6 Thaler Unterstützung. Wunderbarer Herr! denkt er, wie erhörtst du doch so pünktlich deiner Gläubigen einfältige Gebete. Du mußt doch den Glauben der Frau noch ein wenig prüfen, denkt er weiter. Als sie kommt und fragt: „Ist's schon da?“ antwortete er: „Ja!“ langt 5 Thaler heraus und legt sie hin. „Ei“, sagt sie, „Herr Superintendent, seß möten't sinn, rücken's man rut!“ Und er muß ihr nun den sechsten Thaler auch geben.

538.

Am 8. Januar 1821 starb zu Berlin der Kaufmann Daniel Löst nahe an seinem 61sten Jahre. Er war kein Großer an der Börse, daß etwa deshalb sein Name aufgezeichnet wäre; er hatte nur ein bescheidenes Posamentirwaarengeschäft, das er fleißig und ordentlich betrieb, und als ihm dies den lieben Sonntag zu sehr verkümmerte, hatte er auf des um die schlesischen Weber so verdienten Barons von Kottwitz Rath sich mehr dem Leinengeschäft zugewendet. Weshalb sein Name hier aufgezeichnet ist, das ist, weil er ein christlicher Kaufmann war, und diese sind leider rar. Folgender Zug aus seinem einfachen Leben ist von ihm selbst erzählt worden.

Eines Tages kam zu unserm Löst der genannte Baron von Kottwitz und erzählte ihm von einer wohlhabenden christlichen Dame, die aber augenblicklich von einem harten Gläubiger in eine kostspielige Klagesache gebrängt würde, wenn nicht jemand für sie gützte. Justizcommissarius S. könnte über ihre Verhältnisse genaue Auskunft geben, und eine bloße Namensunterschrift, ohne sonst ein Opfer, könnte sie retten. Löst geht zum Justizcommissarius und findet auf dem Tisch eine aufgeschlagene Bibel, worüber er sich schon verwundert. Der Justizcommissar erzählt ihm aber, daß er fleißig in der Bibel lese, und als dann Löst auf die gewünschte Auskunft zu reden kommt, sagt er ihm, daß er die Güter jener Dame selbst kenne und nicht die geringste Gefahr da sei. So unterschreibt Löst in gutem Vertrauen eine Bürgschaft für 600 Thaler. Mehrere Monate vergehen, und er hört nichts weiter von der Sache; da bekommt er plötzlich vom Gericht die Anweisung, nächsten Dienstag die 600 Thaler, für die er güttegeagt, zu bezahlen, bei Vermeidung der Execution. Nun kam's zu Tage, daß die

ganze Geschichte auf einen Betrug hinauslief, und die Besitzung der Dame tief in Schulden stat. Aber da war nichts zu machen, zum Dienstag mußten die 600 Thaler angeschafft sein.

Nun war Löst in seinem Geschäft immer in guter Ordnung; er hatte es so weit gebracht, daß er auch allenfalls 600 Thaler hätte verschmerzen können. Aber sie schon zum Dienstag herbeizuschaffen, war fast hart, noch dazu, da er auf den Sonnabend darauf schon einen Wechsel über 300 Thaler acceptirt hatte. Er eilt also zu einem befreundeten Manne, der ihm bereits 500 Thaler geliehen hatte; der könnte vielleicht aushelfen. Unterwegs aber stößt er auf einen andern Bekannten, der ihm 400 Thaler gegen einfachen Schuldschein anvertraut hatte und ihm eröffnet, daß er am Freitag dieser Summe bedürfe, um eine eintreffende Waarensendung zu berichtigen. „Sie sollen's haben“, sagte Löst und geht weiter, wohin er eigentlich wollte. Dort aber tritt ihm sein Freund schon entgegen mit den Worten: „Gut, daß Sie kommen, lieber Löst, ich wollte Sie eben auf Mittwoch um die 500 Thaler bitten, die ich nöthig brauche, um dem Herrn A. eine gekündigte Hypothek auf mein Haus zu bezahlen.“ — „Sie sollen's haben“, sagt Löst; aber das Herz sinkt ihm immer schwerer. Noch eins fällt ihm ein. Ein Kaufmann, den er lieb gehabt, war erst kürzlich gestorben; er wußte, daß er bei seinem Geschäft immer bedeutende Baarschaft hatte. Vielleicht ist dorthier Rath zu schaffen. Er geht also zu der Wittve. Löst war dem Verstorbenen 500 Thaler auf Wechsel und 300 Thaler außerdem schuldig. Der Wechsel aber war abgelaufen, und wie es unter nahen Freunden wohl sein kann, nicht verlängert worden; jetzt aber war er mit den übrigen Papieren des Verstorbenen an's Vormundschaftsgericht gekommen, und als Löst bei der Wittve eintrat, zeigte sie ihm eine gerichtliche Verfügung, wornach die 500 Thaler zum Donnerstag ad depositum gezahlt werden mußten. „Um die 300 Thaler“, setzte die Frau hinzu, „möchte ich Sie aber auf Sonnabend früh bitten; es gehen jetzt allerlei Rechnungen ein, dazu die Begräbniskosten“ u. s. w. — „Es wird besorgt werden“, antwortete Löst, ohne daß er auch hier ein Wort hatte von dem anbringen können, was er eigentlich gewollt hatte. Je wunderbarer alle Last auf ihn zusammen- traf, desto deutlicher ward ihm darin die Schidung seines himmlischen Vaters, und je mehr aller Ausweg schwand, desto

sicherer, daß — gehe es, wie es gehe — Gott es hinausführen werde zu seiner Ehre.

Um 600 Thaler dringend zu suchen, war unser Löst ausgegangen, und als er heim kam, stand also die Rechnung: 600 Thaler auf Dienstag zu bezahlen; 500 Thaler auf Mittwoch, 500 Thaler auf Donnerstag, 400 Thaler auf Freitag, 300 Thaler auf Samstag früh, 300 Thaler auf Samstag Nachmittags; — Summa 2600 Thaler, — und heute war Samstag, und in Kasse waren zwischen drei und vier Thaler!

Mit schwerem Herzen entschloß er sich jetzt, zu einem reichen Mann zu gehen, der seine Umstände kannte, und zwar nicht aus Gefälligkeit, aber doch gegen 6 Procent und mehr Geld auslieh. Ihn wollte er um ein Darlehen von ein paar tausend Thalern bitten. Doch da kam er gerade vor die rechte Schmiede! Der Wucherer hatte sich schon lange im Stillen an dem freudigen, glaubensvollen Löst geärgert. „Was bringt mich denn zu der Ehre Ihres Besuches?“ fragte er den Eintretenden. „Herr N., ich komme für die nächste Woche in einige Verlegenheit.“ „Was? Sie in Verlegenheit! Das kann ich nicht glauben.“ Sie rühmen ja immer und überall, daß Sie einen so reichen und lieben Herrn haben, warum gehen Sie denn nicht zu ihm?“ „Sie haben Recht!“ ruft Daniel Löst, „es ist mir leid, daß ich Sie gestört habe.“ Der Spötter hatte ihn auf den rechten Weg gewiesen; er fühlte es deutlich als einen Wink vom Herrn und ging heim, ein wunderbar aufgehendes Licht im Herzen. Dort warf er sich auf die Kniee und bat seinen Helfer und Heiland um Vergeltung, daß er, statt sich zu ihm zu wenden, an löcherichte Brunnen gegangen sei. Gestärkt und getrost stand er auf und der Sonntag ward ihm ein reichgeegneter stiller Betttag. Zur Kirche konnte er nicht gehen, der Leib war zu angegriffen von den vorangegangenen Gemüthsbewegungen, an Brustbeklemmung litt er damals ohne dem schon. Er theilte niemand seine Lage mit: seine Frau war seit einigen Jahren todt; eine ältliche Schwester und eine ebenfalls bejahrte Magd waren seine einzigen Hausgenossen. Froh stand er am Morgen auf. Noch hatte er sich nicht fertig angezogen, als er bemerkte, wie Schwester und Magd vorn im Waarenlager mit Verkaufen und Verpacken so beschäftigt waren, daß er eilte, ihnen zu Hülfe zu kommen. So hörte es aber den ganzen Tag in dem doch ziemlich abgelegenen Verkaufslokal nicht auf, unser Löst hatte

in seinem ganzen Leben einen ähnlichen Zubrang noch nie erlebt; zum Kochen war keine Zeit, mit etwas Kaffee hielten sie ihr Mittagsbrod, und den Nachmittag war der Laden so wenig eine Minute leer von Käufern und von Rechnungsbezahlern, wie am Vormittag; es gingen selbst alte, schon aufgegebenen Schuldposten ein, mehr als einer mit Entschuldigungen und Erklärungen, weshalb es den Schuldnern bis auf diesen Tag nicht möglich gewesen zu bezahlen, und dem ehrlichen Schuldner, dem das nun plötzlich zusloß und der da wohl seine eigene Lage geschildert las, ging es immer durch's Herz: „Das ist der Herr!“ Als es endlich Abend geworden, und Löst mit seinen von des außerordentlichen Tages Last ganz ermüdeten Hausgenossen sich mit Dankagung zum Abendbrod gesetzt, und mit herzlicher, feuriger Dankagung wieder von demselben erhoben hatte, ging es an das Zählen des eingegangenen Geldes. Jedes Hundert Thaler wurde besonders gelegt, und das Ergebnis waren 603 Thlr. 14 Sgr. Die 600 Thaler waren für die gerichtliche Zahlung am andern Morgen bereit, und 3 Thlr. 14 Sgr. blieben in Kasse. „Was muß das für ein lieber, treuer Herr sein“, dachte Löst (und die Thränen des Dankes kamen immer wieder in seine Augen, wenn er's später erzählte), „der bei der Regierung seiner großen Welt meiner nicht vergessen, sondern die Verheißung: Rufe mich an in der Noth, so will ich dich erretten und du sollst mich preisen, so denkwürdig erfüllt hat! Wie groß muß die Anzahl der Diener und Boten in dieser himmlischen Reichskanzlei sein, welche an mehr denn hundert Personen an einem Tag den Befehl gibt: Kaufe dies oder das heute von Daniel Löst; oder: Bezahle ihm die Rechnung, oder die schon so alte Schuld, zu der Ich dir die Mittel in die Hand lege!“

Und am Dienstag ging es von neuem so an, wie am Montag, und Mittwoch waren die 500 Thaler da, die der Freund auf die Hypothek brauchte. Und so ging es am Mittwoch, und am Donnerstag konnten die 500 Thaler in's Vormundschaftsdepositum bezahlt werden — und Freitags erhielt der andere Freund die 400 Thaler zu seiner Waarenzahlung — und am Freitage, und die Wittwe hatte Sonnabend früh ihre 300 Thaler. Und das Merkwürdige in dieser ganzen Wunderwoche war für Löst, daß jeden Tag wieder ungefähr derselbe Rest in der Kasse blieb, der vorigen Sonnabend darin gewesen war, nie unter zwei, nie über fünf Thaler. Als an diesem

Sonnabend=Morgen wiederum die 300 Thaler abgeliefert waren, hatte er eben noch 2 Thlr. 20 Sgr. — Damit war's nun aber auch vorbei, und nachdem es die fünf Tage in Einem Lauf gegangen, kam am Sonnabend kein Mensch, auch nicht einmal ein Kind, das für einen Groschen Zwirn oder Band geholt hätte, was sonst in jeder Viertelstunde zu geschehen pflegte. Es war drei Uhr Nachmittags, und dieselben 2 Thlr. 20 Sgr. waren noch der ganze Kassenbestand. Um vier Uhr aber, wußte er, stellte sich pünktlich der Agent mit dem oben genannten acceptirten Wechsel ein, und konnte er den Wechsel nicht einlösen, so ward sein kaufmännischer Credit erschüttert; und zahlte er nicht, so mußte der Indossant des Wechsels zahlen, ein redlicher Mann, der auch nichts übrig hatte. Das war noch eine letzte Prüfung. Es schlug ein Viertel auf vier, schlug halb vier, und nicht die leiseste Aussicht, es schlug drei Viertel auf vier und da klopft's, und herein kommt ein altes Mütterchen: „Ist Herr Löst zu Hause?“ — „O ja, warum denn?“ — „Sehen Sie, ich wohne hier auf der Nachbarschaft allein in einer Küchenstube, und da sind mir ein paar Thaler ausgezahlt worden. Nun wollte ich Sie bitten, ob Sie die wohl hinnähmen, ich kann keine Nacht ruhig davor schlafen.“ — „Gern, ich will sie Ihnen verzinsen.“ — „Nein, um Gottes willen keine Zinsen!“ — „So will ich Ihnen aber doch einen Schein geben für Leben und Sterben. Auf wie viel soll ich ihn schreiben?“ — „Es sind nur 300 Thälerchen. Bleiben Sie wohl noch ein wenig zu Hause?“ Damit läuft die Frau fort, und Daniel Löst hat kaum den Sand aufgestreut, ist sie schon wieder da, und legt sechs Rollen von je 50 Thalern auf den Tisch, und als sie eben mit vielem Dank und mit dem Schein in der Tasche aus der Thür geht, kommt der Agent mit dem quittirten Wechsel und empfängt die daliegenden sechs Rollen.

Damit ist aber die Geschichte noch nicht zu Ende. Soweit war alles gut, aber wer etwas vom Kaufmannsgeschäft versteht, weiß, daß es keine Kleinigkeit ist, 2600 Thaler in einer Woche aus dem Geschäft zu nehmen. Löst's Waarenlager war merkwürdig zusammengeschmolzen; selbst Muster von Bettzeugen, wonach seit 15 Jahren niemand mehr gefragt hatte, waren rein aufgeräumt: waren doch die willigen Käufer bei zehn andern Läden vorbeigegangen, um nach ihrer Anweisung eben bei Löst zu kaufen. Der Absatz mußte in der nächsten

Zeit stoßen, und Betriebscapital, das Aufgeräumte zu ergänzen, hatte er auch nicht gleich, alles, was irgend von Zahlungen zu erwarten war, war in der Einen Woche eingegangen. Ich weiß nicht, ob dem Daniel Löst diese Gedanken auch schon aufgestiegen waren; seine Seele war Ein Lob und Dank gegen den überschwänglich freundlichen Herrn, und seit acht Tagen schlief er nach der auffallenden Stille des Sonnabends zum ersten Mal wieder so recht tief und sanft, und feierte seinen Sonntag mit einem reich gesegneten Kirchgang. Als er aus der Kirche kam, wartete zu Hause schon ein Kaufmann aus Reichenbach auf ihn und trug ihm sein ganzes Lager an; er (der Herr Richter) mußte nöthig nach seiner Heimath zurück und die Niederlage hier in Berlin verinteressire sich nicht; ob er, Daniel Löst, nicht das Ganze übernehmen wollte? — „Ja, aber bezahlen kann ich's nicht“, war die Antwort. „Das ist auch nicht nöthig; das können Sie nach Bequemlichkeit thun, wenn Sie's verkauft haben.“ Und am Montag geht Löst hin, besieht sich die Waare, empfängt Rechnung über das Ganze und unternimmt es. Außergewöhnliche Bestellungen setzten ihn in den Stand, seinen Gläubiger Richter, noch ehe der es erwartete, zu befriedigen, und die Preise waren mittlerweile so hoch gestiegen, daß Löst dabei auch zugleich zu einem guten Theil dessen kam, was er an der betrügerischen Bürgschaft verloren hatte. — Glücklich, wer aus solchen Erfahrungen mit dem christlichen Kaufmann sprechen kann: „Deine Zeugnisse sind wunderbar, darum hält sie meine Seele“, Ps. 119, 129.

## 539.

Sibylla, Paul Richters Tochter, ging, wenn ihre Eltern ihr einen Freier vorschlugen, in ihr Kämmerlein und betete: „Lieber Vater, beschere mir einen Gemahl, der dein Wort lieb hat, so bin ich gewiß, er wird um deinetwillen auch mich lieb haben.“ Das Gebet hat ihr Gott erhört; denn sie ist des Johann Mathesius Hausfrau geworden.

## 540.

Eine Wittve stand und betete für ihren Tyrannen sehr andächtig, daß ihn Gott ja wolle lange leben lassen. Der Tyrann hört's, und verwundert sich, weil er wohl wußte, daß er ihr Leides gethan hatte, und solch Gebet seltsam war. Als er sie

fragte, warum sie so bete, antwortete sie: „Ich hatte zehn Kühe, da dein Großvater lebte, der nahm mir zwei; da betete ich wider ihn, daß er stirbe und dein Vater Herr würde. Da das geschah, nahm mir dein Vater drei Kühe. Abermal betete ich, daß er stirbe und du Herr würdest. Nun hast du mir vier Kühe genommen, darum bitte ich nun für dich; denn ich sage, wer nach dir kommt, nimmt mir auch die letzte Kuh mit allem, was ich habe.“ — Obrigkeit ändern, und Obrigkeit bessern sind zwei Dinge, so weit von einander, als Himmel und Erde.

## 541.

Als Kaiser Marcus Aurelius im Begriff war, den Deutschen und Sarmaten eine Schlacht zu liefern und seine Armee Durst litt, kam er in große Noth. Schon standen die Soldaten der sogenannten meletinischen Legion in Schlachtordnung, als sie auf die Erde niederknieten und anfangen, zu Gott zu beten. Darauf erfolgte etwas Wunderbares, nämlich theils ein Gewitter, welches die Feinde in die Flucht jagte und zu Grunde richtete, theils ein Regen, der das Heer, das beinahe vor Durst umkommen wollte, erquickte. Seit dieser Zeit erhielt die Legion vom Kaiser den Beinamen: die Blizende, fulminatrix.

## 542.

Es hatte lange nicht geregnet, als Luther (es war im Jahre 1532 am 9. Juni) in seinem Garten spazieren ging, und sahe, wie alles so dürre war. Da betete er und sprach: „Lieber Gott! du hast durch David verheißen, allen denen nahe zu sein, die dich mit Ernst anrufen; wie kommt es denn, daß du uns nicht willst Regen geben, ob wir schon lange schreien und bitten? Wohlan, gibst du uns keinen Regen, so willst du uns etwas Besseres geben! Friede im Lande und schmale Bissen daneben sind doch besser, als ein fruchtbar Jahr, das der Feind verzehrt. Aber, lieber himmlischer Vater, laß dich doch erbitten um deines lieben Sohnes Jesu Christi willen, der gesagt hat: Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: so ihr den Vater etwas bitten werdet in meinem Namen, so wird er es euch geben. Bittet, so werdet ihr nehmen! Wir würden uns vor deinen Feinden schämen müssen, hinfort dieses in den Kirchen zu predigen, wenn du uns nicht wolltest erhören. Ich weiß, daß wir von Herzen schreien und sehnlich seufzen: Ach, erhöre uns!“ Noch dieselbige Nacht regnete es.



543.

Der selige Consistorialrath Woltersdorf wurde von einem vornehmen Herrn gefragt: ob es schicklich sei, auch bei einer großen Tafel zu beten? Er erwiderte: „Das weiß ich nicht; aber ich erinnere mich, bei den Bauern in Pommern ein Bild gesehen zu haben, auf welchem Ochsen und Esel im Stalle an einer Krippe dargestellt waren, mit der Unterschrift:

Wer ungebetet zu Tische geht,  
Und ungebetet vom Tisch aufsteht,  
Der ist dem Kind und Esel gleich  
Und hat nicht Theil am Himmelreich!“

544.

Missionar Britchard speiste eines Tages am Bord eines Kriegsschiffes mit der Königin Pomare und mehreren Häuptlingen. Es wurden einladende Gerichte aufgetragen, aber die Eingebornen rührten nichts an. Der Kapitän wandte sich an Britchard und sprach: „Ich fürchte, wir haben den Geschmack der Eingebornen nicht getroffen.“ Britchard entgegnete: „O ja, Sie hätten sie nicht köstlicher bewirtheten können; es fehlt nichts, als das Tischgebet, ohne welches sie nicht essen.“ Britchard betete, und die Eingebornen bewiesen, daß sie keine Kostverächter waren.

## Die fünfte Bitte.

545.

Der türkische Sultan Aham nahm im Jahre 1071 in einer Schlacht den Diogenes, einen Römer, gefangen und ließ ihn ehrenvoll behandeln. Als er ihn nun einst zur Tafel zog, fragte er ihn: „Was würdest du wohl mir gethan haben, wenn du mich so in deine Gewalt bekommen hättest, wie ich dich?“ Freimüthig antwortete Diogenes: „Ich hätte dich zu Tode prügeln lassen!“ Da versetzte der Sultan: „Das will ich aber nicht thun; sondern will dir zeigen, wie du deines Christi Gebot halten sollst, der befohlen hat, man solle Frieden halten, seinen Feinden vergeben und Beleidigungen vergessen.“ Darauf um-

armte und küßte er ihn, und ließ ihn durch seine Gefandten wieder sicher in sein Vaterland bringen. Wie wird doch dieser Sultan am jüngsten Tage die rachsüchtigen Scheinchristen beschämen!

546.

Sapricius, ein christlicher Prediger, und Nicephorus, ein Laie, beide in Antiochien, hatten lange Zeit in vertrauter Freundschaft mit einander gelebt. Einst aber entzweiten sie sich, und wurden einander so feind, daß ihre Liebe in den bittersten Haß umschlug. Sie grüßten einander nicht einmal mehr auf der Straße. Geraume Zeit hatten sie durch ihre Feindschaft der Christengemeine schon Aergerniß gegeben, als Nicephorus in sich schlug, und, von tiefer Reue durchdrungen, den Entschluß faßte, sich mit seinem ehemaligen Freunde wieder auszusöhnen. Zweimal schickte er vertraute Männer an den Sapricius, die ihn in seinem Namen um Verzeihung baten, aber vergebens. Da ging er selbst zu ihm ins Haus, warf sich ihm zu Füßen und bat: „Vergieb mir, mein Vater! um des Herrn willen!“ Aber der Prediger blieb unbeweglich. Nicht lange darauf brach die Valerianische Verfolgung aus. Sapricius wurde ergriffen, und vor den Statthalter geführt, der ihm zu opfern befahl. Weil er sich dessen weigerte, verurtheilte ihn der Statthalter zur Enthauptung, und freudig ging Sapricius zum Tode. Da eilte ihm auf dem Wege zur Nichtstätte Nicephorus athemlos entgegen, der so eben vernommen hatte, was mit jenem vorgegangen war. Er warf sich ihm zu Füßen und flehte: „Zeuge Christi, vergieb mir, daß ich dich beleidigt habe!“ Schweigend ging Sapricius vorüber. Nicephorus lief einen andern Weg, um ihm wieder zu begegnen, und flehte abermal: „Ich bitte dich, Zeuge Christi, gewähre mir Verzeihung! Vergieb mir, was ich als Mensch wider dich gesündigt habe! Siehe, die Krone wird dir gegeben von dem Herrn, den du nicht verleugnet, sondern vor Vielen bekannt hast.“ Sapricius würdigte ihn nicht eines Wortes. Die Fenster verlachten den Nicephorus und sagten: „Einen solchen Narren sahen wir noch nie. Dieser geht, um enthauptet zu werden, und du bittest ihn noch jetzt um Vergebung.“ „Ihr wisset nicht“, erwiderte der Versöhnte, „was ich vom Befehlner Christi bitte, Gott weiß es.“ Indem waren sie auf der Nichtstätte angekommen. „Ach!“ rief Nicephorus von neuem

dem Hartherzigen zu, „es stehet ja geschrieben: Bittet, so wird euch gegeben.“ Aber auch das Wort Gottes, dessen Kraft ihm jetzt so nöthig war, machte keinen Eindruck auf den Unversöhnlichen. Da zog der Herr seine Gnadenhand von ihm ab, die ihn bis jetzt zu so muthigem Bekenntnisse gestärkt hatte. „Wirf dich auf die Kniee, um enthauptet zu werden“, riefen die Hefter dem Sapricius zu. „Weshwegen?“ fragte dieser. „Weil du nicht hast opfern wollen, und weil du des Kaisers Befehl verachtest wegen eines Menschen, der Christus heißt.“ Da antwortete er zitternd: „Hauet nicht zu, ich will thun nach des Kaisers Gebot und den Göttern opfern.“ Als Nicephorus dies vernahm, flehte er ihn an: „Sündige nicht, mein Bruder; verleugne nicht Christum, unsern Herrn! O, ich flehe dich an, du wollest die Krone nicht verlieren, die du durch so viele Marter gewonnen hast.“ Aber Sapricius achtete so wenig auf seine Ermahnungen, als er auf sein Flehen um Vergebung geachtet hatte, beharrte bei der Verleugnung und wurde so durch seine Unversöhnlichkeit zu einem elenden Götzendiener. Da wendet sich Nicephorus zu den Heftern und spricht: „Ich bin ein Christ, ich glaube an den Namen unseres Herrn, den jener verleugnet hat“; worauf er enthauptet wurde und die Krone des Lebens empfing.

## 547.

Der Hauptmann Venustianus in Tusciën war so grausam, daß er den Exsuperantius und Marcellus erwürgen und dem Bischof Sabinus beide Hände abhauen ließ. Nicht lange darauf erkrankte er an den Augen, daß Viele glaubten, er würde gänzlich erblinden. Diese Nachricht ging dem Sabinus dermaßen zu Herzen, daß er betete: „Ach, Herr, siehe, ich ver-gebe meinem Schuldiger alle seine Schulden; ach, du himmlischer Vater, vergieb mir auch meine Schuld und Sünde; erhö-re mein Gebet, und hilf meinem Feinde Venustianus, daß er nicht erblinde!“ Gott erhö-rte den Sabinus; Venustianus wurde gesund, und als er vernahm, was Sabinus gethan, liebte er ihn bis ans Ende.

## 548.

Einst kam eine Person nach Halle, welche gegen den frommen Prediger Dr. A. G. Franke behauptete, so wenig die Kirchthürme sich niederlegen würden, so wenig werde sie den

Haß gegen ihre Schwiegermutter ablegen; denn sie habe es ihr gar zu arg gemacht. Darauf sagte ihr Franke: „Das wundert mich nicht; denn ich bin fest überzeugt, Sie ist nicht im Stande, sich mit Ihrer Schwiegermutter zu versöhnen. Das könnte Ihr nur dann möglich sein, wenn Sie Gottes Gnade darum anrufen wollte. Ich bitte Sie daher herzlich, mir zu versprechen, daß Sie Gott um ein versöhnliches Herz bitten will.“ Die Frau getraute sich nicht, seine Bitte abzuschlagen. Nach einigen Tagen kam sie wieder und sagte: „Nun will ich hingehen, und mich mit meiner Schwiegermutter versöhnen.“ Sie that es auch wirklich; und als der Prediger in ihrer Heimath sie fragte, warum sie nicht früher schon sich versöhnt hätte, antwortete sie: „Ihr habt mich wohl zur Versöhnlichkeit ermahnt, aber Ihr habt mir nicht gesagt, wie ich's machen soll, habt mich nicht darauf gewiesen, daß ich es mir von Gott erbitten müsse!“

## 549.

Der Bischof Johannes zu Alexandrien im sechsten Jahrhundert suchte mit aller Anstrengung den Frieden in seiner Herde zu erhalten und alle Streitigkeiten auszugleichen. Ein Bornehmer wollte aber nichts von Versöhnung wissen. Da führte ihn Johannes in die Kirche und betete mit ihm laut das Gebet des HErrn. Als sie die Worte: „Vergieb uns unsere Schulden“ gebetet hatten, schwieg Johannes, und ließ jenen die Worte: „wie auch wir vergeben unsern Schuldigern“ allein sprechen. „Bedenke doch“, sprach hierauf Johannes zu demselben, „was du in diesem Augenblicke Schreckliches gesagt hast! Sagt nicht der HErr: Wo ihr den Menschen ihre Fehler nicht vergebet, so wird euch euer himmlischer Vater eure Fehler auch nicht vergeben?“ Diese Worte trafen das Herz des Mannes, Mit Thränen fiel er Johannes zu Füßen und versöhnte sich von Herzen mit seinem Feinde.

## 550.

Um das Jahr 387 brach zu Antiochien wegen schwerer Abgaben ein Aufruhr aus und die Bildsäule des Kaisers Theodosius des Großen wurde vom Volke auf den Straßen herumgeschleppt. Als man hernach zur Besinnung kam und vom Zorn des Kaisers alles zu fürchten hatte, gerieth dieses unbeständige und unruhige Volk in die größte Noth. Da unter-

nahm der Bischof Flavian, so alt und schwach er war, eine Reise nach Constantinopel, um den Zorn des Kaisers zu besänftigen. Der edelmüthige Kaiser hielt ihm die Undankbarkeit der Stadt vor, an der er immer als ein Vater gehandelt habe. Als ihn aber Flavian an das Wort Christi: „Bergebet, so wird euch vergeben“ und an die Nähe des Osterfestes erinnerte, gab er ihm eine Antwort, die ihn mehr als sein Kaiserthum zierte: „Wie sollte ich Bedenken tragen, meinen Brüdern zu vergeben, da mir mein Heiland vergeben hat?“

## 551.

Kaiser Otto I., der Große, mußte von seinem leiblichen Bruder Heinrich, der Zänker genannt, die bittersten Kränkungen erfahren. Denn dieser Zänker wiegelte verschiedene Reichsfürsten gegen seinen Bruder auf und überzog ihn öffentlich mit Krieg. Im Jahre 942 schickte er sogar Mörder aus, die den Kaiser Otto in Quedlinburg am Osterfeste umbringen sollten, die jedoch verrathen und hingerichtet wurden. Als nun der Zänker sah, daß er weder mit Gewalt noch Hinterlist etwas wider seinen Bruder ausrichten könne, und daß ihm die größte Gefahr drohe, begab er sich ohne alle Waffen in schwarzem Trauergewande und Begleitung einiger Priester nach Frankfurt, wo sein Bruder Weihnachten feierte, und fiel ihm unversehens zu Füßen mit der Bitte, um des neugeborenen Jesu willen ihm zu verzeihen und Gnade für Recht ergehen zu lassen. Ueber diesen unerwarteten Anblick war der löbliche Kaiser Anfangs stutzig und schwieg eine gute Weile stille. Endlich sagte er: „Sag an, Bruder, was habe ich dir denn die Zeit meines Lebens zu Leide gethan, daß du mit so giftigem Herzen mich bekriegst und mir nach Leib und Leben getrachtet hast? Was kann ich dafür, daß Gott mich und nicht dich hat wollen lassen Kaiser sein? Dein Grimm ist bisher unverföhnlich gewesen, und hast keine Gnade, die ich dir so oft anbieten ließ, annehmen wollen. Wegen solcher Verstockung bist du nun zwar keiner Gnade werth; doch siehe! um Christi willen will ich thun, nicht wie es deine Thaten verdient haben, sondern was mir als einem Bruder und Kaiser zusteht: ich will alle Feindschaft fahren lassen und dich wieder zu meinem Bruder annehmen.“ Darauf hob er seinen Bruder auf und küßte ihn. Nachher gab er ihm ein gut Theil des Herzogthums Lothringen und im Jahre 947 das ganze Herzogthum Bayern. Indem er

sich so gegen ihn als ein recht gütiger Bruder erwies, gewann er dermaßen das Herz seines sonst so zänkischen Bruders, daß er sich später die ganze Zeit seines Lebens treu und friedfertig bezeugte.

Ebenso barmherzig bewies sich Kaiser Otto I. gegen seinen ungerathenen Sohn Rudolf, der ihn vielfältig erzürnte, sich wider ihn empörte und ihn, wie einst der gottlose Absalom, mit Krieg überzog. Als nun dieser Herzog Rudolf seinem Vater barfuß und mit bloßem Haupte entgegenging, bitterlich weinend vor ihm auf die Kniee niederfiel, sein Unrecht bekannte, und mit so jämmerlichen Geberden und beweglichen Worten, daß alle Umstehenden mitweinen mußten, Gnade begehrte: so gewann und brach er das väterliche Herz dermaßen, daß der Kaiser vom Pferde stieg, ihn von der Erde aufhob, mit Thränen küßte und zu allen Gnaden wieder aufnahm. Herzog Rudolf hat sich auch nachher bis an sein Ende als ein gehorsamer Sohn verhalten.

## 552.

Constantia, die Gemahlin Peters III., Königs von Aragonien, verurtheilte den Prinzen Karl von Salerno zum Tode, um den Tod Conradians von Schwaben zu rächen. Sie schickte an einem Freitage frühe zu ihm, und ließ ihm sagen, er solle jetzt für seine Seele sorgen; denn er sei verurtheilt, auf dieselbe Weise zu sterben, wie Conradin habe sterben müssen. Entschlossen antwortete der Prinz, der Tod würde ihm um so leichter werden, weil er gerade an dem Tage sterben solle, an welchem Christus gestorben sei. Als die Königin dies hörte, sprach sie: „Weil der Prinz von Salerno dieses Tages wegen gern stirbt, will ich ihm auch aus Liebe zu Dem verzeihen, der an diesem Tage gestorben ist, um uns zu erlösen.“ Sie befahl, ihn zu benachrichtigen, daß sie ihm das Leben geschenkt habe.

## 553.

Anno 1461 erregten die Bürger zu Wien einen Tumult. Sie belagerten den Kaiser Friedrich III. selbst auf seiner Burg, und richteten mit allem Fleiß das Geschütz auf diejenigen Zimmer, darin des Kaisers Sohn und Gemahlin wohnten, weswegen diese genöthigt wurden, in unterirdischen Gemöblen sich aufzuhalten. Nach dem Tod Alberts, Herzogs in Oesterreich, wurde dem Kaiser gerathen, daß er sich an den Bürgern von

Wien wegen jener Belagerung auf der Burg rächen sollte; allein er gab zur Antwort: „Ich bin auch ein Sünder und bitte Gott täglich um Gnade und nicht um Recht. So will ich an diesen meinen Unterthanen jetzt auch Gnade für Recht ergehen lassen.“

## 554.

Als Ludwig XII., König von Frankreich, gestorben 1515, noch Herzog von Orleans war, mußte er von seinem Vorfahren Karl VIII. auf Anstiften und Verleumdung böser Leute allerhand Widerwärtigkeiten, sogar Kerker, Ketten und Bande ausstehen. Sobald er nun den Thron nach Königs Karls Tode bestiegen hatte, fanden sich bei ihm Ohrenbläser ein, die ihm rietten, sich an seinen Feinden zu rächen. Allein der löbliche König achtete keine der ihm früher zugefügten Beleidigungen, sondern, sobald er den Tod des Königs Karl VIII. erfahren hatte, fiel er auf seine Kniee und bat Gott, er wolle ihm gewähren, daß er niemals an die Unbilligkeit, die ihm seine Widerwärtigen angethan, gedenken möchte. Die Ohrenbläser aber fertigte er mit den Worten ab: „Ei, was geht das den König von Frankreich an, daß dem Herzog von Orleans einst ein Schimpf widerfahren ist?“ Darauf ließ er alle Namen seiner Feinde auf einen Zettel schreiben und zeichnete eigenhändig bei einem jeden derselben ein rothes Kreuz. Die Feinde hörten es, und in der Meinung, daß durch dies Kreuz ihnen Galgen und Rad gedrohet würde, flohen sie vom Hofe. Doch der König Ludwig ließ sie wieder zurückrufen, und sprach zu ihnen mit freundlichen Worten: „Gebt euch zufrieden und fürchtet euch nicht! Das Kreuz, das ich bei eurem Namen gezeichnet, soll nicht ein Zeichen der Strafe, sondern ein Unterpfand der Vergebung und ein Versicherungssiegel sein um des gekreuzigten Jesu willen, der am Kreuze allen Feinden verzeihen, für sie gebeten, und ausgetilgt hat die Handschrift, so wider uns war.“

## 555.

Karl I., König von England, schrieb aus seinem Gefängnisse an seinen Sohn: „Alles, was man mir gelassen hat und ich jetzt habe, ist die Macht, denen, die mir alles genommen, zu vergeben, und ich danke Gott, daß ich das Herz und den Willen habe, solches zu thun. Ich erfreue mich auch so sehr

über die Gnade, die mir Gott gegeben hat, meinen Feinden zu vergeben, wie über alles, das ich vor diesem beseßen und genossen habe; denn es ist ein so großer Beweis der göttlichen Liebe gegen mich, wie sonst nur irgend ein Glück sein kann." So willig vergab der König seinen Feinden, die ihm den Thron, die Freiheit und endlich das Leben raubten.

## 556.

Als Kaiser Heinrich VII. mehr als dritthalb Jahre in Italien gelegen und in den Städten hin und wieder zog, wollte er einen Heerzug nach Neapel wider König Robert, seinen Feind, vornehmen. Als aber der Kaiser in der Stadt Bonconvent bei Siena lag und allda an Mariä Himmelfahrtstag das Sacrament von einem Dominikanermönch empfing, er hieß Bernhard Jacobinus, that dieser Mönch Gift in den Kelch und gabs dem Kaiser, und meint man, die von Florenz hätten den Mönch heimlich angestiftet. Als bald wie der Kaiser des Gifts gewahr ward, berief er den Mönch allein zu sich und sprach: „Der Herr Gott verzeihe dir deine That, und mach dich bald von hinnen; denn so meine Diener dein gewahr würden, müßtest du sterben.“ Der Mönch leugnete die That, doch machte er sich schnell hinweg. Der Kaiser aber ergab sich getrost in seinen Tod, indem er sprach, sich auf den Herrn verlassend: „Sein göttlicher Wille geschehe.“ Seitdem wurden die Dominikanermönche in vielen Landen merklich verhaßt von der schändlichen That wegen.

## 557.

Als Gregor von Nazianz, gestorben um 390, Bischof von Constantinopel war, hatte er viele Verfolgungen zu erdulden. Während er einst bei nächtlicher Weile krank auf seinem Bette lag, stürzte ein Mensch in sein Zimmer und mit Schluchzen und Thränen zu seinen Füßen. Auf Gregors Frage, was ihm sei, antwortete er nur mit lauterem Geschrei. Endlich kam es heraus, daß der blasse, verwilderte Mann gedungen war, Gregor zu ermorden, daß aber Gott seine Absicht vereitelt hatte. Nun kam der Unglückliche in größter Gewissensangst zu ihm, um seine Sünde zu bekennen. Gregor verzieh ihm nicht nur, sondern suchte auch den tief Gefallenen durch Trost und Ermahnung zu Gott zurückzuführen.



558.

Als Kaiser Karl IV. erfahren hatte, daß ihm einer nach dem Leben stellte, ließ er denselben zu sich rufen und gab ihm nach vielen freundlichen Worten ein Geschenk von 1000 Gulden mit diesen Worten: „Er solle damit seine Tochter aussteuern; denn er habe gesehen, daß sie erwachsen sei, und es dauere ihn, daß sie ohne Mann bleiben sollte.“

### Die sechste Bitte.

---

559.

A. H. Franke in Halle ging eines Tages mit Dr. Anton spazieren. Da hörten sie auf dem Felde eine betende Stimme. Sie gingen näher und sahen hinter einem Gebüsch zwei Knaben auf den Knien liegen. Einer betete laut. Mit großer Freude und Erbauung hörten Beide zu. Als der Knabe sein Gebet geendet hatte, fragte er seinen Kameraden: „Du, habe ich nicht recht schön gebetet?“ — Auf das schmerzlichste fühlten sich beide Männer von dieser Frage niedergebeugt. „Das sagt“, sprach endlich Dr. Anton, „dieser Knabe aus unser aller Herzen heraus! Wir Alten schämen uns nur, laut zu fragen. Sind wir nicht oft in dem Falle, daß wir unser Gebet in Demuth, im tiefsten Gefühle unseres Nichts, anfangen und mit einer geheimen Anwandlung von Selbstfreude, von Freude über unser wohlgelungenes, kräftiges Gebet endigen?“

560.

Der Regierungsrath Johann Jakob von Moser fand, als er 1721 in Wien war, bald Zutritt in vielen vornehmen Häusern, besonders beim Kaiser Karl VI. selbst. Da bot der Prälat von Göttwein ihm Amt und Ehren an, wenn er katholisch werden wolle. Mosers treffliche Antwort darauf war: „Der Handel kommt mir verdächtig vor; er bietet mir gleichbald auf meinen Luther so viel auf. Wenn er gesagt hätte, ob ich nicht tauschen wolle, so hätte ich es noch in Ueberlegung nehmen können. Da er aber gegen Vertauschung meiner Religion mit der seinigen zu der seinigen so viel zulegt, muß seine Waare schlechter sein als die meinige.“

## 561.

Johannes Dufas, Kaiser von Constantinopel, regierte sonst löblich, allein er fiel in die Sünde der Hurerei und wollte nicht ehelich werden; und obwohl er von dem Bischof Nicephorus Blemides ernstlich ermahnt wurde, so wollte er doch von seiner Buhlerin Marcosina nicht lassen, so sehr hatte sich dieselbe bei ihm eingeschmeichelt. Als sie nun einst mit großer Pracht und Frechheit in die Kirche kam und vom Bischof ernstlich gestraft wurde, klagte sie dem Kaiser, diese Schmach beträfe auch seine Majestät, darum solle er sich an dem Bischofe rächen und ihn umbringen lassen. Allein Gott gab Gnade, daß er ihr nicht gehorchte, sondern mit Seufzen sprach: „Ach, was plagest du mich, den Mann zu strafen? Du willst mich nur tiefer und härter in Gottes Strafe bringen. Hätten ich und du nicht öffentlich gesündigt, so hätte uns der Diener Gottes nicht öffentlich gestraft. Er hat uns oft heimlich ermahnt abzulassen, warum haben wir es nicht gethan? Ach, denke ihm doch jetzt recht nach! Thut dir die Verstoßung aus der Kirche wehe, wie viel weher würde es thun, wenn wir so fortführen, und Christus selber würde mich und dich aus dem Himmel verstoßen und sagen: Gehet hin, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer! Ach, die kurze Sündenlust, die ich und du gehabt, was für ewigwährende Unlust würde sie uns geben! Darum laß uns absteigen, Buße thun und uns bessern. Siehe du dich nach einem Ehegemahl um, ich will dir Beförderung thun, und mir auch ein Ehegemahl nehmen, so können wir der ewigwährenden Schande und Höllepein entgehen.“

## 562.

Rudolf Stadler, von Geburt ein Schweizer, kam mit dem berühmten Reisenden Tavernier, Baron von Aubonne, nach Ispahan in Persien, wo er durch seine Uhrmacherkunst die Gunst des Königs, Reichthum und Ehre erlangte. Da drang ein Perser, der ein schändliches Verbrechen beabsichtigte, in das Zimmer seiner Ehefrau, flüchtete aber alsbald, da er sich von Stadler entdeckt sah. Stadler begnügte sich nicht damit, den Perser persönlich zu warnen, sondern ermahnte auch dessen Bruder, jenem nochmals das Verbot zu wiederholen. Allein der Frevler war taub gegen alle Warnungen; Stadler ertappte ihn zum zweiten Male im Frauengemache und, um die Ehre

seiner Frau zu retten, tödtete er ihn, wozu er nach dem Landesgesetz ein Recht hatte. Der König, welchem Stadler den Vorfall erzählte, erklärte ihm, er habe Recht gethan, und begnadigte ihn. Nun bestand aber in Persien ein Gesetz, daß ein Christ, der einen Muselmannt tödtet, entweder mit dem Leben büßen oder den Turban nehmen muß. Da beredete der schlaue Bezir Mirza-Tafe, der schon längst auf Stadler neidisch war, seinen Herrn, das sei die beste Gelegenheit, den Fremden zu zwingen, Muhammedaner zu werden, und brachte es auch wirklich so weit, daß der König ihn kommen ließ, und ihm erklärte: wenn er nicht seine Religion abschwöre, so sei die Begnadigung zurückgenommen. „Mein Leib“, erwiderte Stadler auf diese Zumuthung, „gehört dem Könige an, welcher das Recht hat, über denselben nach Gutdünken zu verfügen; über meine Seele aber hat nur Gott allein zu gebieten.“ Der Schah, über diese Widerspenstigkeit aufgebracht, ließ ihn ins Gefängniß führen; doch schon nach wenigen Tagen berief er ihn wieder zu sich, um ihm anzuzeigen, er könne es nicht übers Herz bringen, ihn hinrichten zu lassen; er versprach ihm daher, wenn er die bereits vorgeschlagene Bedingung erfüllen wolle, 100,000 Thaler, eine Frau aus seinem Harem mit allen ihren Juwelen und die Erneuerung seiner alten Freundschaft. Allein Stadler blieb unbestechbar. Um ihn zum Abfall zu bewegen, wurde ihm ein hölzernes Dreieck, Pödeek genannt, um den Hals gelegt, so daß er weder liegen noch schlafen konnte. Häufig besuchten ihn auch die Karmeliter- und Kapuzinermönche, ihn zum katholischen Glauben zu bringen; er aber erklärte standhaft, daß er weder rechts, noch links von seinem Glauben weichen wolle. Als Stadler nun hingerichtet werden sollte, glitt der Säbel ab, womit der Blutrichter den Todesstreich führen wollte. Nun wurde bei dem Volke das Mitleid rege; es mißbilligte die über ihn verhängte Todesstrafe, und behauptete, er habe nichts weiter gethan, als wozu er berechtigt gewesen sei. Um einen Aufruhr zu vermeiden, wurde Stadler ins Gefängniß zurückgeführt, wo er noch einige Tage blieb. Noch einmal ließ der König, noch immer geneigt, ihn zu retten, ihn vor sich kommen, und verhiess ihm das Doppelte der früher angebotenen Summe, nämlich 200,000 Thaler; worauf Stadler abermals mit großer Entschlossenheit erklärte: als Christ habe er gelebt, als Christ wolle er sterben. Zur Hinrichtung geführt, fiel er auf die Kniee und verrichtete mit Andacht ein kurzes

Gebet. Dann sagte er zu dem Blutrichter, der den Säbel über ihn gezückt hielt: „Schlag ohne Furcht zu; ich verzeihe dir im Namen Jesu Christi!“ Und mit dem ersten Streiche lag während des Jammergeschreies der zahllosen, von Mitleid erfüllten Volksmenge der Kopf zu seinen Füßen. So endete Stadler im October 1637, erst achtundzwanzig Jahre alt. Der König befahl den anwesenden Christen, sein Blut aufzuschöpfen und ein ehrenvolles Begräbniß für ihn zu veranstalten. Sein Tod machte auf den König einen solchen Eindruck, daß er bei dem lebendigen Gott schwur, er wolle keinen Christen mehr der Religion wegen umbringen lassen.

## 563.

Unweit der Residenzstadt Warschau in Polen wohnte in einem Dorfe der Kleinbauer Dobry, von deutscher Abkunft. So fleißig und sparsam er auch war, so einfach er seine Kinder erzog, so wollte es eben doch kaum reichen mit dem täglichen Brod. Und nun hatte der Hagelschlag das Land heimgesucht, die Ernte war schlecht, Dobry's beste Kuh war gefallen und die Zeiten wurden immer ernster und trüber. Als nun auch das Stückchen Feld, das verkauft worden war, die Schulden nicht hatte decken können, und nun gar der arme Mann, um seine Gläubiger zu befriedigen, den sauern Gang zum Juden gethan hatte: seitdem wurde das Trauerspiel von Tage zu Tage immer trostloser. Eines Tages drang der unbarmherzige Jude mit Gerichtsdienern in Dobry's Haus, nahm die letzte Kuh aus dem Stall, Holz vom Boden, die Betten aus der Kammer, und drohte, in vierzehn Tagen wieder zu kommen, und falls er nicht bezahlt sei, ihn in's Gefängniß werfen und sein Anwesen verkaufen zu lassen. Was half das Wehklagen der unglücklichen Eheleute, was die Bitten der armen Kinder? Kein Holz, kein warmes Bett, kein Geld zu Brod und keine Hoffnung auf Hülfe; draußen aber der nahende Winter! Da fing das Glaubenslicht an niederzubrennen und es blieb nur der glimmende Docht übrig, als Dobry am Abend das Beil an die Bank legte, welche sein Vater in die Stubenwand eingesezt hatte, um noch einmal die zitternden Kindlein gegen die Kälte zu schützen. Wie sie alle so traurig beisammen waren, rufen mit einem Male die Kinder: „O der Mabe, der Mabe!“ und freudig springen alle an's Fenster. Auf dem Fenstergestimse draußen, mit den Flügeln schlagend und laut

krächzend, saß ein kohlschwarzer Rabe! Mit diesem Vogel aber hatte es eine eigene Bewandniß. Er war der regelmäßige Wintergast der Familie schon seit dreißig Jahren. Dobry's Großvater hatte ihn aus dem Nest genommen, großgezogen, gezähmt und dann in's Freie gesetzt. Seine Winterresidenz aber war und blieb Dobry's Haus, wo die sechs Kinder ihn mit dem Besten zu regaliren pflegten. Doch diesmal flog er bald wieder fort, und die Kinder sagten weinend: „Ach! jezt gefällt's ihm nimmer bei uns!“ Indeß rückte der entscheidende Tag immer näher. Vergeblich suchte Dobry den harten Schlag von seinem Hause abzuwenden. Der Gläubiger wich keinen Schritt und bei andern Leuten klagte der verschuldete Mann tauben Ohren, so daß ihm nur noch ein Weg offen blieb: die königliche Straße des Gebetes. Auf ihr fand man das Häuflein geängsteter Seelen im Bauernhause Tag für Tag. Noch war Del in ihren Lampen. So fielen einst, als vom Kirchturm das Abendbetglöcklein tönnte, alle auf die Knie, und der Vater stimmte das Lied an: „Befiehl du deine Wege.“ Da pochte es an's Fenster. O Freude! der Rabe war da und hüpfte fröhlich herein auf den leeren Tisch, flatterte gerade auf Dobry zu und legte ihm etwas Glänzendes in die Hand. Dieser wollte seinen Augen nicht trauen, als er einen Ring voll großer Edelsteine in seiner Hand sah. Den Werth desselben konnte er freilich nicht schätzen, nur merkte er so viel, daß er seiner Frau um den Hals fiel und ausrief: „Gottes Hülfe in unsrer Noth!“ Während aber der Rabe gierig von dem letzten Brode fraß, stiegen dem Bauern andere Gedanken auf: „Wem gehört der Ring? Ist's gestohlenes Gut?“ Ein schrecklicher Kampf begann in ihm; zuletzt rief er: „Weib, lieber arm in Ehren, als in Schanden wohlhabend! Den Ring müssen wir zurückgeben. Schickt uns Gott ein Glück zu, so wird's uns bleiben. Schickt aber der Teufel eine Versuchung, so darf's ihm nicht gelingen.“ Am andern Morgen eilte Dobry zum Pfarrer, der, als er den Ring näher betrachtete, voll Erstaunen ausrief: „Das ist ja unseres Königs Siegelring! Da steht ja das S. R., Stanislaus Rex!“ Die Ueberraschung und Freude war groß, und der Pastor versprach, dem König alles ausführlich zu melden. Bald fuhr vor Dobry's Haus ein vornehmer Schlitten, in welchen der arme Bauer im Sonntagsstaat einsteigen mußte. Untertwegs wurde demselben angst und bange; doch wurde er sehr getröstet, als

er sich zufällig umdrehte und den Raben behaglich hinter sich auf dem Schlitten sitzen sah. Jetzt hielt der Schlitten an der Schloßterappe. Dobry ward dem Könige vorgeführt, und von der leutseligen Gnade desselben so beherzt gemacht, daß er bald unbefangen erzählte, wie es sich mit dem Ringe zugetragen. Man legte nun den Ring auf den Tisch und stellte sich ein wenig abseits. Als bald flog der alte Dieb wieder auf das Kleinod zu und trug es zum großen Ergötzen aller zurück in die Hand des Bauern, seines geliebten Herrn. Ein Jahr darauf stand in Dobry's Gehöfte ein neues, geräumiges Wohnhaus, im Stall blökten ein paar wohlgenährte Kühe, die Schulden waren sämmtlich abbezahlt; Dobry war einer der ersten Bauern geworden. Dem alten Raben wurde alle Ehre angethan; er hatte freie Station und gute Pflege. Dobry aber und seine Kinder blieben im Glauben bei dem Spruch, den er über das Hoftbor hatte schreiben lassen:

„Sein Thun ist lauter Segen,  
Sein Gang ist lauter Licht.“

## 564.

Eine Mutter in Barmen entließ ihren Erstgeborenen nach Hamburg, wo er in Geschäften lange verweilte. Doch verging seit seiner Abreise kein Abend, an welchem seine Mutter nicht niedergekniet wäre und für ihn gefleht und gebetet hätte. Indes gerieth ihr Sohn in die Gesellschaft eines Freimaurers, der mit aller Klugheit ihn zu verführen suchte. Er stellte ihm die Reize des Umgangs mit gebildeten Menschen dar; den Vortheil, diese überall, wohin man auch komme, gleich herauszufinden und von ihnen ein freundliches, herzliches Begegnen zu erfahren, und so im eigentlichen Sinne nirgends mehr unbekannt zu sein, wie es ja besonders einem Kaufmanne auf seinen Geschäftsreisen so wichtig und nöthig sei, und schlug ihm vor, in den Freimaurer-Orden einzutreten, der ja überall seine Verzweigungen habe. Wohl mahnten leise Stimmen in seinem Herzen ab, aber die Stimme der Verführung klang so harmlos, die Sünde hat ein so unschuldiges Gewand angelegt, daß der Jüngling endlich einwilligte, in die Freimaurer-Loge einzutreten. An dem festgesetzten Abend hat er seine besten Kleider angelegt, und will dann hinuntergehen, um im Gastzimmer den Freund abzurufen, der ihn einführen soll.

Aber immer ist's ihm so, als ob er etwas vergessen hätte. Er will den Hut nehmen und findet ihn nicht; er hat ihn endlich in der Hand, öffnet die Thür — da reißt der Luftzug das Fenster auf, die Thür schlägt zu, das Licht verlöscht, er steht im Finstern, und laut und klar ruft es in seiner Nähe und zwar mit der Stimme der fernen Mutter: „Wilhelm!“ Als er hastig die Thür öffnet und auf den erleuchteten Corridor hinaustritt, faßt jemand seine Hand an — aber er sieht niemanden. Er eilt die Treppe hinunter, aber es ruft wieder mit dem Tone der liebenden Mutter: „Wilhelm!“ und als er sich umsieht, ist wieder niemand da. Er schreitet weiter, aber in großer Unruhe; und als ihn wieder jemand ergreift, als lege er ihm die Hand auf die Schulter, und als wieder leise, aber bang der Name Wilhelm erklingt — und in demselben Augenblicke das Erdgeschloß erreicht ist, tritt er zwar in die Thür des Gastzimmers — aber nur, um todtenbleich dem Kellner aufzutragen, ihn bei dem Freunde zu entschuldigen, er könne nicht mitgehen. Ohne die Antwort abzuwarten, geht er hinaus. Er muß bitterlich weinen. Der Friede seines Herzens war ferne von ihm gewichen. Das tägliche Gebet hatte er in der Fremde lange versäumt, das Wort Gottes lange nicht gelesen, allein, mit dem Tone der Mutter sind auch die Ermahnungen der Mutter wieder in ihm wach geworden; er durchschaut die Gefahr, die ihm droht, und reißt sofort nach Lübeck. Dort empfängt er einen Brief von seiner Mutter, worin sie ihm schreibt: „Als ich am letzten Donnerstag an deinem Bettlein (ach, so war mir's ja) über dich betete, kam ich in große Angst. Da habe ich alles dem HErrn JEsu vorgehalten und ihm anheimgestellt, er solle dich bewahren in seiner Liebe, und dich lieber selig sterben lassen, als ohne Glauben und Buße in Sünden leben. Denn was ist das Leben ohne JEsu! Wilhelm, was ist erst der Tod ohne JEsu! Was an jenem Abend zwischen meinem HErrn und mir vorgefallen ist, wie ängstlich ich gerufen, wie oft ich deinen Namen ihm vor die Füße, ja, an's Herz gelegt habe, das will ich nicht sagen. Aber zuletzt klang mir das Wort entgegen: Und er konnte doch nicht verborgen sein, und damit war ich getröstet und zufrieden.“ Wie herrlich hat der treue Gott das Gebet der Mutter erhört! An demselben Donnerstage wurde ihr Sohn aus der Versuchung, in den Freimaurer-Orden zu treten, errettet.

## Die siebente Bitte.

565.

Ein Soldat, der roh, wild und höchst unwissend war, wurde des Soldatenlebens müde, und bat mehrmals um seinen Abschied. Den Aerger über dieses vergebliche Bitten pflegte er durch Schimpfen und Wüthen an seinen Hauswirthten auszulassen. Einst wurde er bei einer gottesfürchtigen Wittve einquartirt, wo er ebenso that. Da erblickte er auf ihrem Tische eine Bibel aufgeschlagen, sah hinein und las Matth. 21, 22.: „Alles, was ihr bittet im Gebet, so ihr glaubet, so werdet ihr es empfangen.“ „Wie?“ sprach er zu der Wittve, „ist das wahr, was hier steht?“ „Freilich!“ antwortete diese. „Nun also bitte ich Gott, daß er mir den Abschied verschaffe, so muß ich ihn erhalten, wenn sein Wort wahr ist!“ rief der Soldat aus. „Aber um irdische Güter lehrt uns die Schrift nur bedingt bitten, um geistliche Güter mögen wir unbedingt flehen!“ entgegnete die Wittve. „Davon steht hier kein Wort!“ antwortete der Soldat, „hier heißt es schlechtweg: Alles, was ihr bittet.“ „Nun ja, so ist's auch wahr, was hier steht; denn Gottes Wort kann nicht lügen, noch trügen“, erwiderte die Frau. Tag und Nacht trug nun der Soldat jenen Spruch in seinen Gedanken herum; der Funke der göttlichen Wahrheit hatte gezündet. „Du kannst ja einmal einen Versuch machen und Gott um deinen Abschied bitten“, dachte der Soldat; „hilft's nichts, so kann's ja auch nichts schaden.“ Er ging in seine Kammer, warf sich auf sein Angesicht und bat flehentlich um Befreiung vom Soldatenstande. Während er aber betete, traten die zahllosen Sünden seines Lebens vor seine Seele, und sein Herz sprach: „Wie? du großer Sünder willst hoffen, Gott werde dich erhören?“ — Thränen traten ihm in die Augen, er rief zu Gott um Gnade und der Herr erhörte sein Schreien. Aus dem Säufer wurde ein Nüchtern und aus dem wilden Flucher ein Kind Gottes. Diese auffallende Veränderung seines ganzen Lebens machte allgemeines Aufsehen. Er scheute sich aber nicht, offen zu bekennen, was sich mit ihm zugetragen hatte und welche Liebe und Erbarmung der Herr besitze. Viele seiner Kameraden wurden von seinem Zeugnisse ergriffen und vereinigten sich



mit ihm in Einem Geiste. Darauf wurde er verklagt und verhört, aber er bekannte auch jetzt offen, welche Gnade ihm widerfahren sei. „Ich habe“, fügte er hinzu, „meine Klameraden nicht verführt, sondern sie vom Wege der Sünde auf den der Gottesfurcht geführt!“ Man fragte, warum er jetzt nicht mehr um seinen Abschied anhielte, den er doch vorher oft so ungestüm begehrte. „In meinem unbekehrten Zustande“, antwortete er, „wollte ich mit meinem Kopfe durch die Wände; jetzt aber bin ich ein Eigenthum Christi geworden, und lasse geschehen, was er mit mir vornehmen will.“ Da man nichts mit ihm anzufangen wußte, entließ man ihn seines Dienstes, und so ging sein Gebet in Erfüllung.

566.

Innocenz, ein Beamter zu Carthago, litt an einem schweren Fistelschaden. Schon hatte er viele schmerzhaft und gefährliche Operationen überstanden und glaubte sich geheilt, als es sich fand, daß eine verborgene Vertiefung der ärztlichen Kunst entgangen war. Jetzt sollte er einer neuen Operation sich unterwerfen, wenn er gerettet werden wollte. Diese Nachricht brachte ihn und die Seinigen der Verzweiflung nahe. Des Abends vor dem zur Operation bestimmten Tage kamen, wie gewöhnlich, die Prediger zu ihm. Mit Thränen bat er sie, am andern Morgen gegenwärtig zu sein, wenn er unter den Händen der Aerzte sterben würde; denn Anderes erwartete er nicht. Die Prediger ermahnten ihn, Gott zu vertrauen und dessen Willen männlich zu ertragen. Da sie hierauf zum Gebete niederknieten, warf auch Innocenz, wie von höherer Gewalt fortgerissen, sich plötzlich zur Erde nieder, und betete mit solcher Inbrunst unter zahlreichen Thränen, daß der Bischof Augustin, der gegenwärtig war, nicht beten konnte, sondern in seinem Herzen die Worte sprach: „Herr, welches Gebet der Deinen erhörst Du, wenn Du dies nicht erhörst?“ Am andern Morgen fanden sich alle mit großen Sorgen wieder ein. Die Prediger sprachen dem Kranken Muth zu und die Aerzte bereiteten alles zur Operation vor. Aber als sie dieselbe beginnen wollten, fanden sie nichts mehr zu operiren. „Die Freude, die Lobpreisung, ja, den heißen Dank gegen den barmherzigen Gott, welcher aus dem Munde aller Anwesenden unter vielen Freudenthränen emporstieg, vermag ich nicht in Worte zu fassen!“ schrieb Augustin.

567.

Im Jahre 1540 wurde Philipp Melanchthon in Weimar infolge großer Traurigkeit von einer tödlichen Krankheit überfallen. Sobald der Kurfürst erfuhr, wie krank und schwermüthig er sei, ließ er Luthern schleunig in seinem eigenen Wagen holen, um den Kranken zu besuchen und zu trösten. Luther säumte nicht, und als er in Weimar ankommt, findet er Melanchthon in den letzten Zügen. Die Augen waren ihm schon fast gebrochen, aller Verstand gewichen, die Sprache entfallen, das Gehör vergangen, Angesicht und Schläfe eingefallen, dazu kannte er niemanden, aß und trank nichts. Ueber diesen Anblick erschraf Luther heftig, wandte sich zu seinen Reisegefährten und sagte: „Behüte Gott, wie hat mir der Teufel dieses Organon (Werkzeug) geschändet!“ Dann wandte er sich nach dem Fenster und rief Gott sehr andächtig an. „Allda“, sagte Luther nachher, „mußte mir unser Herr Gott herhalten. Denn ich warf ihm den Sack vor die Thür, und hielt ihm alle Verheißungen des Gebetes vor, die ich aus der heiligen Schrift zu erzählen wußte, und daß er mich erhören mußte, wo ich anders seinen Verheißungen trauen sollte.“ Nach diesem nahm er Philippum bei der Hand (denn er wußte wohl um seines Herzens und Gewissens Bekümmerniß), und sprach: „Seid getrost, Philippe, Ihr werdet nicht sterben. Obgleich Gott Ursache hat zu tödten, so will er doch nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe. Er hat Lust zum Leben und nicht zum Tode. Weil Gott die größten Sünder, die jemals auf Erden gelebet, nämlich Adam und Evam, in seine Gnade berufen und angenommen, viel weniger will er Euch, Philippe, verstoßen oder zugeben, daß Ihr in Eurer Sünde und Schwermuth vergehet. Darum gebet dem Trauergeiste nicht Raum und werdet nicht Euer eigener Mörder, sondern verlasset Euch auf den Herrn, der da kann tödten und lebendig machen.“ Als Luther dieses also redet, wird Philippus gleichsam wieder lebendig, und fängt an, Odem zu holen, kommt allmählich wieder zu Kräften und gelangt zu seiner vorigen Gesundheit. Melanchthon selbst schrieb seine Genesung nur dem Gebete Luthers zu. „Ich war“, sagt er in einem Briefe, „von einer schrecklichen Krankheit befallen, die nur aus Bekümmerniß und Gram entstanden war. Ich wäre auch gestorben, wo ich nicht durch Lutheri Anfunft mitten aus dem Tode wäre gerissen worden.“

## 568.

Im Jahre 1828 hatte König Friedrich Wilhelm III. von Preußen den Fuß gebrochen. Da lag er denn einmal des Nachts und konnte vor Schmerzen nicht schlafen, und dachte: Wer möchte mir wohl im Leben am feindlichsten begegnet sein und mich am bittersten gekränkt haben? dem wollte ich wohl vergeben und ihm eine Freude machen. Da fiel ihm ein, es wäre wohl der Oberst Massenbach, der wegen Schmähschriften auf den König zur Festungsstrafe verurtheilt war. Er gab sogleich eine Cabinets-Ordre aus, Massenbach auf freien Fuß zu setzen. Derselbe hatte aber schon zehn Jahre lang auf der Festung Glatz in Schlessien gefangen gesessen, und hatte während dieser Zeit nichts unverfucht gelassen, um seine Freiheit wieder zu erlangen, aber es war alles vergeblich geblieben. Nun las der Oberst einmal in einem Erbauungsbuche die Geschichte einer merkwürdigen Gebetserhörnung. Da fiel es ihm plötzlich auf's Herz, daß er noch nie zu dem Herrn der Herren um seine Befreiung gebeten habe. Er fiel sogleich nieder und betete inbrünstig zu Gott, seinem Erlöser. Und — den andern Tag bekam der Commandant der Festung die Cabinets-Ordre, welche befahl, den Oberst los zu lassen. — Hier ist wieder das Wort wahr geworden: „Ehe sie rufen, will ich antworten“; denn Berlin liegt von Glatz doch über 30 deutsche Meilen entfernt, und die Ordre des Königs war also ausgefertigt, ehe noch das Gebet geschah.

## 569.

Johann Gerhard, einer der berühmtesten Gottesgelehrten des siebenzehnten Jahrhunderts, rettete die Stadt Jena, als sie durch feindliche Truppen die Greuel des fürchterlichen dreißigjährigen Krieges erfahren sollte, dadurch, daß er sein eigenes Leben in Gefahr setzte. Das kaiserliche Heer rückte gegen Jena an, in der Absicht, die Stadt zu plündern und zu verwüsten. Herzhaft ging der ehrwürdige Mann demselben entgegen, fiel auf der Brücke dem kommandirenden General zu Füßen und bat um Schonung. Als dieser, unempfindlich, auf seine Bitten nicht hören wollte, steht Gerhard wieder auf, tritt ihm zur Seite, und ruft ihm mit Freimüthigkeit und Entschlossenheit zu: „Wollt Ihr mich nicht hören, so höret mich doch Gott, unser Herr!“ Und der General, dem diese Rede das Herz durchdrang, verfuhr gelinde mit der Stadt und Universität.

## 570.

Es war am Morgen des 6. November 1632, als die katholische Armee unter Wallenstein und die lutherische unter Gustav Adolf bei Lützen einander schlagfertig gegenüberstanden. Als die Morgenröthe graute, ließ Gustav Adolf seinen Hofprediger Fabricius rufen und ihn, wie auch bei allen Regimentern jeden Feldprediger, eine Betstunde halten. Bei dieser Betstunde sang nun das ganze Heer des frommen Königs Feldliedlein: „Verzage nicht, o Häuflein klein.“ Er aber lag dabei auf seinen Knien und betete inbrünstig. Mittlerweile war ein tiefer Nebel gefallen, der das verhängnißvolle Gefild bedeckte, so daß man nichts unterscheiden konnte. Nachdem nun das Heer in Schlachtordnung gestellt war, gab er zum Lösungswort der Schlacht das Wort „Gott mit uns“, bestieg sein Roß, zog sein Schwert und ritt die Linien seines Heeres entlang, die Krieger zum Kampf zu ermuntern. Zuvor aber ließ er mit Pauken und Trompeten die Liederweisen: „Ein' feste Burg“ und „Es woll' uns Gott genädig sein“ spielen, und die Soldaten stimmten alle mit Einem Munde ein. Nun fing der Nebel zu sinken an und die Sonne blickte durch. Jetzt rief er nach einem kurzen Gebet: „Nun wollen wir d'ran, das walte der liebe Gott!“ und bald darauf überlaut: „Jesu, Jesu, hilf mir heute streiten zu Deines Namens Ehre!“ Dann sprengte er voran dem Feinde entgegen, bloß mit einem ledernen Koller angethan. „Gott ist mein Harnisch!“ hatte er zu dem Diener gesagt, der ihm die Rüstung anlegen wollte. Gegen elf Uhr Mittags fiel zwar der fromme Held, durch eine tödliche Kugel getroffen, sterbend vom Pferde mit den Worten: „Mein Gott, mein Gott!“; die Sache des lutherischen Häufleins aber erlangte den Sieg, wie sie es prophetisch in der Morgendämmerung gesungen hatten.

## 571.

Im Jahre 1746 fuhr eine französische Flotte von vierzig Kriegsschiffen unter dem Herzog von Anville gegen Neu-England in der Absicht, dasselbe völlig zu unterjochen, wozu die Flotte auch stark genug war. Die frommen Engländer aber, überzeugt, daß ihre Hoffnung allein zu Gott stehe, bestimmten eine in allen Kirchen zu beobachtende Zeit des Fastens und Betens. Während nun in der Hauptkirche der Prediger Price an dem allgemeinen Fasttag den Gottesdienst versah und

mit inbrünstigem Eifer Gott um Abwendung der Gefahr anrief, erhob sich ein heftiger Wind, ungeachtet doch bis auf diesen Augenblick der Tag ganz heiter und ruhig gewesen war; die Fenster der Kirche klirrten mit lautem Getöse. Price hielt in seinem Gebete inne, blickte hoffnungsvoll auf, und fing auf's neue an, eifrig zu beten, daß doch dieser Wind ihnen zur Rettung helfen möge. Da brach ein Sturm los, durch den der größere Theil der französischen Flotte zerschellt und alle Schiffe zerstreut wurden. Der Herzog von Anville und sein Unterbefehlshaber entleibten sich selbst, viele Tausende wurden eine Beute des Todes. Die kleine Anzahl, die am Leben blieb, kehrte entkräftet und entmuthigt zurück, und die ganze Unternehmung wurde für immer aufgegeben.

## 572.

„Der Mensch ist sich nicht immer gleich“, sagte einst Admiral Ruyter, jener große Held des 17ten Jahrhunderts, vor allen seinen Offizieren: „Als ich einst eine Schlacht liefern sollte und der Augenblick schon da war, fühlte ich mich muthlos, verworren und bedenklich. Ich war unfähig die nöthigen Befehle zu geben; ich war bestürzt, und wußte nicht, was ich thun sollte. In diesem schrecklichen Zustande sah ich bald, daß ich keine Hülfe als von dem Leiter unserer Schicksale zu erwarten hätte. Ich ging allein in mein Zimmer, warf mich vor Gott auf die Kniee, und in einem kurzen, aber brünstigen Gebet bat ich um seinen Beistand, um den Geist der Weisheit und des Muthes. Kaum hatte ich dies Gebet geendigt, als meine Unruhe verschwand, ich fand meinen gewöhnlichen Muth und mein kaltes Blut wieder. Ich gab meine Befehle und siegte.“

## 573.

Die Osmanen belagerten 1529 unter Sultan Suleiman das Schloß Güns in Ungarn; zuletzt gelang es ihnen, trotz der tapfern Gegenwehr der Belagerten, an acht Orten ihre Fahnen auf den Mauern aufzupflanzen, und die Vertheidiger in einen letzten Verhau zurückzudrängen, wo ihrer ein sicherer Tod zu warten schien. Da erhoben die wehrlosen Weiber, Greise und Kinder im Tone der Verzweiflung ihr gen Himmel dringendes Geschrei um Hülfe. Und nie ward wohl ein Gebet

schneller erhört. Die siegreichen Osmanen erschrafen vor der Verzweiflung. Aus dem Schlosse, aus jedem Hause meinten sie frische Mannschaft vordringen zu sehen; sie glaubten in den Lüften einen Ritter in seinem Harnisch zu erblicken, der ihnen mit gezücktem Schwerte drohe. „Der allmächtige Gott“, ruft Jurischiz — so hieß der tapfere Befehlshaber der Belagerten — aus, „der allmächtige Gott hat uns sichtbarlich gerettet.“

574.

Einst war ein entsetzliches Gewitter ausgebrochen und schon fiel der Hagel in dichter Menge. Da stürzte eine Person in das Zimmer, wo Dr. Bengel war, und sagte: „Ach Herr Prälat! es ist alles verloren!“ Er aber trat ganz gelassen an das Fenster, öffnete es, hob seine Hände empor und flehte: „Halte inne, Vater!“ Und wirklich ließ von diesem Augenblick an das Gewitter nach.

575.

Andreas Reinhard, Pastor in Senftenberg, erzählt in seiner Schrift: Das abgebrannte Senftenberg: „Der liebe Gott hat mit uns getheilet: eine liebe Kirche hat er in Asche gelegt, und von Grund aus zerstört, die andere aber uns zum Trost- und Betehaus noch bisher erhalten, und das ist wunderbar durch göttliche Allmacht geschehen. Es hat diese Kirche recht mitten im Feuer gestanden, es haben auf beiden Seiten kaum zwei oder drei Schritte von den Kirchthüren beinahe dreihundert Holzstämme zum neuen Schulbau gelegen, die alle im Feuer aufgingen und eine unerhörte Gluth von sich gaben, es haben um und um andere Wohnhäuser gestanden, die alle zum großen Feuer und Steinhäufen wurden: dennoch hat das liebe Gotteshaus unverseht müssen stehen bleiben. Daß kein Fenster in so großer Gluth zerschmolzen und keine Thür versehrt worden, das ist ein Wunder des Allerhöchsten, das hat ohne allen Zweifel vieler frommer Herzen andächtiges Gebet bei Gott ausgewirkt.“ — Als die eine Kirche schon niedergebrannt war, wurden Alle ermahnt, Gott herzlich zu bitten, daß er die andere Kirche doch gnädiglich erhalten wolle. „Als die Kirche nun oben an dem offenen Giebel bereits zu brennen anfang und niemand vor dem großen Feuer dazu kommen konnte, solches zu löschen, da vermochte nichts zu helfen, als Beten; da schrie,

wer es nur sah: „Ach Gott! ach Gott! jetzt gehet 's an die liebe Kirche! Ach Gott, erbarme Dich doch! Ach Gott! verschone doch!“ Wir traten mit einhelligem Seufzen zusammen, fielen nieder auf unsre Kniee, hielten dem lieben Gott vor sein Wort und unsre Noth und baten um seine allmächtige Hülfe. Das war ein so kräftiges Mittel und Löschwasser, daß man von Stund an und augenblicklich sehen mußte, wie das Feuer an der brennenden Säule keine Macht mehr hatte; es mußte von sich selbst wieder auslöschen und unsere liebe Kirche stehen bleiben. Das ist ein Wunder des Allerhöchsten!“

## 576.

Es war die schöne, kühle Jahreszeit in Indien, da die dortigen englischen Beamten ihre Rundreisen durch ihre Bezirke zu machen pflegen. In seiner Schemianah, einem nach allen Seiten hin offenen Zelte, saß eines Morgens in einer der nordwestlichen Provinzen der Richter Jakobson, welchem ein befreundeter Offizier, Wilkins, bemerkte, wie ungewöhnlich ernst und gedankenvoll er aussehe. „Lache nur nicht über mich, Freund“, entgegnete ihm Jakobson, „aber ich kann einen seltsamen Traum, den ich diese Nacht hatte, nicht los werden. Ich habe mich dahin gewendet, wo auch du dir Stärkung und Licht geholt hättest, aber der Eindruck bleibt. Mir träumte, meine liebe Mutter, die ich nun seit sieben Jahren nicht gesehen habe, trete hier in mein Zelt herein und kniee zum Gebet nieder, während Thränen ihren Augen entströmten. Die einzigen Worte ihrer Lippen, deren ich mich entsinnen kann, sind: „Gieb Deinen Engeln Befehl über ihn!“ Sie klingen mir immer fort in den Ohren nach. Ich habe eine Ahnung, als stehe ich in einer großen Gefahr, aber mir ist, als werde ich durch meiner Mutter Gebet bewahrt werden. Woher diese Gefahr drohen könnte, weiß ich rein nicht, kann also auch nichts thun, sie zu vermeiden. Ich werde deshalb wie gewöhnlich an mein Tagewerk gehen und alles Andere höheren Händen überlassen.“ Wilkins suchte vergeblich seinem Freunde die Sache auszureden. Sie schieden. Jakobson ging an seine Arbeit. Gegen Abend brach er, von Polizisten begleitet, nach seinem neuen Lagerplatz auf. Als die Gesellschaft sorglos plaudernd an einem Felsen vorüberritt, brach plötzlich ein Lichtstrahl über ihm hervor, der sämtliche Reiter einen Augenblick blendete. Jakobson's Pferd, ein feuriger Araber, bäumte sich hoch, er

selbst stürzte auf die rechte Schulter und brach das Schlüsselbein. In der Ferne bemerkte man drei Männer, welche dem Gebirge zuritten. Ohne Zweifel hatten sie im Hinterhalt gelauert, und während einer das Gewehr zum Schuß auf den Richter spannte, hatte ein heller Strahl der untergehenden Sonne den blanken Flintenlauf beleuchtet und so den Anschlag vereitelt. Als bald eilte Wilkins zu seinem Freunde, der ihn mit den Worten empfing: „Dem Gebete meiner Mutter verdanke ich mein Leben.“ Ganz vorüber war die Gefahr indeß noch nicht. Nach drei Tagen saß er wieder zu Gericht, worauf er in sein Zelt zurückkehrte, wo er matt und erschöpft in seinem Lehnstuhl ruhte. Die Diener hatten sich alle zurückgezogen, um ihren Herrn nicht zu stören; man vernahm nichts, als die Tritte der vor der Zeltthür auf- und abgehenden Wache. Plötzlich sieht Jakobson eine Gestalt vor sich: einen Mann, der ihm eine Bittschrift darreicht. Betroffen steht Jakobson auf, und will den Eindringling anreden; dieser aber springt mit gezücktem Schwert auf ihn zu. Doch schneller noch als er, ergreift Jakobson den neben ihm liegenden Revolver und drückt ab. Ein Blick, ein Schrei, ein schwerer Fall und über dem Auge getroffen liegt der Unglückliche zu den Füßen dessen, als dessen Mörder er kam. Auf den Knall des Pistols stürzen die Diener herbei, und gewahren mit Entsetzen, wie ihre Sorglosigkeit um ein Haar ihrem Herrn das Leben gekostet hätte. Sofort wurden die Gefährten des Bösewichts, die zu entinnen suchten, ergriffen. Es waren dieselben muhammedanische Fanatiker, welche drei Tage zuvor im Hinterhalte gelauert und sich's gelobt hatten, die ungläubigen Christenhunde zu tödten. Die Mörder wurden zum Strange verurtheilt. Mit tiefer Bewegung dankte Jakobson dem Herrn. Ja, seiner Mutter Gebet war erhört!

## 577.

In London lebte im vorigen Jahrhundert ein Offizier, der in seiner Jugend in Gefahr war, in den Rachen eines Tigers zu fallen, aber durch ein Wunder der Erbarmung Gottes errettet wurde. Es ging aber also zu: Sein Vater hielt sich längere Zeit an der Küste Malabar in Vorderindien auf. Eines Tages saß er bei offenen Thüren im Saale und schrieb, während in dem Nebenzimmer sein einjähriger Sohn in der Wiege lag und schlief. Plötzlich vernahm der Vater ein Ge-



räusch, sah sich um und bemerkte zu seinem Schrecken einen Tiger ganz bedächtig auf die Wiege seines Kindes zuschreiten. Man kann sich die Angst des bekümmerten Vaters denken. Entblößt von allen Waffen stand er, vor Schreck an allen Gliedern gelähmt, dem Ungeheuer gegenüber. Menschenhülfe schien hier unmöglich zu sein, und schon sah er sein geliebtes Kind dem Rachen des blutgierigen Tigers preisgegeben. „Mein Gott, mein Gott“, stammelte er in seiner Herzensangst, „errette mein Kind! Du allein kannst helfen!“ Und siehe, Gott erhörte sein Gebet. Als das grimmige Raubthier auf seine Beute zuspringen wollte, erblickte es sich in dem großen Wandspiegel und meinte, einen andern Tiger zu sehen, der ihm den Fang streitig machen wollte. So that denn der Tiger einen Satz und sprang wüthend auf den Gegner zu. Anstatt aber einen solchen zu erfassen, fiel der zertrümmerte Spiegel unter lautem Krachen über ihm zusammen. Dies setzte den Tiger in eine solche Furcht, daß er von der wirklichen Beute abließ und erschreckt das Weite suchte. Der auf diese Weise so wunderbar errettete Knabe wuchs zur Freude seines Vaters zum Jüngling und zum Manne heran und trat später als Soldat ins englische Heer.

578.

Andreas Steinberg, Pfarrer zu Budin in Böhmen, ward um seines Glaubens willen 1620 von 15 Reitern gebunden, geknebelt und in Costelitz ins Gefängniß geworfen; sie waren willens, ihn den andern Tag mit Feuer zu peinigen. Aber der Gott, der seinen Engel zu Petro sandte, rettete auch diesen Knecht Gottes. Er betete inbrünstig unter anderem aus dem Psalm: „Auf Dich habe ich gehoffet, Herr!“ Plötzlich fühlte er Hände und Füße von den Banden frei und erlebte. Er steht auf, wie einst Petrus, geht mitten durch drei Wächter hindurch, und keiner bemerkt ihn, da doch einer derselben die Thüre in der Hand hielt. Bei dem Thore wurde er von der Schildwache erkannt, die ihn aber aus Mitleiden, weil beide Landsleute waren, nicht nur laufen ließ, sondern bis über die Brücke hinüber begleitete.

579.

In seiner „treuen Vermahnung zu wahrer Buße und christlichem Gebet“ sagt Luther: „Die Papisten sind toll und

unsinnig wider uns, wollen ihre Lehre mit langen Spießen und mit Gewalt verfechten, weil sie mit der Feder und Wahrheit nichts wider uns aufbringen können. Ich habe mit großem Ernst Gott gebeten und bitte noch täglich, er wolle ihrem Rath steuern und keinen Krieg in Deutschland kommen lassen bei meinem Leben; und bin gewiß, daß Gott solch mein Gebet fürwahr erhört, und weiß, daß, weil ich lebe, kein Krieg in Deutschland sein wird. Wenn ich nun sterbe, ruhe und schlase, so betet auch.“ Dieses Gebet Luthers ist erhört worden: der Religionskrieg brach erst nach seinem Tode aus.

---

## Das vierte Hauptstück.

### Das Sacrament der heiligen Taufe.

---

580.

Einst wurde Luther gefragt, wie er es doch am jüngsten Tage verantworten wolle, daß er die Meinung so vieler Gelehrten, namentlich so vieler Sacramentirer, verwerfe? Lächelnd erwiederte er: „So will ich es verantworten: Lieber Herr Christe, will ich sagen, daß sie alle gelehrt waren, wußte ich wohl; ich war aber so thöricht und hatte das Vertrauen zu Dir, Du, Christe, wärest gelehrter und weiser, als sie und alle Welt; hast Du mich denn verführt, so bin ich verführt.“

581.

Kaiser Maximilian lag einst vor einer Festung, welche er am andern Tage stürmen lassen wollte. Darum hielt er den Abend zuvor mit seinen vornehmsten Kriegsräthen ein Bankett und sagte: „Ihr ehrlichen Ritter, seid fröhlich und fasset Euch einen Muth, Gott wird geben, daß wir morgen unsrer Feinde werden mächtig werden.“ Einer aber saß finster und traurig da, dem spricht der Kaiser freundlich zu und sagt: „Wie so traurig?“ Der Rittmeister antwortet: „Allergnädigster Herr

und Kaiser, ich habe meiner Schwermuth große Ursache.“ Maximilian sagt: „Ist dir denn auch zu rathen?“ Der Rittmeister antwortet: „Ja, Eure Kaiserliche Majestät könnte mir gar wohl helfen.“ Der Kaiser vermahnt ihn, er solle sagen, was ihm auf dem Herzen liege. Der Rittmeister spricht: „Ja, wenn Ew. Majestät nicht wollte zornig werden und einen Widerwillen auf mich werfen.“ Da sagt Maximilian: „Verlaß dich auf mein kaiserliches Wort, es soll also sein, nur sage geradezu.“ Da spricht der Rittmeister: „Allergnädigster Herr und Kaiser, wir sollen uns morgen mit dem Feinde schlagen; nun frist das Schwert jetzt diesen, jetzt jenen, wie David sagt 2 Sam. 11.: *Anceps fortuna belli*, niemand weiß, wer den Letzten begräbt. Ich habe aber ein böses Gewissen und bekümmere mich, wie ich im Fall des Todes möge selig werden. Denn ich habe 30,000 Ducaten von der Kriegsleute Besoldung veruntreut; wenn mir Ew. Kaiserliche Majestät diese will schenken, so will ich fröhlich sein und mich morgen desto ritterlicher verhalten.“ Maximilian bedenkt sich, lächelt ein wenig und spricht: „Es ist wohl nicht ein Geringes, aber alles sei dir geschenkt, vergeben und vergessen, nur sei fröhlich, morgen kann eine kühne Heldenthats alles ersetzen.“ Der Rittmeister bedankt sich höflich. Er ist aber mit diesen Worten nicht zufrieden, sondern spricht: „Eure Majestät sei so demüthig und trinke mir darauf einen guten Trunk zu, daß ich weiß, daß es verziehen und vergeben ist.“ Das that der Kaiser. — Ebenso handelt auch Gott in Gnaden mit uns, er läßt uns seinen Willen durch sein Wort wissen und hören, er läßt uns seine Meinung in den hochwürdigen Sacramenten mit Augen sehen, damit unser Herz alles Unglaubens und alles Zweifels sich entschlagen könne.

582.

Als im Jahre 1523 die Ebernburg belagert wurde, nahmen die Landsknechte die erste eiserne Kanonenkugel, welche in die Burg eingeschlagen war, und trugen sie eilends zu Herrn Caspar Aquila mit dem Begehr, daß er sie taufen möchte. Der Magister wehrte ihrem abergläubischen Ansinnen, belehrte sie, wie die Taufe für Menschen, nicht aber für Glocken und Kanonenkugeln eingesetzt sei, und wies darauf hin, daß man seine Hoffnung lieber auf Gott setze, — aber vergebens. Das wilde

Volk wird immer ungestümer, sie drohen, ihn sofort niederzumachen, wenn er die Kugel nicht taufe. Er weigert sich. Die Wuth der Knechte und Hauptleute steigt aufs Höchste. Sie ergreifen den Magister und stecken ihn, mit dem Kopf nach unten, in einen großen messingenen Feuermörser, ihn zur Burg hinaus zu schießen. Sie holen die Lunte, legen sie ans Zündkraut, aber siehe da! es brennt ab, ohne das Pulver in seiner Kammer zu entzünden. Sie versuchen's abermals, abermals brennt's ab. Da wirft sich einer der Hauptleute dazwischen, die Knechte sind stumm; er bringt's dahin, daß man im Versagen des Geschüßes Gottes Stimme findet; der Magister wird an den Beinen herausgezogen. Und wie er, erlöst von dem furchtbaren Tode, auf seinen Beinen steht, da wendet er sich flugs zu dem Hauptmann mit den Worten: „Ich will dir sie dennoch nicht taufen!“

583.

Genesius, ein Komödiant zu Rom, suchte sich einst unter anderm auch dadurch die Gunst des Kaisers Diocletian, gestorben 313 nach Christo, zu erwerben, daß er in den öffentlichen Schauspielen, die er dirigirte, den Glauben der verhafteten Christen zu einem Gegenstande des Gelächters machte. Um desto lebhaftere Vorstellungen auf die Bühne bringen zu können, besuchte er öfters die Versammlungen der Christen, wo er auf ihre Gebräuche genau Acht gab. Einst sollte er bei der Aufführung eines Lustspiels auch die Taufe der Christen nachahmen, und die Rolle eines Menschen spielen, der auf dem Sterbebette dieses Sacrament verlangte. Doch was geschah? In dem Augenblicke, wo sich der verkleidete Presbyter (Prediger) ihm näherte, die heilige Handlung an ihm zum Spotte zu vollziehen, da stellte sich plötzlich jenes apostolische Wort vor seine Seele, das er kurz vorher in einem Bethause der Christen gehört hatte: „Ein Herr, Ein Glaube, Eine Taufe, Ein Gott und Vater unser aller“, Ephes. 4, 5, 6. Mit göttlicher Gewalt drang dieses Zeugniß in sein Herz, er konnte nicht widerstehen, entschloß sich sogleich, ein Christ zu werden, und bekannte dies jetzt laut vor der anwesenden Versammlung. Der Kaiser, der auch zugegen war, war hierbei höchst vergnügt, indem er noch immer meinte, Genesius spiele seine Rolle mit täuschender Lebendigkeit fort. Als er aber endlich sah, daß es Genesius voller Ernst sei, ein Christ werden zu wollen, indem

dieser laut seine Neue bekannte, die heilige christliche Religion und ihre Geheimnisse verspottet zu haben, gerieth der Kaiser in ebenso großen Zorn als Bestürzung. Er gab Befehl, den Bekenner auf der Stelle durchzuprügeln, und da er standhaft blieb, ihn auf's grausamste zu martern, über eiserne Stacheln nackt hin und her zu wälzen und mit Fackeln zu rösten. Doch kein Schmerz war vermögend, Genesius, den Gottes Hand gerührt hatte, in seinem Entschlusse wankend zu machen. So wurde ihm denn endlich der Kopf abgeschlagen.

## 584.

Ein edler Jüngling, Alexander Laufaciuz, pflegte im Kalender seinen Tauftag sonderlich zu zeichnen. So oft derselbe wiederkehrte, hat er ihn wie eins von den vornehmsten Festen des Jahres hochfeierlich begangen und ihn mit Gebet und Danksgiving zugebracht, indem er Gott um Vergebung der wider seinen Taufbund begangenen Sünden herzlich anrief und ihn um fernere Regierung des Heiligen Geistes und Bewahrung vor neuer Uebertretung bat.

## 585.

Ludwig der Fromme, König von Frankreich, war in Poissy geboren und getauft, weshalb er diesen Ort sonderlich liebte und oft besuchte. Zur Erinnerung an seine Taufe unterschrieb er sich manchmal: Ludwig von Poissy. Auch pflegte er zu sagen, es wäre ihm an dem Orte mehr Glück und Heil widerfahren, als an irgend einem anderen. Als er aber erinnert wurde, daß er gleichwohl zu Rheims die königliche Krone empfangen habe, antwortete er: „Ich habe aber zu Poissy die Christenkrone empfangen.“

## 586.

Als der siegreiche Kaiser Friedrich Barbarossa des Saladin Kriegsvolk in Kleinarmenien geschlagen und Cilicien wieder erobert, und in einem Flusse, Seleph genannt, baden und sich kühlen wollte, kommt er in einen Wirbel und sinkt unter; daß man ihn für todt hat herausgezogen. Da er nun ein wenig sich erholet, hat er sich seiner Taufe erinnert und deren Frucht sich

getröstet, und kurz vor seinem Abschiede gesagt: „Herr Jesu Christe, Du hast mich durch das Wasser der Taufe gezogen, dadurch ich Dir bin einverleibt worden und die Verdienste zur Seligwerdung angezogen habe. Jetzt hast Du, Herr, mich auch in's Wasser gesenket, dadurch ich armer Sünder getödtet und aus dieser Welt abscheiden muß. Gleichwohl werde ich in Dir leben, denn wer da glaubt und getauft wird, demselben ist der Himmel erkauft, daß er nicht werde verloren.“

587.

Zu Wittenberg hat sich ein armes Weib, Elsa, welche weiland des Herrn Lutheri Kindermagd gewesen, dem Teufel mit Leib und Seele ergeben. Da sie nun darüber in großes Herzeleid fällt, geht der Herr Lutherus zu ihr und fragt sie, warum sie so betrübt sei? Da spricht sie: „Ach lieber Herr, sollte ich nicht betrübt sein? ich habe mich von Gott gewendet und dem Teufel mich ergeben.“ Der Herr Lutherus spricht: „Gieb dich zufrieden, die Sünde ist nichts, hast du keine größere Sünde gethan?“ Da sagte sie: „Ach Herr Doctor, wie sollte ich eine größere Sünde begehen?“ Lutherus spricht: „Ich sage noch einmal: Die Sünde ist nichts, wo du nicht hast was Aergeres gethan; ich weiß viel größere Sünden; das wäre die größte Sünde, wenn du in deiner Thorheit wolltest verharren und verzweifeln. Höre doch, liebe Elsa, kannst du M. Fröschelein sein Geld, Buch oder Priesterrock weggeben?“ Da spricht sie: „Traun nein! denn es ist nicht mein.“ Da sagt Lutherus: „Wohlan so kannst du dich selber auch nicht weggeben; denn du bist nicht dein, du hast dich nicht erlöst, der Herr Jesus hat dich erlöst, du bist auf seinen Namen getauft, du bist sein Eigenthum, du hast ihm bei der Taufe geschworen, du kannst nicht eines Fingers breit von dir weggeben, du bist dein nicht mächtig. Sag dem Teufel den Kauf wieder ab, sprich: Höre, Teufel, du verlogener Geist, gehe hin zu meinem Herrn Christo, willst du was haben, so magst du es von ihm erlangen. Er wird dir das höllische Feuer auf den Kopf geben.“

588.

Als im Jahre 200 in Numidien in Nordafrika eine heftige Christenverfolgung wüthete, wurden unter vielen Andern auch

12 Christen aus der Stadt Scillita vor den Statthalter dieses Landes, Saturninus, geführt. Vergeblich bemühte sich derselbe, die Christen zu bewegen, den Göttern zu opfern. Da wendete er sich an einen derselben, Namens Speratus, mit den Worten: „Du beharrest dabei, ein Christ zu sein?“ „Ich vertraue darauf“, antwortete dieser, „daß ich diese christliche Beharrlichkeit nicht aus eigenen Kräften habe, sondern als eine Gabe von Gott.“ Die Andern wiederholten mit ihm freudig und standhaft das Bekenntniß ihres Glaubens. Saturninus bot ihnen eine dreitägige Bedenkzeit an. „In einer so guten Sache“, erwiderte Speratus, „bedarf es keiner Bedenkzeit. Wir haben, als wir durch die Gnade der Taufe erneuert wurden und dem Teufel absagten, nach reiflicher Ueberlegung beschlossen, den Dienst Christi nie zu verlassen.“ Auf des Statthalters Frage, auf welche Schriften sie ihren Glauben gründeten, antwortete Speratus: „Auf die vier Evangelien von unserem Herrn und Heilande Jesu Christo, auf die Episteln des Apostels Paulus, und auf alle Schrift, die von Gott eingegeben ist.“ Der Statthalter wiederholte noch einmal sein Anerbieten, ihnen Bedenkzeit zu geben. Speratus aber erwiderte: „Wir alle sind Christen; wir lassen nicht von unserem Glauben an unsern Herrn Jesum Christum. Thue mit uns, was dir gefällt.“ Darauf wurden sie, weil sie sich als Christen bekannt hätten, zur Enthauptung verurtheilt. Als sie dieses Urtheil vernommen hatten, sprachen sie: „Wir danken Gott, der uns heute würdigt, uns als Märtyrer, die seinen Namen bekennen, in den Himmel aufzunehmen.“ Nach diesen Worten wurden sie abgeführt, knieten nieder, sagten Christo Dank und wurden enthauptet.

## 589.

Unter dem vandalischen Könige Hunerich wurden die Rechtgläubigen in Carthago grausam verfolgt. Als um das Jahr 484 die fromme Matrone Dionysia gezeißelt wurde, gewährte sie, daß ihr Sohn Majorik sich vor der ihm drohenden Marter entsetzte. Mit ernstem Blicke ermahnte sie ihn: „Gedenke, mein Sohn, daß wir im Namen der Dreieinigkeit getauft sind! Laß uns die Kleider des Heiles nicht verlieren, damit der Herr nicht zu uns sagen müsse: Werfet sie hinaus in die äußerste Finsterniß!“ Der Jüngling wurde durch den Zuruf seiner Mutter so gestärkt, daß er mit Freudigkeit den Märtyrertod erlitt.

590.

Von Dr. Matthäus Ragenberger, dem Leibarzt des Kurfürsten Johann von Sachsen, einem der treuesten Schüler und Freunde Dr. Martin Luthers, erzählt Andreas Boach: „Er war ein Mann, dem Gottes Wort kein Scherz, sondern ein lauterer Ernst war. Daher hatte er auch große, herzliche Lust, dasselbe zu hören und zu lesen, also, daß er sich deß nicht satt hören noch lesen und nicht genug davon reden und handeln konnte. Des Morgens war alle Tage dies sein Studium, daß er, wenn er aufgestanden war, vor allen andern Geschäften ein halb oder ganz Kapitel aus der Bibel mit Luthers Auslegung las. Hippocrates und Galenus (die medicinischen Schriften) ließ er liegen bis zu späterer Tageszeit und nahm am ersten Gottes Wort vor. Auf diese Weise hatte er viele biblische Bücher sammt Luthers Auslegung in den Frühstückunden gelesen. Dazu hatte er die Gewohnheit, daß wer von seinen Bekannten zu ihm kam, dem sagte er, was er des Tages zur Lehre und zur Warnung gelesen. Es fanden sich zuweilen Leute, welche nicht begreifen konnten, wie er als Arzt sich so viel mit Religionsfachen zu thun machen möge; denen antwortete er aber frisch weg: „Ich bin nicht auf Hippocrates und Galenus getauft, so werden sie mir auch nicht beistehen, wenn ich einmal sterben soll. Sie dienen mir und andern zu diesem Leben, so lange Gott will; aber wenn dies Leben aufhört, so gehört etwas anderes und Höheres dazu, soll man selig werden und ewig leben. Und was ich bei der Religion und Kirche thue und thun kann, das thue ich nicht ohne Beruf: ich habe Berufs genug; denn in der Taufe habe ich meinem Herrn gelobet, seinen Dienst auf's treulichste zu fördern.“

---



## Das fünfte Hauptstück.

### Das Amt der Schlüssel.

591.

Otto, Markgraf von Brandenburg, kehrte vom Zuge nach Jerusalem, mit König Heinrich gethan, nach Vollbringung vieler ritterlicher Thaten wieder glücklich heim, gerieth aber durch vielerlei Unrecht mit dem Erzbischof von Magdeburg in großen Zwiespalt, so daß der Erzbischof ihn in den Bann erklärte. Das achtete Otto zwar anfänglich nicht; da er aber einstmals über der Mahlzeit sagte: „Es ist ein altes Sprüchwort: Wer rechtmäßig im Banne ist, von dem nimmt kein Hund ein Stück Fleisch, wie gut es auch sei; ich will's versuchen, ob es wahr sei“, nahm er ein gut Stück aus der Schüssel, warf es seinem Hunde vor; der Hund roch wohl am Fleisch, wollte es aber nicht fressen und ging davon. Da befahl er, den Hund in eine Kammer zu schließen, das Fleisch ihm vorzulegen und sonst nichts zu geben. Aber über drei Tage und Nächte fand er das Fleisch ungefressen und sogar den Hund weit davon liegen. Dessen erschraf er also, daß er bald zum Erzbischof schickte, sich mit ihm vertrug, und die Absolution empfing und der Gemeinschaft der christlichen Kirche sich wieder einverleiben ließ.

592.

In St. Annenberg predigte Tegel: um selig zu werden, müsse man selbst durch gute Werke für seine Sünden genugs thun; weil aber dies unmöglich sei, so sei der einzige Weg, die Seligkeit zu erlangen, wenn man sich vom Papste einen Ablassbrief ums Geld kaufe. Nun ging damals Friedrich Myconius in die dortige Schule. Dieser sah, daß in den Ablassbriefen die Clausel stand, den Armen solle der Ablass umsonst um Gottes willen gegeben werden. Da macht er sich auf und bittet den Tegel in einer zierlichen lateinischen Rede, der Ablass möchte ihm um Gottes willen mitgetheilt werden, er sei ein Sünder, aber gar arm, bedürfe jedoch gleichwohl der Ver-

gebung der Sünden. Dem Tezel kommt dies sonderbar vor; deshalb berathschlägt er sich mit seinen Collegen, die indeß Fürbitte einlegen, er möchte dem armen Schüler den Ablass umsonst geben. Allein Tezel will durchaus nicht dran, fürchtete vielleicht, es würden solcher Bettler sich mehr finden, was ihm nicht viel in seinen Ablasskasten einbringen würde. Wie seine Gefellen dies sehen, gibt einer dem Myconius 6 Pfennige, die solle er nur für den Ablass geben, um der Form zu genügen, damit es nicht den Schein habe, als wolle er des Papstes Ansehen schwächen und des heiligen Peters Einkommen schmälern. Dem hat Myconius aus einem besonderen Geiste geantwortet: er wolle ihn nicht kaufen; wäre er's zu kaufen willens, so könnte er wohl ein Buch verkaufen und den Ablassbrief für sein eigen Geld lösen. Er begehre es umsonst; könne er's nicht so erlangen, so möchten sie Gott Rechenschaft geben, daß sie seine Seele um 6 Pfennige willen hätten verloren gehen lassen. Darauf wurde Myconius gefragt, wer ihn dahin gewiesen und ihn unterrichtet habe, daß er dies so stark treiben solle? Er antwortete, daß er von niemandem dahin gewiesen sei, sondern es von selbst auf die tröstliche Verheißung im Ablassbriefe angefangen habe, da er sonst von Natur blöde sei, und noch niemals mit solchen vornehmen Leuten, als sie wären, geredet hätte. So schied er von ihnen, ohne daß seine Bitte erfüllt wurde; doch war er getrost, weil er von seinem Vater unterrichtet war, daß Gott allen bußfertigen Sündern ihre Sünde vergebe ohne Geld, um seines lieben Sohnes Christi Gehorsams und gültigen Verdienstes willen.

## 593.

Ein Pfarrer in der Gegend von Korbach, welcher meinte, er müsse alles nach dem neuen Geschmacke einrichten, hatte auch die Privatabsolution als altes Gerümpel beseitigt und abgeschafft. Wie die Gemeinde darüber dachte, wußte er nicht. Nun war daselbst ein Bauer alten Schlags und alter Sitte, der alte Van der Ende. Wenn die Knechte und Mägde Feierabend gemacht hatten und zusammen in der Stube saßen, so sagte er: „Christophel, lang einmal den Katechismus her!“ und hielt ihnen die Lehre desselben einfältiglich vor. So hatte er's von seinen Vorfahren und so hielt er es auch. In seinem Hause gab's keine Weide für faul Geschwätz. Der kam einst in das Pfarrhaus mit der Bitte: der Herr Pfarrer sollte ihnen doch

die einzige Gefälligkeit erweisen und es in der Kirche doch lieber beim Alten lassen, nämlich daß einem jeden insonderheit die heilige Absolution oder Losprechung mit Auflegung der Hände zugeheilt würde, auf daß sie es gewiß wüßten, daß sie das liebe Gut hätten. Der Pastor wunderte sich nicht wenig über diese Bitte, aber er hielt dem freundlich ernstern, alten Manne mit den weißen Haaren stille und hat stillschweigend die alte Privatabsolutio wieder eingeführt.

## 594.

Ein artiges, etwa neunjähriges Mädchen in Stuttgart lag an einem hitzigen Fieber krank darnieder, und gerieth zugleich in große Seelenangst wegen seiner Sünden, namentlich fiel es ihm schwer auf's Herz, daß es nicht so fleißig gesponnen habe, wie die liebe Mutter verlangt, und so hoffärtig gewesen sei. Mit großer Heftigkeit riß es sich die goldenen Ringe von den Ohren, und verlangte, man sollte ihm die Kunkel vor's Bett bringen, damit es seine Versäumnisse nachholen könne. Allein obgleich man ihr hierin nachgab, fand das geängstete Gewissen doch keine Ruhe. Vergeblich wurden dem armen Kinde die tröstlichsten Sprüche zugerufen; denn es meinte in seiner Angst, seine Sünden seien größer, als daß sie ihm könnten vergeben werden. Der Jammer des Kindes und der bekümmerten Eltern ging der Jungfer Beata Sturm, genannt die Württembergische Tabea, gestorben 1730, zu Herzen, und da sie hörte, dasselbe habe ein solches Zutrauen zu ihr, daß es schon öfters gesagt: „Ja, wenn es die Jungfer Sturm auch sagt, dann will ich es glauben; denn sie lügt nicht“, so wagte sie getrost, was sie in einem andern Falle schwerlich gethan haben würde. Sie trat zu dem Bette des Kindes und sagte: „Liebe Tochter, ich will dir etwas sagen, was dich gewiß recht freuen wird.“ „O, sagen Sie es doch, liebe Jungfer Sturm, ich will's Ihnen ja gerne glauben. Ich weiß, daß Sie mich nicht belügen.“ „Nun denn, so sage ich dir und du darfst es so gewiß glauben, als wenn der Herr selbst an deinem Bette stünde und es dir sagte; denn ich rede nach der Vollmacht, die Er mir gegeben hat: Liebe Tochter! Dir sind deine Sünden alle verziehen und vergeben, insbesondere verziehen die Sünden deines Ungehorsams und deiner hoffärtigen Eitelkeit! Es wird ihrer nimmermehr gedacht. Du bist Gottes begnadigtes Kind und sollst es bleiben in Ewigkeit!“ Sowie die

Sturm dieses gesagt, so beruhigte sich das Kind, gab sich vollkommen zufrieden und die ärztlichen Mittel konnten von der Stunde an ungestört wirken.

595.

Als der kaiserliche Statthalter Botherich im Jahre 390 zu Theßalonich in einem Volksauflauf getödtet worden war, rächte dies der Kaiser Theodosius der Große dadurch, daß er im Theater ein furchtbares Blutbad anrichten ließ, worin binnen 3 Stunden über 7000 Menschen fielen. Ambrosius, der des Kaisers Jähzorn kannte, ließ ihm Zeit; darin aber beschwor er ihn, Buße zu thun, indem er ihm vorhielt: „Nur denen vergibt der Herr, welche Buße thun.“ Als der Kaiser sich mit Davids Beispiel entschuldigen wollte, ermahnte er ihn: „Du bist ihm in der Sünde gefolgt, so folge ihm auch in der Buße nach.“ Und als er in die Kirche gehen wollte, wehrte ihm Ambrosius den Eintritt, indem er zu ihm sagte: „Gemach, Kaiser, zurück! Weißt du nicht, was du gethan hast? Erkennst du die erschreckliche Mordthat noch nicht? Mit was für Augen siehst du diesen Tempel an? Wie darfst du deine Hände, die voll Bluts sind, gegen ihn ausbreiten und damit nach dem Leibe Christi greifen? Wie willst du das heilige Blut mit dem Munde empfangen, damit du das blutige und rachgierige Urtheil ausgesprochen hast? Zurück, zurück, daß du nicht übel ärger machest; gib dich unter das Band, damit ich dich in Gottes Namen binde.“ Von Ambrosius in den Bann gethan, kehrte er weinend in seinen Palast zurück und seufzte ohne Unterlaß: „Ach beides, Gottes Kirche und Himmel ist mir verschlossen!“ Von Rufinus um die Ursache seiner Thränen befragt, antwortete er: „Du weißt nicht, wie wehe mir ist. Ich muß von Herzen seufzen und klagen, wenn ich mein Elend erwäge, daß mir der Himmel selbst verschlossen ist. Denn ich erinnere mich wohl der Stimme des Herrn, da er ausdrücklich spricht: Was ihr auf Erden binden werdet, soll auch im Himmel gebunden sein.“ Darauf that er öffentliche Kirchenbuße, indem er seinen kaiserlichen Schmuck ablegte und unter Thränen Gott und die ganze Gemeinde um Verzeihung, und den Ambrosius um die Absolution bat, wobei er die Worte des Psalms anführte: „Meine Seele liegt im Staube; erquick mich, Herr, nach deinem Wort.“ So mit der ganzen Gemeinde ausgesöhnt, wurde er von Ambrosius wieder als ein Glied der Kirche aufgenommen.

596.

Dr. Christian Pontanus oder Brück, Kanzler der Herren zu Sachsen, war ein rechter Predigerfeind. Im Jahre 1562 half er dreißig Prediger, welche in Strigels falsche, synergistische Lehre nicht willigen wollten, mit ihren Weibern und Kindern aus dem Lande vertreiben. Als er nun denselben auf dem Schlosse zu Weimar im Namen des Fürsten ihren Abschied gab und sie weichen hieß, sagte einer der Prediger zu ihm: „Herr Kanzler, gedenket Ihr nicht daran, daß Ihr jetzt, da Ihr dreißig treue Prediger ins Elend jagt, dem Herrn Jesu Christo, dessen Diener wir sind, in seinen Augapfel greift? Thut Buße und höret auf, treue Diener Jesu Christi zu verfolgen, oder Gott der Herr wird Euch schwerlich und schrecklich strafen; dem wollen wir es in unserem Gebete klagen.“ Bornig erwiderte der Kanzler: „Du loser Psaffe, greife ich dem Herrn Christo in seinen Augapfel, wie du sagst, so wird er meine Hand wohl zurückstoßen, wenn es ihm wehe thut und er es fühlt.“ Was geschieht? Er ließ sich später in eine Verschwörung ein, weshalb er verurtheilt wurde, geviertheilt zu werden. Da bekannte er öffentlich, daß Nichts in seinem Herzen ihn so nage und beiße, als daß er zu den vertriebenen Predigern gesagt: der Herr Jesus würde ihm seine Hand wohl zurückstoßen, wenn er fühle, daß er ihm seinen Augapfel angegriffen habe. Solche Worte brenneten ihm jetzt schon dermaßen auf seinem Herzen und Gewissen, als wenn er bereits im höllischen Feuer säße. In seiner Angst wandte er sich an M. Johann Weidemann, ehemaligen Hofprediger in Gotha, dem er wegen seiner treuherzigen Ermahnung oft das gebrannte Herzeleid angethan hatte, und konnte sich nicht eher zufrieden geben, als bis er durch denselben von seinen Sünden absolvirt und mit dem heiligen Abendmahl versehen worden war. Auch bat er ihn, daß ein Bericht von seinem Verbrechen zur Warnung für Andere in Thüringen öffentlich auf den Kanzeln abgelesen werden möge.

597.

Eines Abends ließ sich der Kurfürst Georg I. von Sachsen vom Borne hinreißen, einen Bedienten des Nachts über in's Gefängniß werfen zu lassen. Als sein Beichtvater Hieronymus Weller dies erfuhr, ließ er sich des Morgens früh bei dem Kurfürsten anmelden, worauf alle Bedienten aus dem Gemache

weichen mußten. Während nun Weller des Zornes gedachte, schwieg der Kurfürst stille, darauf aber sagte er: „Ich höre wohl, daß Ihr Eures Amtes halber wegen gestrigen begangenen Zornes mich ermahnet. Man hat mir zwar Ursache dazu gegeben, allein ich wollt', ich hätt' es nicht gethan, und weiß es Gott, daß ich mich diese Nacht darüber bekümmert.“ Als darauf Weller ihm die Worte des Propheten Nathan sagte: „So hat der Herr auch Eure Sünde von Euch genommen“, nahm der Kurfürst solche mit Freuden und fast thränenenden Augen an, bot ihm freundlich seine Hand, und erzeugte auch dem Bedienten nachher in seinem Amte alle Gnade.

## 598.

Zu Rostock ist ein vornehmer Mann gewesen, der etliche Prediger unschuldiger Weise hatte vertreiben helfen. Als er nun auf seinem Siechbette gelegen und gemerkt, daß es mit ihm zu Ende gehe, hat er schreckliche Angst und Schmerzen wegen solcher Sünde in seinem Herzen empfunden und deswegen einen Prediger zu sich fordern lassen. Dieser, weil er wohl gewußt, wie es um ihn beschaffen und was ihn am heftigsten kränke, hat ihn ernstlich ermahnt, nicht allein im Allgemeinen sich für einen armen Sünder zu bekennen, sondern auch, wo er etwas Sonderliches auf dem Gewissen hätte, solches nicht länger zu verbergen, da er's doch nur zu seinem eigenen größten Schaden thun könne. Da er aber gar nicht damit heraus will, sondern dem Prediger das Psalterbuch, ihm daraus etwas vorzulesen, überreicht, geschieht es, indem er das Buch überreicht und den Daumen hinein hält, daß er unversehens den 32. Psalm aufschlägt und gerade auf die Worte deutet: „Da ich's wollte verschweigen, verschmachtet meine Gebeine“ 2c. Als nun der ihm zuredet, dieses sei durch Gottes sonderbare Schickung geschehen, Gott habe ihn diese Worte aufschlagen lassen, daß er dieselben nicht allein hören, sondern auch wohl überlegen und seiner Seelen Bestes beobachten solle, sind ihm die Thränen häufig über das Angesicht herabgelaufen, und er hat mit unzähligem Seufzen gesagt: „Ach, ich fühle, daß meine Gebeine auch verschmachtet und meine Kräfte vertrocknet sind, darum, daß ich meine Missethat und was mich auf dem Herzen am meisten gedrückt, bisher verschweigen wollte. Es will nicht anders sein, ich muß es bekennen, wo ich von dem inwendigen Feuer nicht gar will verzehrt sein. Bekenne daher

vor Gott und seinen Engeln im Himmel und vor Euch, seinem Diener, daß ich mich durch jene Vertreibung der Prediger schwer versündigtet. Kann auch wohl leiden, ja, bitte um Gottes willen, daß solches von den Predigstühlen öffentlich der Gemeinde angezeigt werde, wie ich meine Sünden erkannt und beueuet habe!“ Nach geschehenem Bekenntniß ist er ferner in diese Worte freudig ausgebrochen: „Wie ist mir doch so wohl gegen vorhin! Nun bin ich mit meinem Gewissen zufrieden, und danke Gott, daß es so weit mit mir gekommen ist!“ Worauf er die Absolution und das heilige Abendmahl andächtig empfangen und in wenig Tagen ganz getrost und selig sein Leben geendet hat.

599.

Hugo Grotius war auf der Rückreise von Stockholm nach seinem Gesandtschaftsposten in Paris 1645 durch Schiffbruch an die unwirthbare Küste von Raskuben verschlagen und auf elendem Gefährt nach Rostock gebracht worden. Hier ließ er den lutherischen Professor Joh. Quistorp, den Aelteren, als Beichtvater an sein Sterbebette rufen. Quistorp erzählte: „Ich drückte ihm aus, wie es mich gefreut haben würde, wenn es mir vergönnt gewesen wäre, ihn als Gesunden zu begrüßen. Grotius antwortete: ‚Es hat Gott so gefallen.‘ Ich äußerte den Wunsch, daß Gott auf sein reumüthiges Gebet sich seiner erbarmen möge. Er antwortete: ‚Ich bin jener arme Zöllner.‘ Ich hielt ihm vor, daß außer Christo kein Heil sei. Seine Antwort lautete: ‚Allein auf Christum ist meine Hoffnung gegründet.‘ Ich sprach ihm das deutsche Lied vor: ‚Herr Jesu Christ, wahr Mensch und Gott.‘ Mit gefalteten Händen und leiser Stimme wiederholte er es. Ich fragte ihn, ob er mich verstanden hätte: er bejahte es.“

600.

Als Herzog Bogislaw von Pommern 1523 vom Reichstage zu Worms nach Hause zog, nahm er seinen Weg über Wittenberg und hörte Dr. Luther predigen. Nach verrichtetem Gottesdienst sagte er zu ihm: „Herr Vater, ich möchte gerne beichten!“ Luther, ebenso fern von aller Menschenfurcht und Menschengefälligkeit, als aufrichtig und treu, erwiderte: „Wohl; Euer F. Gnaden ist ein großer Herr, und wird ohne Zweifel auch

ein großer Sünder sein.“ Dies verdroß den Herzog ganz und gar nicht, er fand sich vielmehr im Gewissen getroffen und sagte: „Ja, es ist wahr.“

601.

Als im Jahre 1558 bei dem Herzog Ernst von Braunschweig und Lüneburg der Gesandte eines mächtigen Fürsten verweilte und mit in die Kirche ging, ließ er sich zwar die Predigten und Ceremonien wohlgefallen, aber das mißfiel ihm sehr, daß man nach allen Predigten sang: „Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort und steur des Papsts und Türken Mord.“ Er sagte, es wäre gar unbillig, daß man den Papst mit dem Türken vergliche, da er doch der Christenheit Hülfe wider den Türken leistete, und bat den Fürsten, das Lied abzuschaffen. Aber der fromme christliche Fürst gab diese Antwort: „Mein Prediger ist nicht dazu berufen, daß ich ihm sagen soll, was er predigen und singen soll, sondern dazu ist er berufen, daß er an Gottes Statt aus seinem Worte mir und allen den Meinigen sagen soll, was wir glauben und thun sollen, daß wir selig werden. Ihn sollen wir hören und ihm folgen, als Gott und Christo selber, Matth. 10. Luc. 10. Darum weiß ich ihm dies Lied zu singen nicht zu verbieten; wollt Ihr's nicht hören, so bleibet aus der Kirche oder ziehet heim.“

---

## Das sechste Hauptstück.

### Das Sacrament des Altars.

---

602.

Andreas Carlstadt war so ehrgeizig, daß er Luthern einst ins Gesicht sagte: „Ich will auch gerne groß werden.“ Um sich einen großen Namen zu machen, erregte er nicht bloß die Bilderstürmerei und andere Schwärmerei, sondern er brachte auch die seelenverderbliche Irrlehre auf, daß im Abendmahle der wahre Leib und Blut Christi nicht gegenwärtig sei. Vergeblich bemühte sich Luther mit allem Fleiße, ihn zu bekehren.



Der unruhige Mann stiftete überall nur Unheil und Verwirrung an, bis er nach der Schweiz entwich, wo er zuletzt in Basel als Prediger starb. Auch dort richtete er nur Verderben an; wie aus dem Berichte der Prediger von Basel über sein Ende hervorgeht, worin sie klagen: „Carlstadt ist ein Verderber unsrer Kirchen gewesen.“ Nach ihren Mittheilungen hat er ein unfeliges und unheimliches Ende genommen.

## 603.

Zwingli lehrte anfänglich vom heiligen Abendmahl ebenso, wie Luther. Was ihn bewog, darüber eine neue Lehre aufzustellen, erzählt er selbst in seiner Schrift: „Subsidium“ 2c., vom Jahre 1525. Nachdem er nämlich darin gemeldet hatte, daß er am 11. April zu Zürich mit einem gewissen Stadtschreiber öffentlich über die Messe disputirt habe, so fährt er fort: „Als aber der 13. April kam (ich erzähle, was wahr ist und zwar so wahr, daß, wenn ich es verschweigen wollte, das Gewissen mich zwingen würde, zu offenbaren, was mir der Herr verliehen hat, ob ich wohl weiß, welchem Hohn und Gelächter ich mich damit aussetze) — als, sage ich, der 13te Tag des Aprils anbrach, da war mir's im Traume, als disputirte ich wieder mit großem Verdrusse mit jenem Gegner, dem Stadtschreiber, und als wäre ich dabei so verstummt, daß ich das, was ich doch recht wohl wußte, nicht aussprechen konnte, weil mir die Zunge ihren Dienst versagte. Diese Beklommenheit schien mich außer aller Fassung zu setzen, wie bisweilen Träume in trügerischer Nacht mit uns zu spielen pflegen; denn wir erzählen, was uns betrifft, nichts weiter als einen Traum, obgleich es nichts geringer ist, was wir durch den Traum gelernt haben aus Gottes Gnade, zu dessen Ehre allein wir dieses melden. Da schien mir auf einmal ein Antwohner da zu sein (ob er schwarz oder weiß gewesen sei, kann ich mich nicht erinnern; denn ich berichte einen Traum); dieser sagte: „Was antwortest du, Verzagter, ihm nicht, was 2 Mos. 12. geschrieben steht: Denn es ist Passah, das bedeutet den Durchgang des Herrn?“ So bald ich diese Erscheinung gehabt hatte, wachte ich auf und sprang aus dem Bette. Nun betrachtete ich die Stelle zuerst nach der griechischen Uebersetzung von allen Seiten, und sprach hierauf darüber, so gut ich konnte, vor der ganzen Versammlung, welche Rede, wo man sie annahm, bei allen denen jeden Nebel zerstreute, die bisher noch deswegen

ungewiß gewesen waren, weil sie dachten, daß in Gleichnissen so geredet werde." Zwingli's Lehre ist sonach auf einen Traum gebaut.

604.

Ein Doctor auf der Universität in R., der doch ein rechter Papist war, disputirte daselbst einmal öffentlich und brachte diesen Beweis vor: „Eines Menschen Testament, wenn es bestätigt ist, darf man nicht ändern, viel weniger Gottes; nun ist aber das Abendmahl unter beider Gestalt Gottes Testament, darum darf und soll man es nicht ändern.“ Nach der Disputation ging er mit einem vornehmen Bürger heraus und fragte ihn: „Wie gefällt euch meine Disputation?“ „Sehr wohl“, erwiderte jener, und indem er ihm fein säuberlich auf die Achsel klopfte, fügte er hinzu: „Der Knecht, der des Herrn Willen weiß und thut ihn nicht, wird zwiefältig geschlagen werden.“ Am andern Tage starb der Doctor eines schnellen Todes.

605.

Während des Reichstages zu Augsburg 1530 gerieth Herzog Johann Friedrich von Sachsen mit etlichen Papisten, unter welchen Dr. Et. Hahn im Korbe war, in ein Gespräch und fragte sie, „wie es doch käme, daß sie den Laien im heiligen Abendmahle den Kelch vorenthielten, da doch der Herr Christus sage: Trinket alle daraus, was denn das Wort ‚alle‘ hieße?“ Hierauf antwortete Et: „Alle“ heißt die geweihten Priester, die sollen allein daraus trinken.“ „Wohl“, sagte der Fürst, „daraus muß folgen, daß ihr geweihten Mönche und Pfaffen alle mit einander böse Schälke und Buben sein müßt, weil Christus sagt: Ihr seid rein, aber nicht alle. Das ist Eurer Erklärung nach: Ihr Laien seid fromm und rein, aber nicht die Priester und Pfaffen.“ Hierüber wurden die guten Herren schamroth, und mußten dem Herzog das Zeugniß geben, daß er in der heiligen Schrift wohl belesen und geübt sei.

606.

Der englische Ritter John Oldcastle, Lord Cobham, war ein gewaltiger Eiferer gegen die Greuel des Papstthums. Der König suchte durch Güte ihn für Rom zu gewinnen. Cobham entgegnete jedoch mit edler Freimüthigkeit: „Euch, mein König, bin ich immer bereit zu gehorchen, weil Ihr der bestellte

Diener Gottes seid, und das Schwert führt, die Uebelthäter zu bestrafen. Was aber den Papst und seine geistliche Herrschaft betrifft, so bin ich ihm keinen Gehorsam schuldig und werde ihm auch keinen leisten. Denn so wahr Gottes Wort die Wahrheit ist, so ist es mir völlig klar, daß der Papst von Rom der große Antichrist ist, das Kind des Verderbens, der offenbare Feind Gottes, und der Greuel, der an heiliger Stätte steht." Da überließ der König den Ritter der Wuth seiner Feinde. Vor dem Erzbischof Arundel legte er ein herrliches Bekenntniß ab gegen die Brodverwandlungslehre, die Ohrenbeichte, Wallfahrten, Bilder- und Reliquien-Verehrung. Im Verhör fragte der Erzbischof: „Glaubt Ihr, daß nach der Weihe noch wirkliches Brod vorhanden ist?“ Cobham erwiderte: „Die heilige Schrift sagt hievon nichts. Ich glaube, daß der Leib Christi vorhanden ist unter der Gestalt des Brodes. Im Sacrament ist beides, der Leib Christi und das Brod. Das Brod sehen wir mit den Augen, der Leib Christi wird bloß mit dem Glauben gesehen.“ Da riefen die Bischöfe durcheinander: „Keterei, Keterei!“ Einer vor allen rief mit gellender Stimme, das sei eine schwere Sünde, es Brod zu nennen. Der Lord entgegnete: „Der Apostel Paulus war wohl so weise und ein so guter Christ, als Ihr, und doch nennt er es Brod, wenn er sagt: Das Brod, welches wir brechen, ist das nicht die Gemeinschaft des Leibes Christi? 1 Cor. 10, 16. Kurz und gut, ich glaube der heiligen Schrift von ganzem Herzen, aber ich habe keinen Glauben an eure abgeschmackten Gesetze; ihr gehört nicht zur heiligen Kirche Christi, wie eure Thaten deutlich beweisen.“ Die Priester erkannten für diesen erleuchteten Bekenner einen besonders qualvollen Tod, damit gerade an diesem so hochgestellten Manne ein recht abschreckendes Beispiel gegeben werden möge. Zuerst ward der edle Lord auf die Felsen von St. Giles geschleift. Doch der Märtyrer ging dem schmachvollen Tode mit dem unerschrockensten Muthe und einer triumphirenden Freude entgegen. Er ermahnte das Volk mit kräftigen Worten, sich allein an die heilige Schrift zu halten und den falschen Lehrern zu entsagen, deren Leben und Wandel Christo und seiner Religion so entgegen wären. Als er geendigt, ergriffen ihn die Henker, hingen ihn mit Ketten an einen gabelförmigen Balken, und zündeten unter demselben ein Feuer an, damit er so durch die emporschlagenden Flammen langsam von unten auf zu Tode

gequält würde. Cobham hat seinen Mund nicht aufgethan, sondern still und gelassen den Tod erlitten. Das geschah im Jahre 1417.

## 607.

Kurz vor seinem Tode schrieb der selige Matthesius an einen Freund: „O mein lieber Gigas, halt fest am Wort! Da ich vor etlichen Jahren die vier Worte: ‚Das ist mein Leib‘ verlor, und sie mit Menschenaugen ansah, erschrak ich und kam in große Anfechtung, Angst und Trübsal. Aber ich hielt an am Gebet und ergriff wieder die Mutterbrust, Ps. 131., und ließ hierin Ptolemäus und Euclid mit ihrem Messen und Rechnen fahren; da ward ich wieder im Gewissen still und fröhlich.“

## 608.

Der Bischof Cyprian hat die Märtyrer, wenn sie zum Tode gehen sollten, mit dem heiligen Abendmahle gewappnet, und wenn sie es genossen, zu ihnen gesagt: „Nun seid ihr genugsam getröstet. Gehet jetzt hin in Gottes Namen. Diese Speise wird euch dermaßen stärken, daß ihr alle Marter und Pein um Christi willen geduldig und mit Freuden erleiden könnet.“

## 609.

Kaiser Karl der Große, gestorben 814, begehrte vor seinem Abschied das heilige Abendmahl. Nachdem er es empfangen, sprach er mit großer Andacht: „Herr, ich in Dir und Du in mir, das dank ich Dir!“

## 610.

Als der tapfere Ungar Johann Hunniades Corvinus sich seinem Ende näherte, ermahnte ihn ein Prediger, sein Haus zu bestellen und sich zu einem seligen Ende vorzubereiten. Corvinus antwortete: „Das ist ein elender, unbesonnener Mensch, der dies bis an sein Ende aufsparen will, wo oft die Todesangst ihm hierzu keine Zeit läßt. Gott sei die Ehre, zu diesen Nachlässigen gehöre ich nicht! Den größten Theil meines Lebens brachte ich in Todesgefahr zu, darum bereitete ich mich längst auf diese letzte Stunde vor. Ich bin reisefertig und begehre nichts, als noch einmal das heilige Mahl des Herrn. Ihr aber, lieben Söhne und Freunde, verbittert mir nicht durch euer Weinen meine Freude, daß ich aus diesem Jammerthal zu Gott gehe, sondern wünschet mir vielmehr Glück dazu!“

611.

Wie wunderbar Gott seine Güte in der Befehdung Kaiser Karls V. bewies, erzählt weitläufig Dr. Olearius, Wunderbare Geschichten, Th. 2, Gr. 3. S. 722 ff. Karl liebte die Schriften des heil. Bernhard; besonders gefielen ihm dessen Worte in der dritten Predigt von der Verkündigung Mariä: „Laß mich frühe hören deine Gnade, denn ich hoffe auf dich. Denn du gießest das Del deiner Barmherzigkeit nirgends hin, als in die Gefäße des Glaubens.“ Insonderheit empfahl ihm sein Beichtvater, Dr. Constantinus, Bernhard's goldene Worte, worin er von dem Rathschluß der Erlösung sagt: „Vor allen Dingen ist es noth, daß man glaube, man habe die Vergebung der Sünden nicht, als nur durch Gottes Vergebung. Darnach auch, daß man nichts haben könne, das ein gutes Werk hieße, es sei denn, daß er es einem gebe. Endlich, daß man das ewige Leben durch keine Werke könne verdienen, wenn nicht dasselbe aus Gnaden und umsonst geschenkt werde. Denn wer kann einen rein machen, der aus unreinem Samen gezeugt ist, als der allein rein ist? Wenn du deshalb glaubst, deine Sünden können nicht getilget werden, denn allein von dem, an dem du allein gesündigt hast, und der keiner Sünde schuldig ist, so thust du wohl. Es gehöret aber noch dieses dazu, daß du glaubest, deine Sünden seien dir durch ihn vergeben. Dies ist das Zeugniß, welches der Heilige Geist bezeugt unserm Geiste, wenn er spricht: Dir sind deine Sünden vergeben. Denn so hält der Apostel dafür, daß der Mensch gerecht werde aus Gnaden durch den Glauben.“ Ueber diese Worte Bernhard's hat sich Karl sonderlich gefreut, und bei Abnahme seiner Kräfte sein Vertrauen von dem Verdienst seiner Werke auf das Verdienst Christi gewendet, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt genommen, und mit diesen Worten: „O du allersüßester Heiland, du bleibest in mir, auf daß ich ewig bleibe in dir“, sein Leben beschloßen.

612.

Als der Doctor Meisner kurz vor seinem Abschiede aus dieser Welt das heilige Abendmahl empfangen, hub er seine Augen auf gen Himmel, also sprechend: „O HErr Jesu Christe, Du hast mich gespeiset mit Deinem Leibe und getränkt mit Deinem Blute, darum glaube ich, daß Du mir damit alles schen-

fen wirft. Ich hülle mich ganz und gar in Dich, halte mich (hiermit schloß er die Arme um seinen Leib und schüttelte sich mit ganzer Macht) ganz fest an Dir und will Dich nicht lassen. O Herr Jesu, Du speisest und tränkest diesen meinen Leib, darum so kann er nicht in der Erde bleiben, sondern muß dermaleinst auferstehen und hervorkommen. Ihr armen Leute, die ihr hier um mich steht, ihr seid im Jammerthal, ich komme in den Himmel und FreudenSaal; ihr gedenket wohl, es geschehe mir übel, aber ihr wisset nicht, wie wohl mir geschieht; um euch ist lauter Finsterniß; im Himmel, da ich hin will, ist's licht und lauter Herrlichkeit; da will ich hin, da bin ich ein rechter Freiherr und von aller Mühe und Arbeit erledigt."

## 613.

Georg Hans, Pfalzgraf zu Beldenz und Lautereden, gestorben 1592, segnete, als er sein Ende fühlte, seine zwei jüngsten Kinder mit vielen Thränen und empfahl seine Gemahlin Anna, eine Tochter des Königs Gustav von Schweden, und alle seine Kinder dem himmlischen Vater im Gebete. Ehe er hierauf das heilige Abendmahl empfing, beichtete er vor allen seinen Hausgenossen in sehr demüthigen Worten, indem er unter anderem sagte: „Ich weiß und bekenne, daß ich ein armer großer Sünder bin; ich habe Hölle und Verdammniß verdient, und bin nicht werth, daß ich Gottes Kind heißen soll. Ach Herr, laß mich mit den Hündlein die Brosamen essen, die von Deinem Tische fallen; laß mich sein wie der Schächer am Kreuz. Ich weiß Dir freilich kein anderes Opfer darzubringen, als ein zer Schlagenes Herz und einen geängsteten Geist. Ach! mehre mir meinen schwachen Glauben und lösche nicht aus einen glimmenden Docht." Nachdem er das heilige Abendmahl mit seiner Gemahlin empfangen hatte, sprach er getrost und freudig: „Dafür sei Gott gelobt!" schlug dreimal auf seine Brust und sprach: „Nun, nun, nun weiß ich, daß ich Vergeltung meiner Sünden habe durch das Verdienst und den wahren Leib und Blut meines Heilandes Jesu Christi." Am Abend fragte ihn sein Beichtvater nochmals, ob er standhaft bleiben wolle an seinem Heiland Jesu Christo? Er antwortete mit einem wiederholten „Ja!", legte die Hände kreuzweis über einander, und entschlief sanft und ruhig in dem Herrn, seinem Gott.

Der König Friedrich II. hatte den alten General von Zietzen einmal am stillen Freitage zu einem Gastmahl einladen lassen. Zietzen aber entschuldigte sich, daß er nicht erscheinen könne, weil er an diesem hohen Festtage immer zum heiligen Abendmahle zu gehen pflege, und dann gerne in seiner andächtigen Stimmung bleibe. Als Zietzen das nächste Mal wieder zur königlichen Tafel erschien, richtete der König die gotteslästerliche Frage an ihn: „Nun, Zietzen, wie ist Ihm das Abendmahl am Charfreitag bekommen?“ Ein lautes Gelächter aller Gäste schallte durch den Saal. Der alte Held aber schüttelte unwillig sein graues Haupt; er stand auf, und nachdem er sich tief vor dem König geneigt, richtete er mit lauter, fester Stimme folgende Worte an ihn: „Eure Majestät wissen, daß ich im Kriege keine Gefahr gefürchtet, und überall, wo es darauf ankam, mein Leben für Sie und das Vaterland gewagt habe. Diese Gesinnung befeelt mich auch heute noch; und wenn es nützt und Sie es befehlen, so lege ich mein graues Haupt gehorsam zu Ihren Füßen. Aber es giebt Einen über uns, der ist mehr als Sie und ich, mehr als alle Menschen, das ist der Heiland und Erlöser der Welt, der für Sie gestorben und uns alle mit seinem Blute theuer erkaufte hat. Diesen Heiligen lasse ich nicht antasten und verhöhnern, denn auf ihm beruht mein Glaube, mein Trost und meine Hoffnung im Leben und im Tode. In der Kraft dieses Glaubens hat Ihre brave Armee muthig gekämpft und gesiegt. Untergraben Eure Majestät diesen Glauben, so untergraben Sie zugleich damit die Staatswohlfaht. Das ist gewißlich wahr; halten zu Gnaden.“ Der König war von dieser Rede sichtbar ergriffen. Er stand auf, reichte dem wackern, christlichen General die rechte Hand, legte die linke auf seine Schulter, und sprach bewegt: „Glücklicher Zietzen! möchte auch ich es glauben können! Ich habe allen Respect vor Seinem Glauben; halte Er ihn fest, es soll nicht wieder geschehen.“ Eine tiefe feierliche Stille trat ein; Keiner hatte den Muth, ein Wort weiter zu reden. Der König hob die Tafel auf, und reichte Zietzen die Hand mit den Worten: „Komm Er mit in mein Cabinet.“

---